

Tony Westermayr
Landkarte © 1977 by Random House, Inc.
Umwelthinweis:
Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.
Das Papier enthält Recycling-Anteile.
Der Goldmann Verlag
ist ein Unternehmen der Verlagsgruppe Bertelsmann
© der Originalausgabe 1977 by Terry Brooks
This translation published by arrangement with Ballantine Books,
a division of Random House, Inc.
© der deutschsprachigen Ausgabe 1978
by Wilhelm Goldmann Verlag, München
Dieser Band erschien 1978 im Goldmann Verlag
unter der alten Nummer 23274
Umschlagentwurf: Design Team München
Umschlagillustration: Gebrüder Hildebrandt/Random House, New York
Satz: Mohndruck, Gütersloh
Druck: Eisnerdruck, Berlin
Verlagsnummer: 23829
SN • Herstellung: Peter Papenbrok/sc
Made in Germany
ISBN 3-442-23829-3
13 15 17 19 20 18 16 14 12

Kapitel 1

Der Morgen graute über den beherrschenden Graten und Gipfeln der Drachenzähne mit einer kalten, düsteren Entschlossenheit, die weder heiter noch willkommen war. Wärme und Helligkeit der aufgehenden Sonne wurden von niedrigen Wolkenformationen und dichtem Nebel, der sich zwischen den dräuenden Höhen niederließ und regungslos verharrte, völlig abgeschirmt. Der Wind fegte mit wilder Kraft über den nackten Fels, fauchte durch Schluchten und schroffe Abstürze, über Hänge und Grate, stürzte sich auf die dürftige Vegetation und glitt doch mit ungreifbarer Schnelligkeit durch das Gemisch aus Wölken und Nebelschwaden, um es auf unerklärliche Weise unberührt zu lassen. Das Geräusch des Windes war wie das tiefe Brausen des Meeres, das an freien Strand brandet, schwer und wogend, die nackten Gipfel mit einem eigenartigen Rauschen umtönend, das, war man nur lange genug davon eingehüllt, eine eigene Stille hervorrief. Vögel hoben und senkten sich mit dem Wind, ihre Schreie klangen zerstreut und dumpf. In dieser Höhe gab es nur wenige Tiere - vereinzelte Herden einer besonders zähen Gattung von Bergziegen und kleine, pelztragende Mäuse, die in den innersten Spalten der Felsen lebten. Die Luft war mehr als kühl; sie war bitter kalt. Schnee bedeckte die Höhen der Drachenzähne, und der Wandel der Jahreszeiten hatte wenig Einfluß in dieser Höhe auf eine Temperatur, die selten über den Nullpunkt stieg.

Es war ein tückisches Gebirge, riesig, hochragend und unglaublich massiv. An diesem Morgen schien es von einer seltsamen Erwartung erfüllt zu sein, und die acht Männer, die den kleinen Trupp aus Culhaven bildeten, wurden das Gefühl der Beunruhigung nicht los, das ihre Gedanken beschäftigte, als sie immer tiefer in das kalte Grau hineinstapften. Es war mehr als die bedrückende Prophezeiung Brimens oder selbst die Erkenntnis, daß sie bald versuchen sollten, die verbotene Halle der Könige zu durchschreiten. Irgend etwas wartete auf sie, etwas,

das geduldig und verschlagen war, eine Lebenskraft, verborgen in dem nackten, felsigen Gelände, durch das sie zogen, erfüllt von rachsüchtigem Haß auf sie, auf der Lauer, während sie sich tiefer in das riesige Gebirge vorwärts kämpften, hinter dem das uralte Reich Paranor lag. Sie marschierten in einer unregelmäßigen Reihe nach Norden, auseinandergezogen als Silhouetten vor dem nebligen Hintergrund, eng in wollene Mäntel gekleidet, um sich vor der Kälte zu schützen, die Köpfe gesenkt. Die Hänge und Schluchten waren bedeckt mit Geröll und durchzogen von verborgenen Spalten, die das Fortkommen erschwerten. Mehr als einmal stürzte einer aus der kleinen Gruppe in aufstiebigem Geröll und Staub zu Boden. Aber das verborgene Ding zog es vor, nicht in Erscheinung zu treten; es begnügte sich damit, wissen zu lassen, daß es da sei, und darauf zu warten, daß dieses Wissen den Widerstand der acht Männer untergrub. Dann würden aus den Jägern Gejagte werden.

Es dauerte nicht lange. Beharrlich nagten Zweifel an ihren erschöpften Gemütern - Zweifel, die phantomgleich aus den Ängsten und tief verborgenen Geheimnissen der Männer aufstiegen. Durch die Kälte und das Brausen des sich steigernden Windes voneinander getrennt, blieb jeder für sich, und die Unfähigkeit, sich miteinander verständigen zu können, steigerte das wachsende Gefühl der Unruhe nur noch. Höndel war der einzige, der dagegen immun zu sein schien. Seine schweigsame, einzelgängerische Natur hatte ihn abgehärtet gegen Selbstzweifel, und sein um Haaresbreite gelungenes Entkommen aus den Fängen der aufgebrachten Gnome im Jade-Paß hatte zumindest vorübergehend jede Todesfurcht in ihm ausgelöscht. Er war dem Tod nah gewesen, so nah, daß ihn am Ende nur der Instinkt gerettet hatte. Die Gnomen waren aus allen Richtungen auf ihn losgestürzt, bedenkenlos den Hang hinaufgestürmt, so wutentbrannt, daß allein Blutvergießen ihrem Haß ein Ventil verschaffen konnte. Er war blitzschnell in die Randgebiete des Wolfsktaags entwischt und hatte sich im Dickicht verborgen, während die Gnome ihre Kräfte verausgabten, bis einer von ihnen in Reichweite gekommen war. Es hatte nur Sekunden gedauert, den Ahnungslosen zu betäuben, den Gefangenen in seine unverwechselbare Zwergkleidung zu stecken und dann um Hilfe zu schreien. Die Gnome vermochten in der Dunkelheit, geblendet durch ihre Erregung, nichts anderes zu erkennen als das Gewand. Sie rissen ihren eigenen Genossen in Stücke, ohne es zu ahnen. Höndel hatte sich weiter verborgen gehalten und war am nächsten Tag heimlich durch den Paß geschlüpft, ein weiteres Mal davongekommen.

Die Leute aus dem Tal und die Elfen verfügten nicht über Höndels starkes Selbstvertrauen. Die Prophezeiung des Schattens von Brimen hatte sie betäubt. Im Geheul des stürmischen Bergwindes schienen die Worte sich unablässig zu wiederholen. Einer von ihnen würde sterben müssen. Gewiß, die Prophezeiung hatte es anders ausgedrückt, aber der Sinn war unverwech-

selbar. Eine bittere Aussicht für sie, die keiner einfach hinnehmen wollte. Auf irgendeine Weise gedachten sie einen Weg zu finden, um die Voraussage Lügen zu strafen.

Allanon, weit voraus, die riesige Gestalt vorgebeugt im Wind, sann über die Ereignisse nach, die im Tal von Shale stattgefunden hatten. Zum hundertsten Mal dachte er an die seltsame Begegnung mit dem Schatten Brimens, des uralten Druiden, der dazu verdammt war, im Zwischenreich zu wandeln, bis der Dämonen-Lord endgültig besiegt war. Es war jedoch nicht die Erscheinung des wandernden Geistes, die ihn jetzt so verstörte. Es war das entsetzliche Wissen, das er in sich trug, tief verborgen unter seinen schwärzesten Wahrheiten. Sein Fuß stieß gegen einen Felssporn, so daß er stolperte und nur mühsam das Gleichgewicht halten konnte. Ein kreisender Habicht im Grau ließ einen schrillen Schrei hören und stieß über einem fernen Grat aus dem Himmel herab. Der Druiden drehte den Kopf, als die dünne Reihe hinter ihm versuchte, Anschluß zu halten. Er hatte von dem Schatten mehr erfahren als die Worte der Prophezeiung. Davon hatte er den anderen jedoch nichts gesagt, die ganze Wahrheit jenen, die ihm vertrauten, verschwiegen, so wie er ihnen auch nicht die ganze Geschichte hinter dem legendären Schwert von Shannara erzählt hatte. Seine tiefliegenden Augen glühten vor innerer Wut über die mißliche Lage, in die er sich versetzt hatte, weil er ihnen nicht alles anvertraut hatte, und für einen Augenblick überlegte er, ob er das nicht doch nachholen sollte. Sie hatten alle so viel gegeben, und dabei war das erst der Anfang... Aber Augenblicke später schob er den Gedanken unwirsch beiseite. Die Notwendigkeit war eine mächtigere Göttin als die Wahrheit.

Das Morgengrauen ging langsam in das Grau des Mittags über, und der Marsch ins Gebirge wurde fortgesetzt. Die Grate und Hänge kamen und gingen mit einer tristen Eintönigkeit, die in den Gehirnen der erschöpften Wanderer den Eindruck erweckte, als kämen sie überhaupt nicht voran. Vor ihnen erhob sich eine riesige, hochragende Kette von Gipfeln düster vor dem nebligen Horizont im Norden, und es sah ganz so aus, als schritten sie direkt auf eine Mauer aus undurchdringlichem Gestein zu. Dann gelangten sie in eine breite Schlucht, die steil hinabführte zu einem schmalen, gewundenen Pfad zwischen zwei hohen Felswänden, wo er sich im dichten Nebel verlor. Allanon führte sie in das wirbelnde Grau, als der Horizont verschwand und der Wind erstarb. Die Stille trat schlagartig und unerwartet ein, klang beinahe wie ein gehauchtes Wispern durch die gewaltigen Felsmassive und sprach mit gedämpfter, behutsamer Stimme in die Ohren der sich dahintastenden Wanderer. Dann verbreiterte sich der Paß ein wenig, der Nebel lichtete sich und zeigte eine hohe, höhlenartige Öffnung in der Felswand, wo der Schlängelpfad aufhörte.

Der Zugang zur Halle der Könige.

Er war ehrfurchtgebietend, majestätisch, erschreckend. Auf

beiden Seiten des schwarzen Eingangs stand je eine gewaltige steinerne Statue, in den Fels gehauen, weit über dreißig Meter hoch im schwarzen Gestein. Die steinernen Wächter waren in Gestalt von rüstungsbewehrten Kriegern geformt worden, wachsam im Halbdunkel stehend, die Hände auf den Knäufen riesiger Schwerter, deren Spitzen an ihren Füßen standen. Ihre verwitterten, bärtigen Gesichter waren zernarbt von Zeit und Wind, aber die Augen wirkten beinahe lebendig, starr auf die acht Sterblichen gerichtet, die an der Schwelle der uralten von ihnen bewachten Halle standen. Über dem großen Eingang dienten drei in den Fels gemeißelte Wörter in einer seit Jahrhunderten vergessenen alten Sprache als Warnung für jene, die einzutreten gedachten, mit dem Hinweis, daß dies das Grabmal der Toten sei. Hinter der riesigen Öffnung gab es nur Schwärze und Stille.

Allanon versammelte die anderen um sich und sagte:

»Vor vielen Jahren, vor dem Ersten Krieg der Rassen, diente ein Kultus von Männern, deren Ursprünge sich in der Zeit verloren haben, als Priester für die Totengötter. In diesen Höhlen begruben sie die Monarchen der vier Länder zusammen mit ihren Familien, Dienern, bevorzugten Gütern und einem großen Teil ihres Reichtums. Die Legende behauptete, daß nur die Toten in diesen Kammern überdauern konnten, und nur die Priester erhielten die Erlaubnis, die Bestattung der toten Herrscher zu sehen. Alle anderen, die hier eindringen, wurden nie mehr gesehen. Mit der Zeit starb der Kult aus, aber das in der Halle der Könige eingeführte Böse blieb bestehen, blind den Priestern dienend, deren Gebeine Jahre zuvor in die Erde zurückgekehrt waren. Nur wenige gelangten je hindurch...« Er unterbrach sich, als er in den Augen seiner Zuhörer die unausgesprochene Frage las. »Ich bin durch die Halle der Könige gegangen - ich allein aus dieser Zeit, und nun ihr. Ich bin ein Druide, der letzte, der noch auf dieser Erde wandelt. Wie Brimen, wie vor ihm Brona, habe ich die schwarzen Künste studiert und bin ein Zauberer. Ich besitze nicht die Macht des Schwarzen Lords - aber ich kann uns sicher durch diese Höhlen zur anderen Seite der Drachenzähne führen.«

»Und dann?« Balinors Frage tönte leise aus dem Nebel.

»Ein schmaler Felspfad, von den Menschen >Drachenfalte< genannt, führt aus dem Gebirge hinab. Dort angelangt, werden wir Paranor vor uns sehen.«

Lange herrschte verlegenes Schweigen. Allanon wußte, was die anderen dachten, ging aber nicht darauf ein. Er fuhr fort:

»Hinter diesem Eingang gibt es eine Anzahl von Gängen und Höhlen, ein Labyrinth für den, der den Weg nicht weiß. Manche Stellen sind gefährlich, andere nicht. Bald nach dem Eintreten werden wir den Tunnel der Sphinx erreichen, Riesenstatuen wie diese Wächter hier, aber halb Mensch, halb Tier. Wer in ihre Augen blickt, wird auf der Stelle in Stein verwandelt. Ihr müßt also Augenbinden tragen. Außerdem seilt ihr euch an. Ihr müßt euch

auf mich konzentrieren, nur an mich denken, denn ihr Wille, ihr geistiger Befehl, ist stark genug, euch zu zwingen, die Binden von den Augen zu reißen und in ihre Augen zu starren.«

Die sieben Männer sahen einander betroffen an. Sie begannen an der Weisheit des ganzen Unternehmens bereits zu zweifeln, während Allanon seinen Vortrag fortsetzte:

»Hinter den Sphinxen führen einige harmlose Korridore zum Gang der Winde, einem Tunnel, bewohnt von unsichtbaren Wesen, Banshies genannt, nach den legendären Astralgeistern. Sie sind nicht mehr als Stimmen, aber diese Stimmen vermögen Sterbliche in den Wahnsinn zu treiben. Ihre Ohren werden zur Sicherheit verschlossen, aber wieder kommt es darauf an, daß ihr euch auf mich konzentriert, euren Geist von dem meinen überdecken laßt, um zu verhindern, daß er der vollen Wirkung dieser Stimmen ausgesetzt ist. Ihr müßt euch entspannen und dürft euch nicht gegen mich wehren. Versteht ihr?«

Er zählte siebenmal ein kaum wahrnehmbares Kopfnicken.

»Nach dem Korridor der Winde werden wir im Grabmal der Könige sein. Dann kommt nur noch ein Hindernis...« Er verstummte und richtete den Blick wachsam auf den Höhleneingang. Einen Augenblick lang schien es, als wolle er den Satz zu Ende führen, aber statt dessen winkte er sie zum dunklen Eingang. Sie standen unsicher zwischen den Steinriesen, während der graue Nebel die hohen Felswände ringsum einhüllte. Die schwarze, gähnende Öffnung lag vor ihnen wie das offene Maul eines riesigen Raubtiers. Allanon zog eine Reihe von breiten Stoffstreifen hervor und gab jedem einen davon. Mit einem langen Kletterseil banden sie sich aneinander fest, Durin mit seinen sicheren Füßen übernahm die Führung, der Prinz von Callahorn bildete die Nachhut. Die Augenbinden wurden umgelegt, und die Männer faßten sich an den Händen, um eine Kette zu bilden. Augenblicke danach zog die Kolonne bedachtsam durch den Eingang zur Halle der Könige.

In den Höhlen herrschte eine tiefe, lastende Stille, verstärkt durch das plötzliche Ersterben des Sturmwindes und ihrer hallenden Schritte auf dem Felspfad. Der Tunnelboden war seltsam glatt und eben, aber die Kälte, die seit Jahrhunderten im uralten Gestein lagerte, drang schnell in ihre angespannten Leiber, bis sie fröstelten. Keiner sprach, jeder versuchte sich zur Ruhe zu zwingen, während Allanon sie vorsichtig durch eine Reihe von Biegungen führte. Shea, in der Mitte der sich vorantastenden Kolonne, spürte, wie Flicks Hand die seine fest umklammerte. Seit ihrer Flucht aus dem Tal waren sie einander noch nähergekommen, verbunden nun mehr durch gemeinsame Erlebnisse als durch Verwandtschaft. Was immer auch mit ihnen geschehen mochte, Shea hatte das Gefühl, daß diese enge Verbundenheit nicht mehr verlorengehen konnte. Er würde auch nicht vergessen, was Menion für ihn getan hatte. Er dachte kurz über den Prinzen von Leah nach und mußte lächeln. Der Hochländer hatte sich in den vergangenen Tagen so gewandelt, daß er beinahe

ein anderer Mensch geworden war. Den alten Menion gab es noch, aber er besaß jetzt eine neue Dimension, die zu definieren Shea schwerfiel. Aber letztlich hatten sie sich alle verändert, Menion, Flick und er selbst auch, auf vielerlei, nicht so leicht zu ergründende Art. Er fragte sich, ob Allanon die Veränderung in ihm wahrgenommen hatte - Allanon, der ihn stets mehr als Jungen denn als richtigen Mann behandelte.

Sie kamen unsicher zum Stehen, und in der tiefen Stille danach flüsterte die befehlende Stimme des Druiden lautlos im Gehirn jedes einzelnen der Männer: *Denkt an meine Warnung, richtet eure Gedanken auf mich, konzentriert euch allein auf mich.*

Dann setzte sich die Reihe wieder in Bewegung, mit hohl hallenden Schritten. Augenblicklich spürten die Männer mit ihren verbundenen Augen die Gegenwart einer lautlos und geduldig wartenden Wesenheit vor sich.

Die Sekunden huschten vorbei, als die Gruppe tiefer in die Höhlen vorstieß. Die Männer wurden sich riesiger, stiller Gestalten bewußt, die auf beiden Seiten emporragten - Gestalten, aus Stein gemeißelt, mit Gesichtern, die menschlich waren, aber auf den geduckten Leibern nicht zu beschreibender Tiere. Die Sphinx. In ihren Gedanken konnten die Männer diese Augen sehen, das verblassende Bild Allanons durchdringend, und sie spürten die Belastung bei dem Versuch, sich auf den riesigen Druiden zu konzentrieren. Der drängende Wille der Steinungeheuer bohrte sich in ihre Gehirne, wand und schlängelte sich in ihre wirren Gedanken, dem Augenblick entgegenstrebend, in dem menschliche Augen ihrem eigenen, leblosen Blick begegnen würden. Jeder einzelne spürte einen wachsenden Drang, die Binde von den Augen zu reißen, der Dunkelheit zu entfliehen und frei auf die wundersamen Wesen zu blicken, die stumm auf sie herabstarrten.

Aber gerade als es schien, daß das bohrende Flüstern der Sphinx die erlahmende Entschlossenheit der bedrängten Männer durchbrechen und ihre Gedanken vom sich auflösenden Bild Allanons gänzlich fortzureißen schien, stieß sein eiserner Wille mit der Schärfe eines Messers in ihr Inneres und rief ihnen wortlos zu: *Denkt allein an mich.* Sie gehorchten instinktiv und lösten sich von dem fast überwältigenden Trieb, in die steinernen Gesichter emporzublicken. Der unheimliche Kampf setzte sich erbarmungslos fort, als die Männer sich, in der Stille schwitzend und schwer atmend, durch das wirre Labyrinth unsichtbarer Erscheinungen vorwärtskämpften, aneinandergebunden durch das Seil an ihren Hüften, die Kette fest umklammerter Hände und die befehlende Stimme Allanons. Keiner lockerte den Griff. Der Druide führte sie ruhig an der Sphinxreihe vorbei, den eigenen Blick starr auf den Boden gerichtet, mit seinem unbezähmbaren Willen darum kämpfend, die Gedanken seiner blinden Schützlinge an sich zu binden. Dann blieben die Gesichter der Stein kreaturen endlich zurück und ließen die Sterblichen in der Stille und der Dunkelheit allein.

Sie gingen weiter durch eine lange Reihe gewundener Gänge. Dann kamen sie wieder zum Stehen, und Allanons leise Stimme durchdrang die Schwärze mit dem Befehl, die Augenbinden abzunehmen. Sie taten es zögernd und sahen sich in einem engen Tunnel, wo das unbehauene Gestein ein unheimliches grünes Licht abgab. Ihre angespannten Gesichter wirkten wie Masken im seltsamen Schimmer. Die Männer sahen sich kurz an, um sich zu vergewissern, daß sie noch alle zur Stelle waren. Die schwarze Gestalt des Druiden huschte lautlos die Reihe entlang, prüfte die Festigkeit des Seils um ihre Körper und wies warnend darauf hin, daß sie den Korridor der Winde noch vor sich hatten. Er stopfte Stoff fetzen in ihre Ohren und band sie mit den vorher als Augenbinden benützten Streifen fest, um die Geräusche der unsichtbaren Wesen zu dämpfen, die Allanon Banshies genannt hatte. Dann reichten die Männer einander wieder die Hände.

Der Zug bewegte sich langsam durch den grünschimmernden engen Tunnel. Die Männer konnten ihre Schritte kaum noch hören. Dieser Teil der Höhle erstreckte sich fast eine Meile weit, dann wurde der Gang breiter, wuchs zu einem hochragenden Korridor, der völlig schwarz war. Die Felswände wichen zurück, und die Decke hob sich, bis beide ganz dem Blick entschwanden und die Gruppe allein in einer seltsamen, dunklen Zwischenwelt stand, wo nur der glatte Höhlenboden bestätigte, daß die Erde sich unter ihnen nicht ganz aufgelöst hatte. Allanon führte sie ohne Zögern in die Schwärze hinein.

Dann begann abrupt das Geräusch. Das wahnsinnige Toben erfaßte sie, ohne daß sie darauf vorbereitet gewesen wären, und einen Augenblick lang herrschte Panik. Es entstand ein ungeheuerliches Brausen, als tobten tausend Sturmwinde voller Wut und unerbittlicher Kraft. Aber darunter tönte der grausige Schrei von gemarterten Seelen, Stimmen, die sich gequält durch alle vorstellbaren Schrecknisse der Unmenschlichkeit wanden, in äußerster Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit, ohne Aussicht auf Erlösung. Aus dem Brausen wurde ein gellendes Kreischen, das sich zu solchen Dimensionen steigerte, daß die Männer Gefahr liefen, den Verstand zu verlieren. Die furchtbaren Laute fluteten über sie hinweg, spiegelten ihre eigene, wachsende Verzweiflung, drangen unbarmherzig tiefer und schälten die zerfetzten Nervenenden wie Hautschichten ab, bis die nackten Knochen freizuliegen schienen.

Es hatte nur einen Augenblick gedauert. Ein zweiter, und sie wären verloren gewesen. Aber noch einmal wurden die hoffnungslos betäubten Menschen gerettet, diesmal vor gnadenlosem Wahnsinn, als der machtvolle Wille Allanons das irre Kreischen übertönte, um sie mit schützender Beschwichtigung einzuhüllen. Die Schreie und das Brausen schienen nachzulassen und zu einem seltsamen Summen herabzusinken, als das grimmige, dunkle Gesicht sich in die sieben fiebrigen Gehirne schob und die stahlharten Gedanken beruhigend und befehlend sprachen: *Zwingt euch zur Ruhe - denkt nur an mich.* Die Männer stolper-

ten mechanisch durch die lastende Dunkelheit des Tunnels, während ihre Gedanken nach der Rettungsleine von Vernunft und Ruhe griffen, die der Druiden ihnen hinhielt. Die Wände des Ganges vibrierten unter den noch immer hörbaren Schreien, und das massive Gestein der Höhle grollte auf furchterregende Weise. Ein letztesmal erhoben sich die Stimmen der Banshies in fieberhafter Grellheit, wild kreischend in dem verzweifelten Bemühen, die vom mächtigen Geist des Druiden errichtete Mauer im Unterbewußtsein niederzureißen, aber die Mauer gab nicht nach, die Macht der Stimmen verbrauchte sich und erstarb zu einem toten Geflüster. Einen Augenblick später verengte sich der Gang wieder, und die Gruppe hatte den Korridor der Winde hinter sich.

Bis ins Mark erschüttert, die Gesichter schweißüberströmt, blieben die Männer dumpf stehen, als Allanon ein Zeichen gab. Sie rüttelten ihre Gedanken mühsam in eine angedeutete Ordnung, entfernten das Seil von ihren Körpern und auch die Ohrenstöpsel. Sie standen in einer kleinen Höhle, vor zwei riesigen Steintüren mit eisernen Klampen. Auch aus den Felswänden ringsum drang das seltsame grünliche Leuchten. Allanon wartete geduldig, bis alle sich erholt hatten, dann winkte er sie nach vorn. Er blieb vor dem Steinportal stehen. Auf den schwachen Druck mit einer Hand öffneten sich die massiven Flügel weit. Die tiefe Stimme des Druiden war in der Stille nur ein Flüstern.

»Die Halle der Könige.«

Seit über tausend Jahren hatte niemand außer Allanon das verbotene Grabgewölbe betreten. Die ganze Zeit hindurch war es sonst unberührt geblieben - eine gigantische, kreisrunde Höhle mit glatten, polierten Riesenwänden; die Decke schimmerte in dem gleichen grünlichen Licht wie die Tunnel, die sie durchschritten hatten. An der gewölbten Wand der Riesenrotunda standen mit demselben trotzigem Stolz, den sie im Leben wohl auch gezeigt hatten, Steinstatuen der toten Herrscher, alle der Mitte der Kammer zugewandt, dem unheimlichen Altar, der sich in Form einer zusammengerollten Schlange dort erhob. Vor jeder Statue war der Toten Reichtum aufgehäuft, Kisten und Truhen voll kostbarer Steine und Metalle, Pelze, Waffen, allen Lieblingsgütern der Verstorbenen. In den Wänden unmittelbar hinter jeder Statue befanden sich die versiegelten rechteckigen Öffnungen mit den Überresten der Toten - Könige, ihre Familien, Dienerschaft. Inschriften über den verschlossenen Krypten meldeten die Geschichte der dort ruhenden Herrscher, häufig in Sprachen, die keiner der staunenden Wanderer kannte. Die ganze riesige Höhle war erfüllt von dem grünlichen Licht. Metall und Gestein schienen die Farbe zu schlucken. Auf allem lag Staub, eine dicke Schicht Steinpulver, die sich im Lauf der Jahrhunderte angesammelt hatte und jetzt in Weinen Wolken aufwallte, als die Schritte der Männer sie aufwühlten. Seit über tausend Jahren hatte niemand die Ruhe dieser uralten Höhle gestört, niemand an ihre Geheimnisse gerührt und es gewagt, die Türen zu öffnen,

die die Toten und ihren Besitz schützten. Niemand außer Allanon. Und nun...

Shea schauderte heftig, ohne es sich erklären zu können. Er durfte eigentlich nicht hier sein; er hörte eine ferne, schwache Stimme, die ihm das sagte. Die Halle der Könige war ein Grab - ein Grab für die uralten Toten, kein Ort für die Lebenden. Etwas faßte nach ihm, und er zuckte zusammen. Allanons Hand hatte seine Schulter berührt. Der Druide starrte ihn mit zusammengezogenen Brauen an und rief die anderen leise zu sich. »Durch diese Türen am anderen Ende der Halle gelangt man zur Aula«, sagte er und lenkte ihre Blicke auf das andere Ende der Rotunda. »Eine breite Steintreppe führt hinab zu einem großen See, gespeist von einer Quelle, die irgendwo tief im Innern des Gebirges entspringt. Am Fuß der Treppe, direkt vor dem See, steht der Scheiterhaufen, wo die hier begrabenen Monarchen eine gewisse Anzahl von Tagen aufgebahrt lagen, je nach Rang und Reichtum, vermutlich, damit ihre Seelen ins Jenseits zu entkommen vermochten. Wir müssen diese Höhle durchschreiten, um den Tunnel zu erreichen, der uns zur Drachenfalte auf der anderen Seite des Gebirges führt.« Er machte eine Pause und atmete tief. »Als ich das erstemal diese Höhlen durchschritt, vermochte ich mich vor den Augen der Wesen zu verbergen, die hier sind, um Eindringlinge zu vernichten. Für euch kann ich das nicht tun. In der Aula ist etwas, dessen Macht die meine überreffen mag. Es konnte mich zwar nicht wahrnehmen, aber ich spürte es in den Tiefen des Sees. Unter der Treppe, neben dem See, führen schmale Gänge zum anderen Ende der Höhle und zu den Tunnels dahinter. Diese Gänge sind die einzigen Wege, die am See vorbeiführen. Was immer den Scheiterhaufen auch bewachen mag, es wird sich dort auf uns stürzen. Balinor, Menion und ich werden den linken Gang benützen, um das Wesen aus seinem Versteck zu locken. Wenn wir angegriffen werden, führt Höndel die anderen auf dem rechten Weg hinaus. Bleibt nicht stehen, bis ihr die Drachenfalte erreicht habt. Versteht ihr?«

Sie nickten langsam. Shea fühlte sich in einer Falle gefangen, aber es hatte jetzt keinen Zweck, darüber zu reden. Allanon richtete sich zu seiner vollen Höhe von sieben Fuß auf und grinste drohend. Seine großen Zähne blitzten. Der kleine Talbewohner fühlte sich von einer Kälte durchzuckt, die ihn wieder einmal daran erinnerte, wie gut es war, nicht zu den Gegnern des Mystikers zu gehören. Balinor zog mit einer schnellen Bewegung sein großes Schwert, daß die Klinge klirrte. Höndel war schon unterwegs durch die Halle, den schweren Streitkolben in der Hand. Menion wollte folgen, zögerte aber und blickte zweifelnd auf die aufgehäuften Schätze an den Gräbern. Konnte es schaden, wenn er etwas mitnahm? Die Talbewohner und Elfen folgten Höndel und Balinor. Allanon beobachtete den Hochländer, die Arme verschränkt. Menion drehte sich um und sah ihn fragend an. »Das würde ich an Eurer Stelle nicht tun«, warnte ihn Allanon. »Alles ist überzogen mit einer Substanz, die für die Haut leben-

der Wesen giftig ist. Berührt etwas, und Ihr seid eine Minute später tot.«Menion starrte ihn einen Augenblick ungläubig an, warf noch einen kurzen Blick auf die Schätze und schüttelte resigniert den Kopf. Er hatte die Höhle halb durchschritten, als er plötzlich auf einen Gedanken kam. Er zog zwei lange, schwarze Pfeile aus dem Köcher und trat an eine offene Truhe voller Goldstücke. Vorsichtig rieb er die Metallspitzen der Pfeile am Edelmetall, wobei er darauf achtete, mit den Händen nichts zu berühren als die gefiederten Pfeilenden. Er grinste zufrieden und kehrte zu den anderen zurück. Was jenseits der Steintüren auch warten mochte, es würde Gelegenheit bekommen, seine Widerstandsfähigkeit gegen das Gift zu beweisen, das angeblich für jedes Lebewesen tödlich war. Die Gruppe drängte sich um Allanon, mit kalt blinkenden Waffen. Eine Stille legte sich über die Umgebung, gestört nur von den Atemzügen der acht Männer. Shea warf noch einen Blick zurück auf die Halle der Könige. Die Gruft wirkte unberührt, bis auf die Spur von Fußabdrücken im Staub. Eine dichte Wolke des Staubes schwebte in der Luft, durchwoben von dem grünlichen Licht, und begann langsam auf den Boden zurückzusinken. Mit der Zeit würden alle Spuren ihres Hierseins wieder ausgelöscht werden.

Auf Allanons Berührung hin öffnete sich das steinerne Portal, und die Männer traten lautlos hinaus in die Aula. Sie standen auf einer hohen Plattform, die zu einem breiten Alkoven führte und dann in breiten Stufen nach unten ging. Die Höhle dahinter war riesig, eine ungeheure, hohe Kaverne, die immer noch die volle, unveränderte Pracht ihrer groben, natürlichen Schöpfung durch die bedächtigen Hände der Natur zeigte. Von der hohen Decke hingen gezackte Stalaktiten, Steinzapfen, gebildet vom Wasser und den Steinablagerungen der Jahrtausende. Unter diesen Gebilden lag ein langer, rechteckiger See in Form eines Beckens, gefüllt mit tiefem, grünem Wasser, die Oberfläche glatt und glasarartig. Wenn ein einzelner Wassertropfen von den Stalaktiten herabfiel, lief eine Kräuselung über die Oberfläche und verschwand. Die Männer traten vorsichtig an den Rand der Plattform und blickten hinab auf den hohen Steinaltar am Fuß der Treppe vor dem See; das uralte Gestein war zerschrundet und an manchen Stellen sogar bröckelig. Die Höhle wurde düster erhellt von phosphoreszierendem, streifen förmigem Licht, das über die Felswände zuckte.

Langsam stiegen die Männer die Treppe hinunter, und ihre Augen richteten sich auf das einzelne Wort, das in den Altar gemeißelt war. Ein paar kannten seine Bedeutung. *Valg-* ein Wort aus der alten Gnomensprache. Es bedeutete >Tod<. Ihre Schritte hallten dumpf durch die Riesenhöhle. Nichts regte sich. Alles war eingehüllt in Alter und Schweigen. Als sie unten ankamen, zögerten sie einen Augenblick, die Blicke auf den reglosen See gerichtet. Allanon winkte Höndel und seine Schutzbefohlenen ungeduldig nach rechts, dann ging er mit Menion und Balinor auf den linken Gang hinaus. Ein Fehltritt hätte den Untergang be-

deutet. Von der anderen Seite des Sees verfolgte Shea, wie die drei Gestalten sich an der rauhen Steinwand entlang tasteten. Im Wasser blieb alles ruhig. Sie hatten bald die Hälfte des Weges zurückgelegt, und Shea wagte zum erstenmal zu atmen.

Dann wölbte sich die Oberfläche des Sees hoch, und aus den Tiefen schoß ein Alptraum herauf. Schlangenförmig im Aussehen, schien das ekelhafte Ungeheuer die ganze Höhle auszufüllen, als sein schleimumhüllter Körper hinaufstieg und die alten Stalaktiten bersten ließ. Ein Wutschrei gellte durch die Höhle. Der Riesenleib wand und bog sich. Lange Vorderbeine mit tödlichen Krallen griffen in die leere Luft, und die Riesenkiefer krachten lärmend zusammen, die schwarzen, spitzen Zähne knirschten. Die großen, starren Augen leuchteten rot zwischen Knollen und verkümmerten Hörnern auf dem mißgestalteten Kopf. Die ganze Masse des Wesens war umhüllt von einer Reptilhaut, tropfend vor Unflat und Schmutz aus den schwärzesten Gruben der Unterwelt. Aus dem Maul quoll Gift, das ins Wasser klatschte und dort dampfend aufzischte. Das Monster funkelte die drei Menschen auf dem Seitenweg an und fauchte haßerfüllt. Mit aufgerissenen Kiefern, kreischend vor Erwartung, stürzte es sich auf sie.

Alle reagierten auf der Stelle. Menion Leahs großer Bogen sirrte unablässig, als die vergifteten Pfeile mit tödlicher Genauigkeit hinausflogen und sich tief in das ungeschützte innere Fleisch des klaffenden Schlangenmauls bohrten. Das Wesen bäumte sich vor Schmerzen auf, und Balinor ergriff sofort die Initiative. Der riesenhafte Mann aus dem Grenzland trat an den Rand des Laufgangs und hieb mit Wucht auf den Unterarm des Wesens ein. Zu seinem Entsetzen glitt das mächtige Schwert an der dicken Schleimschicht der Schuppenhaut ab. Der zweite Unterarm schlug nach dem Angreifer und verfehlte nur knapp, als Balinor zur Seite sprang. Auf der anderen Seite hetzte Höndel zum offenen Tunnel am anderen Ende des Sees und trieb die Talbewohner und die Elfen-Brüder vor sich her. Einer von ihnen löste jedoch einen versteckten Hebel aus, und eine schwere Steinplatte kippte in die Öffnung und versperrte den Weg. Verzweifelt warf Höndel sich dagegen, aber die Steinbarrikade rührte sich nicht. Das Ungeheuer war vom Krachen des stürzenden Steins angezogen worden. Es zog sich vom Kampf mit Menion und Balinor zurück und rauschte auf die kleineren Feinde zu. Das wäre das Ende gewesen, hätte der kampferfahrene Zwerg nicht schnell reagiert. Er ließ den Steinblock sein und stürzte sich ohne Rücksicht auf seine eigene Sicherheit auf das Riesenungeheuer, um den schweren, eisernen Streitkolben mit Wucht in eines der glühenden Augen zu stoßen. Die Waffe traf mit solcher Kraft, daß das Auge barst. Das Ungeheuer fuhr in Todesqual hoch und krachte an die spitzen Stalaktiten, während es sich hin- und her warf. Tödliche Gesteinsbrocken regneten überall herab. Flick wurde am Kopf getroffen und stürzte zu Boden. Höndel blieb unter einem Regen von Steinklumpen begraben. Die anderen drei wichen zurück an

den blockierten Fluchtweg, während der riesige Angreifer vor ihnen hochfuhr.

Endlich griff Allanon in den ungleichen Kampf ein. Er hob beide Arme, streckte die schmalen Hände aus, und seine Fingerschienen aufzuleuchten. Blendende, blaue Flammen schossen aus den Fingerspitzen und trafen den Schädel des tobenden Wesens. Die Gewalt dieses neuen Angriffs betäubte den Drachen, und er zuckte kreischend vor Wut und Schmerz im brodelnden Wasser des Sees. Der Druide trat schnell ein paar Schritte vor und schlug ein zweites Mal zu, ließ die blauen Flammen an den Schädel der außer sich geratenen Bestie zucken und riß das ganze Ungeheuer herum. Der zweite Treffer schleuderte den schuppigen Riesenleib an die Höhlenwand, wo er, hilflos von Zuckungen gepeitscht, die Steinplatte lockerte, die den Fluchtweg versperrte. Shea und die Elfen-Brüder hatten den bewußtlosen Flick kaum noch wegziehen können, um ihn davor zu bewahren, von dem massigen Leib erdrückt zu werden. Sie hörten die Steinplatte herausfallen, entdeckten den offenen Tunnel und brüllten den anderen die Nachricht zu. Balinor hatte das wild zuckende Ungeheuer erneut angegriffen, als es in Reichweite gekommen war, vergeblich nach dem Kopf zielend, der herabstieß, immer noch halb betäubt von Allanons Flammenblitzen. Allanon hatte den Blick auf den Drachen gerichtet, und nur Menion sah, wovon die anderen brüllten. Er winkte sie mit heftigen Bewegungen zur Öffnung. Dayel und Shea hoben Flick auf und trugen ihn in den Tunnel. Durin wollte ihnen folgen, zögerte jedoch, als er den bewußtlosen Hündel unter der Gerölllawine sah. Er kehrte um, rannte zu ihm hin, packte den schlaffen Arm des Zwerges und versuchte vergeblich, ihn unter dem Gestein herauszuziehen.

»Hinaus!« brüllte Allanon, der den Elf plötzlich bemerkte. Der Drache nützte diesen Augenblick, um zurückzuschlagen. Mit einem gewaltigen Hieb seines Krallenarmes wischte er Balinor beiseite und schleuderte ihn an die Höhlenwand. Menion sprang auf das Ungeheuer zu, aber der Prinz von Leah wurde umgeworfen und war nicht mehr zu sehen. Der Drache, von seinen Wunden immer noch gepeinigt, hatte nichts anderes im Sinn, als die hochgewachsene Gestalt im schwarzen Gewand zu erreichen und zu zerquetschen. Das Untier hatte noch eine Waffe in Reserve und setzte sie nun ein. Die giftgeifernden Kiefer klafften weit beim Anblick der einsam und verloren wirkenden Gestalt, und mächtige Flammen fauchten hinaus und hüllten den Druiden völlig ein. Durin, der von seinem Platz aus alles verfolgen konnte, ächzte vor Entsetzen. Shea und Dayel, die gleich hinter dem Eingang zum Fluchttunnel standen, waren vor Schrecken keines Gedankens mehr fähig, als sie Allanon von den Flammen umzüngelt sahen. Aber eine Sekunde später erloschen sie, und Allanon stand unberührt vor den entgeisterten Beobachtern. Seine Hände hoben sich, die blauen Flammenblitze zuckten aus den ausgestreckten Fingern, trafen den Drachenschädel mit un-

geheurer Kraft und schleuderten den schuppigen Körper wieder zurück. Dampf stieg in großen Wolken aus dem aufgepeitschten Wasser und vermischte sich mit Staub und Rauch des Kampfes zu einem dichten Nebel, der alles zu verhüllen begann.

Dann tauchte Balinor aus dem Dunst neben Durin auf, die Kleidung zerrissen und zerfetzt, den schimmernden Kettenpanzer verkratzt, das Gesicht von Schweiß und Blut gezeichnet. Gemeinsam zogen sie Höndel unter dem Geröll hervor. Der Prinz von Callahorn hob die schlaffe Gestalt auf seine Schulter und winkte Durin vor sich in den Gang, wo Dayel und Shea mit dem bewußtlosen Flick warteten. Balinor befahl ihnen, den Ohnmächtigen aufzuheben, und ohne sich zu vergewissern, ob sie es taten, verschwand er im dunklen Korridor, Höndel auf der Schulter, das große Breitschwert in der freien Hand. Die Elfenbrüder gehorchten sofort, aber Shea zögerte und hielt sorgenvoll Ausschau nach Menion. Die große Höhle sah verwüstet aus, die langen Reihen von Stalaktiten waren zerschmettert, die Ufergänge bedeckt von Geröll und alles verhüllt von Staub und Dampf. Auf der einen Seite der Kaverne konnte man den Riesenleib des Drachen noch erkennen, der sich in Zuckungen an der Wand hin- und her warf, eine Masse von Schuppen und Blut. Weder Menion noch Allanon waren zu sehen. Doch dann tauchten sie aus dem dichten Dunst auf, Menion leicht hinkend, aber den Bogen und das Schwert von Leah fest umklammernd, Allanons schwarze Gestalt zerraut, mit Staub und Asche bedeckt. Wortlos winkte der Druide den Talbewohner weiter, und gemeinsam stolperten die drei durch die halb blockierte Öffnung.

Was danach geschah, lief in der Erinnerung aller nur nebelhaft ab. Betäubt eilten die erschöpften Männer durch den Tunnel, die beiden verwundeten und bewußtlosen Kameraden mitschleppend. Die Zeit dehnte sich qualvoll, aber dann, ganz plötzlich, standen sie im Freien, blinzelten im grellen Licht der Nachmittags-sonne, am Rand einer gefährlich steilen Felswand. Rechts von ihnen wand sich die Drachenfalte hinab zum offenen Hügelland. Plötzlich begann der ganze Berg drohend zu grollen und unter ihren Füßen in kurzen Stößen zu erzittern. Mit einem scharfen Befehl trieb Allanon sie den engen Pfad hinunter. Balinor übernahm die Führung, immer noch Höndel auf der Schulter, dahinter Menion Leah. Durin und Dayel folgten ihnen, Flick schleppend. Dahinter kamen Shea und schließlich Allanon. Das unheimliche Grollen im Inneren des Berges hielt an. Langsam stieg die kleine Gruppe den schmalen Weg hinab. Er schlängelte sich zwischen überhängenden Felsen und an plötzlichen Abstürzen uneben dahin, und die Männer mußten sich in regelmäßigen Abständen an die Felswand pressen, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren und hundert Meter tief in den Abgrund zu stürzen. Die Drachenfalte trug ihren Namen zu Recht. Die ständigen Biegungen und Haken des Weges verlangten konzentrierte Aufmerksamkeit und Vorsicht, und die immer wieder auftretenden

Erdstöße erschwerten die Aufgabe nur noch mehr. Sie waren nur ein kurzes Stück auf dem gefährlichen Pfad vorangekommen, als ein neues Geräusch hörbar wurde, ein tiefes Brausen, das bald das Grollen des Berges übertönte. Shea, mit Allanon am Ende des Zuges, vermochte die Quelle des Geräusches nicht auszumachen, bis er sie fast erreicht hatte. Er ging um eine Felskante herum, die ihn auf einen nordwärts gerichteten Sims führte, und entdeckte einen riesigen Wasserfall. Tonnen schäumenden Wassers stürzten mit ohrenbetäubendem Brüllen in einen breiten Fluß hinab, der zwischen den Bergketten dahinrauschte und mit einer Reihe von Stromschnellen östlich zu den Rabb-Ebenen führte. Der gewaltige Fluß fegte unmittelbar unter dem Sims vorbei, auf dem er stand, und das schäumende Wasser klatschte und brodelte an die Bergwände. Shea warf noch einen letzten Blick darauf und hastete dann auf Allanons Anweisung den Weg hinab. Die anderen hatten schon einen Vorsprung erzielt und waren für den Augenblick nicht zu sehen.

Shea war etwa dreißig Meter weit gekommen, als ein plötzlicher Erdstoß, heftiger als die anderen, den Berg bis ins Mark erschütterte. Ohne Vorwarnung brach das Wegstück, auf dem er stand, ab und glitt den Hang hinab, den hilflosen Talbewohner mitreißend. Er stieß einen Entsetzensschrei aus und versuchte, sich abzufangen, als er sich auf einen steilen Überhang zurücksah, der scharf zum tobenden Fluß im Talboden abstürzte. Allanon sprang vor, als Shea in einer Wolke von Staub und Gestein zu dem tödlichen Überhang hinabfegte.

»Pack irgend etwas!« schrie der Druide. »Halt dich fest!«

Shea griff vergebens hinaus, versuchte sich in die Felswand zu krallen und bekam im letzten Augenblick, am Abgrund, einen Felsvorsprung zu fassen. Er lag flach an der fast vertikalen Stelle und wagte nicht, hinaufzuklettern. Seine Arme drohten den Dienst zu versagen.

»Festhalten, Shea!« rief Allanon. »Ich hole ein Seil! Nicht bewegen!«

Allanon rief die anderen, aber ob sie hätten helfen können, erfuhr Shea nie. Als der Druide um Hilfe schrie, erschütterte ein neuerlicher Stoß den Berg und riß den unglücklichen Talbewohner von seinem dürftigen Halt los und ließ ihn hinausschießen über den Überhang, bevor er auch nur daran denken konnte, sich irgendwo festzuhalten. Mit wild rudernden Armen und Beinen stürzte er kopfüber in das reißende Wasser des Flusses. Allanon sah hilflos zu, als Shea mit enormer Wucht aufschlug, an die Oberfläche kam und davongerissen wurde nach Osten, der Ebene entgegen, umhergeschleudert im brodelnden Strom wie ein kleiner Korken, bis er dem Blick entschwand.

Kapitel 2

Flick Ohmsford stand regungslos am Fuß der Drachenzähne und

starrte ins Leere. Die verblassenden Strahlen der Spätnachmittagssonne überzogen seine stämmige Gestalt mit einem schwachen Schimmer und warfen seinen Schatten auf das abkühlende Gestein des Riesenberges in seinem Rücken. Er lauschte einen Augenblick den Geräuschen ringsum, den gedämpften Stimmen von anderen aus der Gruppe nahebei, dem Gezwitz der Vögel vorne im Wald. In seinem Inneren hörte er für einen Augenblick Sheas entschlossene Stimme, und er erinnerte sich an den großen Mut seines Bruders angesichts der tausendfachen Gefahren, die sie gemeinsam bestanden hatten. Nun war Shea fort, wahrscheinlich tot, fortgerissen von dem unbekannten Strom zu der Ebene auf der anderen Seite des Gebirges, das zu überwinden sie solche Anstrengungen auf sich genommen. Er rieb sich vorsichtig den Kopf, spürte die Beule und den dumpfen Schmerz vom Schlag des Steinbrockens, der ihn getroffen hatte, so daß er nicht fähig gewesen war, seinem Bruder zu helfen, gerade als dieser ihn am nötigsten gebraucht hätte. Sie waren bereit gewesen, sich dem Tod durch die Schädelträger zu stellen, bereit, durch die Schwerter der umherziehenden Gnome zu sterben, bereit sogar, sich den Schrecknissen der Halle der Könige auszuliefern. Aber daß alles ein Ende finden sollte durch eine Laune der Natur an einem schmalen Felssims, als sie der Gefahr schon entronnen zu sein schienen, war unerträglich. Flick spürte solch ätzenden Schmerz in sich, daß er seine Bitterkeit am liebsten laut hinausgeschrien hätte. Aber selbst jetzt konnte er das nicht. Sein Inneres verkrampfte sich gegen die Wut, der er nicht Ausdruck geben konnte, und er spürte nur eine grenzenlose Leere.

Menion Leah schien einen markanten Gegensatz zu bilden, als er einige Meter von Flick entfernt in wilder Verzweiflung hin- und herstürmte, vorgebeugt, beinahe geduckt wie ein verwundetes Tier. In seinem Gehirn loderten Wut und Empörung, nutzloser Zorn, wie ein Tier im Käfig ihn empfindet, wenn auf Flucht keine Aussicht besteht und nur noch der innere Stolz und der Haß auf das Geschehene bleiben. Er wußte, daß er nichts hätte tun können, um Shea zu helfen, aber das half wenig, das Schuldgefühl zu betäuben, das er angesichts der Tatsache empfand, nicht zur Stelle gewesen zu sein, als der Sims abgebrochen und Shea in das tobende Wasser der Stromschnellen gestürzt war. Vielleicht wäre es möglich gewesen, das Schreckliche zu verhindern, hätte er Shea nicht mit Allanon allein gelassen. Aber er wußte auch, daß Allanon keine Schuld trug; Allanon hatte alles getan, um Shea zu schützen. Menion eilte mit langen, zornigen Schritten hin und her und grub die Stiefelabsätze hart in den Boden. Er weigerte sich, einzuräumen, daß ihre Suche zu Ende war, daß sie gezwungen sein würden, sich als geschlagen zu bekennen, wenn das Schwert von Shannara schon in Reichweite lag. Er blieb stehen und überdachte für Augenblicke des Ziel ihrer Suche. Für den Hochländer ergab das Ganze noch immer keinen Sinn. Selbst wenn sie das Schwert erlangten, was konnte ein Mann, kaum mehr als ein Jüngling, gegen die Macht eines Wesens von der Art

des Dämonen-Lords auszurichten hoffen? Nun würden sie es nie erfahren, weil Shea allem Anschein nach tot war; selbst wenn nicht tot, für sie nicht mehr erreichbar. Nichts schien mehr sinnvoll zu sein, und Menion Leah begriff schlagartig, wieviel ihm die beiläufige, mühelose Freundschaft zwischen ihnen bedeutet hatte. Sie hatten nie darüber gesprochen, sie nie offen bestätigt, aber sie war trotz allem da gewesen und für ihn überaus wichtig. Jetzt war es vorbei damit. Menion biß sich in hilflosem Zorn auf die Unterlippe und setzte sein ruheloses Hin- und Herwandern fort.

Die anderen hatten sich am Fuß der Drachenfalte versammelt, die wenige Meter hinter ihnen endete. Durin und Dayel sprachen halblaut miteinander, die zarten Elfenzüge umdüstert von Sorge, die Blicke gesenkt. In der Nähe, an einen großen Felsblock gelehnt, ruhte sich Höndel aus, der, von Natur aus schon schweigsam, nun unzugänglich war. Schulter und Bein waren verbunden, sein Gesicht von dem Kampf mit dem Drachen zerschrundet. Er dachte kurz an seine Heimat, an die wartende Familie, und wünschte sich für einen Augenblick, das Grün von Culhaven noch einmal sehen zu können, bevor es zu Ende ging. Er wußte, daß sein Land ohne das Schwert von Shannara und ohne Shea, es zu führen, von den Armeen aus den Nordländern überrannt werden würde. Höndel war nicht allein mit solchen Gedanken. Balinor dachte Ähnliches, den Blick auf den einsamen Riesen gerichtet, der in einem kleinen Hain abseits von den anderen stand und sich nicht bewegte. Er wußte, daß sie nun vor einer Entscheidung standen, die eigentlich keine war. Sie mußten ihre Unternehmen entweder aufgeben, umkehren und versuchen, ihre Heimatländer zu erreichen und vielleicht Shea zu finden, oder nach Paranor weitergehen und das Schwert von Shannara ohne den mutigen jungen Mann an sich bringen. Eine schwierige Wahl, die keinen befriedigen konnte, wie sie auch ausfallen mochte. Er schüttelte traurig den Kopf, als er an den bitteren Streit zwischen sich und seinem Bruder dachte. Er mußte seine eigene Entscheidung fällen, wenn er nach Tyrsis zurückkehrte - und sie würde nicht erfreulich sein. Er hatte mit den anderen nicht darüber gesprochen, und im Augenblick waren seine persönlichen Probleme von nachgeordneter Bedeutung. Plötzlich fuhr der Druide herum und kam zu ihnen zurück, offenbar zu einem Entschluß gelangt. Das schwarze Gewand umwallte ihn, das scharfe, dunkle Gesicht wirkte selbst in diesem Augenblick der bitteren Niederlage entschlossen. Menion war im Gehen erstarrt, und sein Herz schlug heftig, als er auf die Konfrontation wartete, die bevorstand, denn der Hochländer hatte seine eigene Entscheidung getroffen und argwöhnte, daß sie anders ausgefallen sein mochte als die Allanons. Flick entdeckte den Auflug von Furcht im Gesicht des Prinzen von Leah, sah dort aber auch einen unerschütterlichen Mut. Alle standen zögernd auf und traten zusammen, als die schwarze Gestalt herankam. Ihre erschöpften, entmutigten Gemüter wurden plötz-

lich von einer wilden Entschlossenheit belebt, die Niederlage nicht hinzunehmen. Sie konnten nicht wissen, was Allanon beschlossen hatte, aber sie begriffen, daß sie zu weit gekommen waren und zu viel geopfert hatten, um jetzt aufgeben zu können.

Er stand vor ihnen, mit glühenden Augen, das umschattete Gesicht glich einer Granitwand von fundamentaler Kraft. Als er zu sprechen begann, tönten seine Worte eisig und scharf durch die Stille.

»Es mag sein, daß wir geschlagen sind, aber jetzt umzukehren, hieße, uns in unseren eigenen Augen zu entehren und nicht nur das, sondern auch jene zu enttäuschen, die sich auf uns verlassen. Wenn wir von dem Bösen im Nordland besiegt werden sollen, von Wesen aus der Geisterwelt, müssen wir uns dem stellen. Wir können nicht zurückweichen und auf ein Wunder hoffen, das zwischen uns treten möge. Wenn der Tod kommt, soll er uns mit gezückten Waffen und dem Schwert von Shannara in unserer Hand finden!« Er stieß den letzten Satz mit solch eisiger Entschlossenheit hervor, daß sogar Balinor ein Prickeln der Erregung verspürte. Alle bewunderten stumm die unbezähmbare Kraft des Druiden und waren plötzlich stolz darauf, mit ihm zusammen zu sein, zu der kleinen Gruppe zu gehören, die er für dieses gefährliche und kostspielige Unternehmen ausgesucht hatte.

»Und was ist mit Shea?« sagte Menion plötzlich, ein wenig scharf vielleicht, als die durchdringenden Augen des Druiden sich auf ihn richteten. »Was ist aus Shea geworden, der überhaupt der Anlaß für diese Expedition gewesen ist?«

Allanon schüttelte langsam den Kopf.

»Ich weiß nicht mehr als Ihr. Er wurde vom Bergfluß fortgespült zur Ebene. Vielleicht ist er am Leben geblieben, vielleicht auch nicht, aber wir können jetzt nichts für ihn tun.«

»Was Ihr vorschlagt, ist, daß wir ihn vergessen und das Schwert an uns zu bringen versuchen — ein nutzloses Stück Metall ohne den rechtmäßigen Träger!« schrie Menion aufgebracht.

»Nun, ich gehe keinen Schritt weiter, bis ich weiß, was mit Shea geschehen ist, selbst wenn das heißt, die Suche aufzugeben und nach ihm zu forschen, bis ich ihn finde. Ich lasse meinen Freund nicht im Stich!«

»Seid vorsichtig, Hochländer«, warnte die ruhige, spöttische Stimme Allanons. »Macht keine Dummheiten. Mir die Schuld an Sheas Verlust zu geben, ist sinnlos, denn ich vor allem wünschte ihm nichts Böses. Was Ihr sagt, entbehrt jeder Vernunft.«

»Genug weise Worte, Druiden!« stieß Menion hervor und richtete sich höher auf. »Wir sind Euch wochenlang gefolgt, durch Dutzende von Ländern und Gefahren, ohne ein einziges Mal an Euren Befehlen zu zweifeln. Aber das ist zu viel für mich. Ich bin ein Prinz von Leah, nicht irgendein Bettler, der gehorsam tut, was man ihm befiehlt, und an niemanden denkt, als an sich selbst! Meine Freundschaft mit Shea bedeutete Euch nichts, aber für

mich war sie wichtiger als hundert Schwerter von Shannara. Geht beiseite! Ich suche meinen eigenen Weg!«

»Narr, Ihr seid weniger ein Prinz als vielmehr ein Dummkopf, wenn Ihr sprecht!« zischte Allanon. Sein Gesicht war zu einer Maske des Zorns erstarrt, die großen Hände ballten sich zu Fäusten. Die anderen erblaßten, als die beiden sich in ungezügelter Wut anschrien. Dann, als sie spürten, daß eine körperliche Auseinandersetzung drohte, traten sie dazwischen, redeten hastig auf sie ein, versuchten sie zu besänftigen, aus Angst, ein Riß in der Gemeinschaft könne jede Aussicht auf Erfolg zunichte machen. Flick allein hatte sich nicht geregt, denn seine Gedanken weilten immer noch bei seinem Bruder, und es ekelte ihn vor der Hilflosigkeit, mit der er den Dingen gegenüberstand. Als Menion das Wort ergriffen hatte, war ihm klargeworden, daß Menion auch seine eigene Meinung ausdrückte und daß ebenfalls er nicht weiterziehen würde, ehe er nicht wußte, was mit Shea geschehen war. Aber Allanon schien immer so viel mehr als alle anderen zu wissen, daß seine Entscheidungen stets richtig waren. Die Worte des Druiden ganz zu mißachten, schien falsch zu sein. Flick rang für Augenblicke mit sich selbst und versuchte zu erkennen, was Shea in dieser Lage getan, was er den anderen empfohlen hätte. Dann wußte er plötzlich die Antwort, fast, ohne es selbst zu begreifen.

»Allanon, es gibt einen Weg«, sagte er abrupt, so laut, daß er die Stimmen der anderen übertönte. Sie starrten ihn alle an, erstaunt von seiner Entschlossenheit. Allanon nickte, um zu zeigen, daß er zuhörte. »Ihr habt die Macht, mit den Toten zu reden. Wir haben es im Tal erlebt. Könnt Ihr nicht sagen, ob Shea noch am Leben ist? Eure Macht ist groß genug, die Lebenden zu entdecken, wenn Ihr die Toten wecken könnt. Ihr könnt sagen, wo er ist, nicht wahr?«

Alle richteten die Blicke auf den Druiden. Allanon seufzte schwer und starrte auf den Boden.

»Ich könnte es tun«, erwiderte er zu aller Erleichterung und Verblüffung, »aber ich werde es nicht tun. Wenn ich meine Macht gebrauche, um festzustellen, wo Shea ist, ob er noch lebt oder nicht, werde ich dem Dämonen-Lord und den Schädelträgern unsere Anwesenheit verraten. Sie wären aufmerksam gemacht und würden in Paranor auf uns warten.«

»Falls wir nach Paranor gehen«, warf Menion grimmig ein, worauf Allanon wütend herumfuhr. Wieder sprangen alle dazwischen.

»Aufhören, aufhören!« schrie Flick zornig. »Das hilft keinem, am allerwenigsten Shea. Allanon, ich habe auf der ganzen Reise nie etwas verlangt. Ich hatte kein Recht dazu; ich war aus eigenem Entschluß dabei. Aber jetzt besitze ich das Recht, weil Shea mein Bruder ist, vielleicht nicht dem Blut oder der Rasse nach, aber gewiß durch gleich starke Bande. Wenn Ihr Eure Macht nicht gebrauchen wollt, herauszufinden, wo er ist und was mit ihm geschehen sein mag, gehe ich mit Menion und suche Shea.«

»Er hat recht, Allanon.« Balinor nickte langsam und legte seine schwere Hand auf die Schulter des kleinen Talbewohners. »Was immer auch mit uns geschehen mag, diese beiden haben ein Recht, zu wissen, ob Shea noch eine Chance hat. Ich weiß, was es bedeutet, wenn wir entdeckt werden, aber ich sage, wir müssen dieses Risiko eingehen.«

Durin und Dayel nickten heftig. Der Druide warf einen Blick auf Höndel, um auch seine Meinung zu erkunden, aber der schweigsame Zwerg regte sich nicht und starrte nur in die schwarzen Augen des anderen. Allanon sah alle der Reihe nach an und schien ihre wahren Gefühle zu ergründen, während er an das Risiko dachte, während er den Wert des Schwertes abwog gegen den Verlust von zwei weiteren Mitgliedern der Gruppe. Er starrte zerstreut in die untergehende Sonne, als die Dämmerung langsam herabsank und sich mit dem Rot und Purpur des vergehenden Tages vermischte. Es war eine lange, harte Reise gewesen, und sie hatten dafür nichts vorzuweisen- nur den Verlust des Mannes, um den das Ganze unternommen worden war. Er nickte sinnend vor sich hin, dann blickte er wieder auf die anderen und sah ihre Augen plötzlich aufleuchten, weil sie glaubten, er stimme Flicks Forderung zu. Der hochgewachsene Wanderer nickte entschieden mit dem Kopf, ohne auch nur die Spur eines Lächelns zu zeigen.

»Wie ihr wollt. Ich werde tun, was ihr verlangt. Tretet zurück und sprecht mich nicht an, bis ich es euch sage.«

Die anderen wichen zurück, während er regungslos an seinem Platz stehen blieb, den Kopf gesenkt, die langen Arme verschränkt, die großen Hände im schwarzen Umhang vergraben. Nur die fernen Laute des Abends waren in der zunehmenden Düsternis vernehmbar. Dann erstarrte der Druide, und ein weißes Leuchten breitete sich um seinen angespannten Körper aus, eine blendende Aura, vor der die anderen die Augen zusammenkniffen und sie dann mit den Händen bedeckten. Für einen Moment war das Leuchten überall, die dunkle Gestalt Allanons entzog sich dem Blick, im nächsten Augenblick blitzte es hell auf und war verschwunden. Allanon stand da wie vorher, regungslos vor der Dunkelheit, dann sank er langsam zu Boden, eine Hand auf die Stirn gepreßt. Die anderen zögerten nur kurz, dann mißachteten sie seinen Befehl und stürzten vor, befürchtend, er könne verletzt sein. Allanon blickte mißbilligend auf, erbost darüber, daß sie sich nicht an seine Anweisung hielten, aber dann sah er in den vorgebeugten Gesichtern tiefe Sorge. Er riß ungläubig die Augen auf, in plötzlichem Begreifen. Er war tief gerührt, und eine fremdartige Wärme breitete sich in ihm aus, als ihm klar wurde, welche Loyalität ihm diese sechs Männer von verschiedenen Rassen aus verschiedenen Ländern, mit verschiedenen Lebensweisen immer noch entgegenbrachten. Zum erstenmal, seitdem sie Shea verloren hatten, spürte Allanon so etwas wie Erleichterung. Er raffte sich mühsam auf, ein wenig auf Balinors starken Arm gestützt, noch immer geschwächt von dem Bemü-

hen, Shea zu finden. Er stand einen Augenblick still da, dann lächelte er schwach.

»Unser junger Freund lebt wirklich noch, wenngleich ich dieses Wunder nicht erklären kann. Ich habe seine Lebenskraft auf der anderen Seite des Gebirges gespürt, wahrscheinlich irgendwo in der Nähe des Flusses, der ihn zu den östlichen Ebenen geführt hat. Es waren andere bei ihm, aber ich konnte ohne gründliche Sondierung nicht erkennen, welche Absichten sie verfolgten. Das hätte uns nun endgültig verraten und mich so geschwächt, daß ich praktisch nutzlos geworden wäre.«

»Aber er lebt, Ihr seid Euch dessen gewiß?« fragte Flick eifrig. Allanon nickte. Die ganze Gruppe grinste sich an. Menion schlug Flick auf die Schulter und vollführte einen kleinen Freudentanz.

»Dann ist die Frage beantwortet«, sagte der Prinz von Leah strahlend. »Wir müssen zurück über die Drachenzähne, um ihn zu finden, hierauf ziehen wir nach Paranor, um das Schwert zu holen.« Sein Lächeln verschwand, sein Gesicht wurde lang, als Allanon entschieden den Kopf schüttelte. Die anderen starrten Allanon entgeistert an.

»Shea ist in den Händen einer Gnomen-Patrouille«, erklärte Allanon. »Er wird nach Norden gebracht, höchstwahrscheinlich nach Paranor. Wir könnten nicht zu ihm gelangen, ohne uns durch die bewachten Pässe der Drachenzähne erneut durchzuschlagen und ihm auf den von Gnomen durchstreiften Ebenen nachzuspüren. Wir wären Tage aufgehalten, wenn nicht länger, und man würde uns schnell auf die Spur kommen.«

»Es gibt keine Garantie, daß sie nicht schon über uns Bescheid wissen«, schrie Menion aufgebracht. »Das habt Ihr selbst gesagt. Was nützt es Shea, wenn er in die Hände des Dämonen-Lords fällt? Was nützt uns das Schwert ohne seinen Träger?«

»Wir können ihn nicht im Stich lassen«, sagte Flick und trat wieder vor.

Die anderen sagten nichts, sondern warteten stumm auf Allanons Erklärung. Die Dunkelheit hatte das Bergland nun ganz eingehüllt, und die Männer konnten sich gegenseitig kaum noch erkennen; der Mond war hinter riesigen Gipfeln verborgen.

»Ihr habt die Prophezeiung vergessen«, mahnte Allanon geduldig. »Der letzte Teil behauptete, einer von uns werde die andere Seite der Drachenzähne nicht sehen, aber als erster die Hand auf das Schwert von Shannara legen. Wir wissen, daß Shea damit gemeint war. Außerdem sagte die Prophezeiung, wir, die wir die andere Seite des Gebirges erblickten, würden das Schwert vor Augen haben, bevor zwei Nächte vergingen. Es hat ganz den Anschein, als sollte uns das Schicksal alle zusammenführen.«

»Das mag für Euch genügen, aber nicht für mich«, sagte Menion kalt, während Flick eifrig nickte. »Wie können wir auf etwas vertrauen, was uns ein Geist versprochen hat? Ihr verlangt von uns, daß wir Sheas Leben aufs Spiel setzen.«

Allanons Zorn schien wieder aufwallen zu wollen, dann bezähmte er aber sein aufbrausendes Temperament, sah die beiden ruhig an und schüttelte enttäuscht den Kopf.

»Habt ihr nicht von Anfang an einer Legende geglaubt?« fragte er leise. »Habt ihr nicht selbst gesehen, welchen Platz die Geisterwelt in eurer Welt von Fleisch und Blut, Erde und Gestein gefunden hat? Haben wir nicht von Anfang an gegen Wesen, erstanden aus dieser anderen Existenz, gekämpft, Wesen, die Kräfte besitzen, wie sie Sterblichen gewiß nicht gegeben sind? Ihr habt die Macht der Elfensteine erlebt. Weshalb wendet ihr euch nun von all dem ab, zugunsten von Dingen, die euch euer begrenzter Menschenverstand eingibt - ein Denkprozeß, der sich auf Fakten und Reize dieser Welt stützt, eurer materiellen Welt, unfähig, sich in eine Existenz zu versetzen, wo selbst eure grundlegendsten Erkenntnisse keinen Sinn in sich bergen?« Sie starrten ihn stumm an und sahen ein, daß er recht hatte, zögerten aber immer noch, ihren Plan zur Auffindung Sheas fallenzulassen. Die ganze Reise war gegründet gewesen auf halben Träumen und alten Legenden, und plötzlich auf das Praktische umschwenken zu wollen, war im Grunde eine unsinnige Idee. Flick hatte es an dem Tag, als er erstmals voll Furcht aus dem Shady Vale geflüchtet, aufgegeben, praktisch zu denken.

»Ich würde mir keine Sorgen machen, meine jungen Freunde«, sagte Allanon beruhigend und legte auf die Schulter von jedem eine schmale Hand. »Shea hat die Elfensteine bei sich, und ihre Macht wird ihn schützen. Vielleicht führen sie ihn auch zum Schwert, da sie darauf eingestimmt sind. Mit etwas Glück finden wir ihn in Paranor, zusammen mit dem Schwert. Alle Straßen führen jetzt zur Festung der Druiden, und wir müssen dafür sorgen, daß wir zur Stelle sind, um Shea zu helfen, so gut wir können.«

Die anderen hatten ihre Waffen und kleinen Rucksäcke aufgenommen und standen bereit, schattenhafte Silhouetten im schwachen Sternenlicht, feingezeichnete Bleistiftumrisse vor der Schwärze des Gebirges. Flick blickte nach Norden zu dem dunklen Wald, der das Tiefland hinter den Drachenzähnen bedeckte. In seiner Mitte, emporragend wie Obeliske, waren die Klippen von Paranor, und auf ihrem Scheitelpunkt stand die Druidenfestung mit dem Schwert von Shannara. Das Ende der Suche. Flick blickte kurze Zeit ruhig auf die einsame Zinne, dann wandte er sich Menion zu. Der Hochländer nickte widerstrebend.

»Wir gehen mit dir.« Flicks Stimme war ein gedämpftes Flüstern in der Stille.

Die wirbelnden Wasser des reißenden Stroms tobten gegen die einengenden Mauern ihres Gebirgskanals, wüteten und hämmerten ihren Weg gen Osten, rissen Treibholz und Strandgut mit, das ihnen zur Beute geworden war. Sie fegten in großen Stromschnellen aus dem Gebirge hinab, glatt geschliffene Steinblöcke und plötzliche Biegungen umbrodelnd, in weiten Schleif-

fen dem stillen Zug friedlicher Flüsse entgegen, die sich in den hügeligen Landschaften über den Rabb-Ebenen verzweigten. In einem dieser kleinen, ruhigen Nebenflüsse wurde der mit dem Ledergürtel noch immer an den gesplitterten Baumstamm gebundene Mann schließlich auf einer Sandbank angeschwemmt, bewußtlos, fast ertrunken. Seine Kleidungsstücke waren zerfetzt und zerrissen, die Lederstiefel weggerissen, das nasse Gesicht aschfahl und blutverschmiert von der Wucht der Stromschnellen. Er wurde wach und begriff endlich, daß er Land erreicht hatte. Er löste sich mit kraftlosen Händen von dem Baumstamm, kroch auf Händen und Knien ans Ufer und in das hohe Gras eines niedrigen Hügels. Wie im Reflex tasteten die zerschundenen Hände nach dem Lederbeutel an seiner Hüfte; zu seiner Erleichterung war er noch da, mit den Lederschnüren fest angebunden. Einen Augenblick später verfiel er in einen tiefen, willkommenen Schlaf, zu Tode erschöpft.

Er schlief fest in der Wärme und Stille des Tages bis zum späten Nachmittag, als das abkühlende Gras, vom zunehmenden Wind in sein Gesicht geweht, ihn weckte. Da war noch etwas anderes auch, etwas in seinem nun ausgeruhten Gemüt, das ihn plötzlich vor Gefahr warnte. Aber er konnte seinen erschlaferten Körper kaum halb aufrichten, als eine Gruppe von zehn oder zwölf Gestalten auf dem Hügelkamm über ihm auftauchte; sie blieben verwundert stehen, als sie ihn sahen, und rannten dann den Hang hinab. Statt ihn vorsichtig nach Verletzungen zu untersuchen, warfen sie ihn erneut zu Boden, rissen ihm die Arme hinter den Rücken und fesselten sie mit Lederschnüren, die in die ungeschützte Haut schnitten. Auch seine Füße wurden gefesselt, und endlich drehte man ihn auf den Rücken, so daß er seine Gegner sehen konnte. Seine schlimmsten Befürchtungen bestätigten sich augenblicklich. Die knorrigen gelben Gestalten, in Waldbewohnerkleidung, bewaffnet mit kurzen Schwertern, waren nach Menions Beschreibung des Zwischenfalls erst Tage zuvor im Jade-Paß leicht wiederzuerkennen. Er blickte angstvoll in die scharfen Gnomenaugen, die einigermaßen erstaunt seine halb menschlichen, halb elfenhaften Züge registrierten, seine zerfetzte Südländer-Kleidung. Der Anführer bückte sich und begann ihn gründlich zu durchsuchen. Shea wehrte sich, erntete aber nur Schläge, und rührte sich endlich nicht mehr, als der Gnom den kleinen Lederbeutel mit den kostbaren Elfensteinen an sich nahm.

Die Gnome versammelten sich neugierig, als die drei blauen, in der warmen Sonne hell leuchtenden Steine in die Hand des Anführers purzelten. Es gab eine kurze Diskussion, von der Shea kein Wort verstand. Man entschied endlich, den Gefangenen und die Steine nach Paranor zu bringen und Höhergestellte zu informieren. Die Gnomen zerrten den Gefangenen hoch, durchschnitten die Fesseln an seinen Füßen und trieben ihn nach Norden, gelegentlich mit Stößen, wenn er vor Erschöpfung langsamer wurde. Bei Sonnenuntergang, als auf der anderen Seite

der Drachenzähne der Druiden-Führer einer kleinen, entschlossenen Schar sich bemühte, den Aufenthalt des Vermißten ausfindig zu machen, waren sie noch immer unterwegs nach Norden. In den frühen Morgenstunden, in der alles überdeckenden Stille .. der Dunkelheit, verborgen von den Schatten der dichten Wälder, die das beruhigende Licht von Mond und Sternen fernhielten, stand die Gruppe endlich vor den Klippen Paranors. Es war ein Moment, der für immer in ihrer Erinnerung eingeprägt sein sollte, als erwartungsvolle Augen hinaufsaßen zu den steilen Felswänden, hinauf und vorbei an den hier zwergenhaft erscheinenden hohen Fichten und Eichen, die schlagartig aufhörten, als die Felsklippen begannen, noch weiter hinaufreichend zu dem Bauwerk von Menschenhand auf dem Scheitelpunkt - der Festung der Druiden. Die Festung war eine Art Burg, mit uralten Mauern aus Steinblöcken, aufsteigend zu spitzen Türmen und Spiralzinnen, die stolz in den Himmel hinaufragten. Unverwechselbar eine Festung, erbaut, um dem Ansturm selbst der mächtigsten Armee zu widerstehen. Das alte Heim und die Zuflucht der fast ausgerotteten Rasse von Menschen, genannt Druiden. Im Innersten dieser Bastion aus Stein und Eisen ruhte das Mahnmal an den Triumph des Menschen über die Kräfte der Geisterwelt, das Symbol für den Mut und die Hoffnung der Rassen in alter Zeit, vergessen im Lauf der Jahre, als Generationen dahingegangen und alte Legenden gestorben waren - das wunderhafte Schwert von Shannara.

Als die sieben Männer dastanden und die Druidenfestung betrachteten, gingen Flicks Gedanken zurück zu den Ereignissen, die stattgefunden hatten, seitdem sie bei Sonnenuntergang das Gebirge hinter sich gelassen hatten. Sie waren schnell durch das freie Grasland gezogen, das sie vom Wald um Paranor trennte, und hatten nach wenigen Stunden ohne Zwischenfall den dunklen Waldrand erreicht. Allanon unterrichtete sie dann darüber, was nun bevorstünde. Der Wald, sagte er, sei undurchdringlich, wenn man es nicht verstünde, die gefährlichen Hindernisse zu meiden, die der Dämonen-Lord geschaffen hatte, um jeden Versuch zu ersticken, die Druidenfestung zu erreichen. Wölfe streiften durch das ganze Waldgebiet, riesige, graue Bestien, die alles, was auf zwei oder vier Beinen lief, einholen und binnen Augenblicken zerreißen könnten. Nach den Wölfen, am Fuß der Klippen unter der Festung, befände sich eine undurchdringliche Barriere von Dornengewächsen, überzogen mit einem Gift, für das es keine Heilung gebe. Aber der einfallsreiche Druide war vorbereitet. Sie schritten eilig in den schwarzen Wald, ohne sich die Mühe zu machen, einen anderen als den direkten Weg zu suchen, geradewegs auf die Festung zu. Allanon forderte sie auf, ganz in seiner Nähe zu bleiben, wiewohl diese Warnung unnötig war. Nur Menion schien es zu drängen, den anderen vorauszuweichen, aber beim ersten Laut der räuberischen Wölfe kam auch er schnell zu den anderen zurück. Die großen, grauen Tiere griffen an, Minuten nachdem die Männer in den Wald eingedrungen

waren. Ihre Augen in der Dunkelheit waren blutrot, die mächtigen Kiefer schnappten haßerfüllt. Aber bevor die Bestien die erschrockene Gruppe erreichen konnten, führte Allanon eine fremdartige kleine Pfeife an die Lippen und blies hinein. Ein Ton, so hoch, daß die Männer ihn nicht hören konnten, stoppte die fauchenden Wölfe augenblicklich; sie kehrten um, stießen klagende Laute aus und hetzten wimmernd davon, bis sie verschwunden waren.

Zweimal tauchten die Wölfe während der Wanderung noch auf, es war aber nicht zu erkennen, ob es dasselbe Rudel war oder ein anderes. Flick neigte zu der Ansicht, es müsse sich um andere Tiere handeln, nachdem er die Wirkung des Pfeiftons miterlebt hatte. Jedesmal stoben die Bestien furchtsam davon und ließen die Wanderer in Frieden. Man erreichte die Dornenbarriere ohne Schwierigkeiten. Die starrende Masse giftiger Stacheln vor ihnen erschien jedoch wahrhaft undurchdringlich, selbst für den vielseitigen Allanon. Wieder erinnerte er sie daran, daß dies das Heimatland der Druiden, nicht des Dämonen-Lords sei. Er führte sie nach rechts an der Barriere entlang bis zu einer Stelle, die ihm die richtige zu sein schien. Er schritt eine bestimmte Strecke von einer nahen Eiche ab, die Flick ganz wie jede andere Eiche vor kam, markierte am Boden vor dem dornigen Hindernis eine Stelle und bedeutete den anderen durch ein Nicken, daß hier der Zugang sei. Zu aller Verblüffung ging der schwarze Zauberer dann einfach auf die nadelspitzen Stacheln zu und verschwand in der Vegetation, nur um Augenblicke später unverletzt wieder aufzutauchen. Mit leiser Stimme erklärte er, daß die Barriere an dieser Stelle lediglich eine Täuschung und harmlos sei, ein geheimer Durchgang zur Festung. Es gebe noch andere, für menschliche Augen alle unsichtbar, wenn diese nicht wußten, worauf zu achten sei. Und so zog die Gruppe durch das Hindernis, entdeckte, daß die Stacheln wirklich harmlos waren, und stand endlich vor den Mauern Paranors.

Es erschien Flick noch immer unfäßbar, daß sie wirklich hierhergekommen waren. Die Reise war endlos erschienen, die Gefahren hatte man nicht wirklich überwunden, sondern nur umgangen, um letztlich immer wieder auf neue zu stoßen. Aber hier standen sie nun trotzdem. Alles, was noch übrigblieb, war, die Klippen zu erklimmen und das Schwert zu ergreifen, keine einfache Aufgabe, aber auch nicht schwerer als alle anderen, die sie angepackt und bewältigt hatten. Er blickte hinauf zu den Burgbastionen, betrachtete kurz die in Abständen angebrachten Fackeln und wußte, daß der Feind die Mauern und das Schwert in ihrem Inneren bewachte. Er fragte sich, wer und was der Feind war. Nicht die Gnome oder Trolle, sondern der eigentliche Feind - das Wesen, das in eine andere Welt gehörte, aber auf irgendeine unerklärliche Weise in die hiesige eingedrungen war, um die Menschen, die sie bewohnten, zu versklaven. Er fragte sich verschwommen, ob er je den Grund für all das erfahren würde, was ihnen zugestoßen war, den Grund dafür, daß sie nun hier

standen, auf der Jagd nach dem legendären Schwert von Shannara, über das keiner außer dem Druiden etwas wußte. Er spürte, daß die ganze Geschichte irgendwo eine Moral hatte, aber im Augenblick entzog sie sich ihm. Er wollte nichts anderes, als die Sache hinter sich bringen und lebendig davonkommen.

Sein Gedankengang endete abrupt, als Allanon sie an den steilen Felswänden entlangwinkte. Auch hier schien der Druide etwas zu suchen. Einige Minuten danach blieb er vor einem glatten Teil der Wand stehen, berührte eine Stelle im Gestein, und eine verborgene Tür öffnete sich zu einem Geheimgang. Allanon trat kurz hinein und kam mit Fackeln zurück, die er verteilte. Sie traten alle in den Gang, und die Steintür schloß sich lautlos hinter ihnen. In der Beinahe-Dunkelheit sahen sie undeutlich Steinstufen, die nach oben führten, kaum erkennbar im trüben Licht einer einsamen Fackel. Sie stiegen vorsichtig dort hinauf, und jeder entzündete seine Fackel an der Flamme. Allanon legte den Finger an die Lippen und stieg als erster die feuchten Stufen hinauf. Sein schwarzer Umhang blähte sich ein wenig, und sein Schatten füllte den ganzen, steil nach oben führenden Tunnel aus. Die anderen folgten ihm wortlos. Der Angriff auf die Druidenfestung hatte begonnen.

Die Treppe führte in einer endlosen Spirale hinauf, eine Wende nach der anderen, bis sie nicht mehr wußten, wie weit sie schon gekommen sein mochten. Die Luft im Gang wurde langsam wärmer und ließ sich besser atmen, die Feuchtigkeit an Wänden und Stufen schwand immer mehr. Ihre schweren Lederjagdstiefel scharrten leise auf dem Gestein, und die Schritte hallten dumpf durch das Gewölbe. Hunderte von Stufen und viele Minuten später erreichten sie das Ende des Tunnels, vor sich eine massive Holztür mit Eisenbeschlägen, eingelassen in den Fels. Allanon bewies erneut, daß er den Weg kannte. Eine einzige Berührung, und die Tür ging lautlos auf, so daß die Männer in eine große Kammer treten konnten, aus der viele Gänge hinausführten, alle von lodernden Fackeln gut erleuchtet. Ein schneller Blick in die Runde zeigte, daß niemand in der Nähe war, und Allanon versammelte die Männer um sich.

»Wir befinden uns direkt unter der eigentlichen Burg«, flüsterte er, während die anderen sich herandrängten. »Wenn wir den Raum, in dem das Schwert von Shannara ruht, ungesehen zu erreichen vermögen, können wir vielleicht ohne Kampf entkommen.«
»Irgend etwas stimmt nicht«, warnte Balinor kurz. »Wo sind die Wachen?«

Allanon schüttelte den Kopf, aber die anderen sahen die Besorgnis in Balinors Augen. Hier stimmte wahrhaftig etwas nicht.
»Den Gang, den wir nehmen, führt zu den Heizungsschächten und einer Hintertreppe zur Haupthalle. Sagt nichts mehr, bis wir dort sind, haltet die Augen offen!« Ohne eine Antwort abzuwarten, drehte er sich um und ging mit schnellen Schritten zu einem der offenen Tunnels, eilig gefolgt von den anderen. Das flackernde Licht der Fackeln in eisernen Haltern warf ihre Schatten

an die steinernen Wände. Balinor zog sein Breitschwert, und die anderen folgten seinem Beispiel. Sie schlichen wachsam durch die uralten Tunnels - der Druiden, die beiden Prinzen, der Talbewohner, die Elfenbrüder und der Zwerg -, alle angespannt von höchster Wachsamkeit, erfaßt von der Erregung am Ende einer langen Jagd. Größere Abstände zwischen sich, an den Wänden des Ganges dahinschleichend, die Waffen in Bereitschaft, Augen und Ohren offen für jede Andeutung von Gefahr, huschten sie weiter, höher hinauf, tiefer in das Innere der Druidenfestung. Dann trat die Stille langsam in den Hintergrund, und man hörte ein gedämpftes Geräusch wie schweres Atmen, während es merklich heißer wurde. Der Gang endete, und eine Steintür mit Eisenklinke tauchte auf, die Umrisse durch grelles Licht aus der Kammer dahinter scharf gezeichnet. Das geheimnisvolle Geräusch wurde lauter und wurde erklärbar. Es war das pulsierende Summen von Maschinen, die in gleichmäßigem Rhythmus stampften. Die Männer näherten sich auf Allanons stummen Wink vorsichtig der geschlossenen Tür.

Als der riesige Druiden die schwere Tür öffnete, drang der Ahnungslosen ein Schwall heißer Luft entgegen, die sengend in die Lungen drang und in der Magengrube hängenzubleiben schien. Nach Atem ringend, zögerten sie kurz und traten dann widerwillig in den Raum. Der Raum war im Grunde nicht viel mehr als eine Art kreisförmiger Laufgang über einer tiefen Grube, die weit über dreißig Meter ins Gestein hinabführte. Am Grund loderte ein gigantisches Feuer, das von einer unbekannten Quelle gespeist wurde und dessen orange- und dunkelrote Flammen den Schacht hinauf züngelten. Oben am Innenrand verlief nur der kleine Laufgang, etwa einen Meter breit, mit einem niedrigen Eisengeländer. Von Decke und Wänden leiteten Heizschächte die Wärme in andere Teile des Gebäudes. Ein unsichtbares Pumpensystem steuerte die vom offenen Schmelzofen erzeugte Wärmemenge. Jetzt, in der Nacht, war das Pumpensystem stillgelegt und die Hitze auf dem Laufgang noch erträglich. Wenn die Blasebälge voll in Betrieb waren, hätte der Aufenthalt in der Kammer für jeden Menschen den sicheren Tod bedeutet. Menion, Flick und die Elfenbrüder blieben am Geländer stehen, um das System genauer zu betrachten. Höndel hielt sich im Hintergrund; ihm war unbehaglich in dem Felsbauwerk, und er vermißte die freien Wälder, mit denen er vertraut war. Allanon trat zu Balinor und sprach kurz mit ihm, blickte auf mehrere geschlossene Türen, die zu den Kammern führten, und deutete auf die offene Wendeltreppe, die zu den oberen Hallen der Burg führte. Schließlich schienen die beiden Männer sich zu einigen, sie nickten einander zu und winkten den anderen, nachzukommen. Höndel war nur allzu froh darüber. Menion und die Elfenbrüder traten vom Geländer zurück, um sich ihm anzuschließen. Nur Flick zögerte noch, auf seltsame Weise von dem Lodern in der Grube fasziniert. Als er den Kopf hob, um zur anderen Seite der Kammer hinüberzublicken, sah er die dunklen Umrisse eines

Schädelträgers aus dem Nichts auftauchen.

Flick erstarrte. Das Wesen verharrte halb geduckt auf der anderen Seite, sein Leib war eine schwarze Masse selbst im Licht des Grubenfeuers, während die capeartigen Schwingen sich hinter ihm ein wenig wölbten. Die Beine waren krumm, und die Füße endeten in gefährlich aussehenden Krallen, die fähig schienen, das Gestein selbst zu zerfetzen. Tief eingezogen zwischen mächtigen Schultern, hatten Kopf und Gesicht entfernte Ähnlichkeit mit zerschrundeter Kohle. Die heimtückischen Augen richteten sich auf den sprachlosen Talbewohner, und ihre Tiefen lockten ihn näher an das rötliche Glühen, das in ihnen funkelte, eine offene Einladung zum Tod. Mit langsamen, schleppenden Schritten ging es um die Kammer herum, und sein Atem rasselte, als es dem angewurzelten Flick immer näherkam. Er wollte aufschreien, davonestürzen, alles, nur nicht bleiben, wo er war, aber die unheimlichen Augen hielten ihn fest. Er wußte, daß sein letztes Stündlein geschlagen hatte.

Aber den anderen war seine Regungslosigkeit aufgefallen; sie folgten seinem entsetzten Blick und entdeckten den schwarzen Schädelträger, der lautlos um den Rand der Grube herumschlich. Allanon sprang blitzschnell vor Flick und riß ihn herum, um den Bann der furchtbaren Augen des Wesens zu brechen. Betäubt stolperte Flick nach rückwärts in die Arme Menions, der ihm ebenfalls zu Hilfe geeilt war. Die anderen standen hinter dem Druiden, die Waffen gezückt. Das Wesen kam einige Meter vor Allanon zum Stehen, immer noch geduckt, das gräßliche Gesicht mit einem erhobenen Flügel und seiner Krallenhand vor dem Feuerschein schützend. Der Atem ging in langsamen, rasselnden Stößen, während die grausamen Augen auf der hochgewachsenen Gestalt zwischen ihm und dem kleinen Talbewohner hafteten. »Druide, du bist ein Narr, dich gegen mich zu stellen.« Die Stimme tönte irgendwo aus der Tiefe des formlosen Gesichts. »Ihr seid alle dem Untergang geweiht. Ihr seid das gewesen, seitdem ihr euch entschlossen habt, nach dem Schwert zu suchen. Der Meister wußte, daß ihr kommt, Druide! Er hat es gewußt!« »Such das Weite, solange du noch kannst, Verhaßter!« befahl Allanon, so drohend, wie die anderen Männer ihn noch nie hatten sprechen hören. »Du erschreckst hier keinen. Wir holen uns das Schwert, und du wirst uns nicht im Weg stehen. Tritt beiseite, Lakai, und laß deinen Herrn vortreten!« Die Worte zischten durch die Luft und trafen den Schädelträger wie Messer. Das Wesen fauchte vor Wut, und die Atemzüge keuchten schneller, als es einen Schritt vortrat, sich tiefer duckte und haßerfüllt in die Augen Allanons blickte. »Ich werde dich vernichten, Allanon! Dann ist niemand mehr übrig, der gegen den Meister auftreten kann! Du bist von Anfang an unsere Marionette gewesen, obwohl du nichts davon geahnt hast. Jetzt haben wir dich in Reichweite, zusammen mit deinen wichtigsten Verbündeten. Und sieh, wen du uns gebracht hast, Druide - den letzten Erben von Shannara!«

Zu jedermanns Schrecken wies die Klauenhand auf den verblüfften Flick. Das Wesen schien nicht zu ahnen, daß Flick nicht der Erbe war oder daß Shea ihnen bei den Drachenzähnen entrisen worden war. Einen Augenblick lang schwiegen alle. Das Feuer brüllte unten in der Grube, und die Flammen fegten plötzlich hoch, so daß glutheiße Luft über die Gesichter der Sterblichen fuhr. Die Krallen des schwarzen Geisterwesens schienen nach ihnen zu greifen.

»Nun, ihr Narren«, krächzte die haßerfüllte Stimme, »werdet ihr den Tod erleiden, den eure Gattung verdient!«

Kapitel 3

Als die letzten Worte des schwarzen Wesens in der von Flammen durchzuckten Luft verklangen, schien alles gleichzeitig zu geschehen. Mit einer heftigen Armbewegung und einem so scharfen Befehl, daß sie alle auf der Stelle reagierten, schickte der riesige Druiden seine Leute zur Wendeltreppe, die zur Haupthalle der Druidenfestung führte. Als die sechs Männer auf die Treppe zuhetzten, stürzte sich der Schädelträger auf Allanon. Der gewaltige Zusammenprall war hörbar sogar für die flüchtenden Männer, die schon die Treppe hinaufliefen - bis auf einen. Flick zögerte, einerseits von dem Wunsch getrieben, zu entkommen, andererseits aber gebannt von dem titanischen Kampf zwischen den beiden mächtigen Wesen, die nur Zentimeter von den hochfauchenden Flammen des Riesenofens entfernt ineinander verkrallt waren. Er stand unten an der Treppe und hörte die verklingenden Schritte seiner Begleiter, als sie nach oben rasten. Augenblicke später erstarben die Schritte, und er war der einzige Zeuge des unaßbaren Kampfes zwischen dem Druiden und dem Schädelträger.

Die schwarzen Gestalten standen regungslos am Rand des Feuerofens, Statuen, im Kampf erstarrt, die dunklen Gesichter nur Zentimeter voneinander entfernt. Die Arme des Druidenriesen hielten die Krallenglieder des tödlichen Geisterwesens fest. Der Schädelträger versuchte, seine rasiermesserscharfen Klauen nahe genug an die ungeschützte Kehle des Zauberers heranzubringen, um sie zu zerfetzen und dem Kampf ein schnelles Ende zu bereiten. Die schwarzen Schwingen spannten sich vor Anstrengung, flatterten heftig, um dem Angriff Schwung zu verleihen, während der rasselnde Atem die heiße Luft mit verzweifelten Stößen durchschnitt. Dann schoß plötzlich ein Bein des Nordland-Wesens nach vorn und brachte den Druiden zu Fall, so daß er rückwärts auf den Steinboden stürzte. Der Angreifer warf sich sofort auf ihn, und eine Krallenhand zuckte hinab, um zu töten. Aber das Opfer war zu schnell, rollte sich geschickt von den tödlichen Klauen weg und befreite sich. Flick sah jedoch, daß der Hieb die Schulter traf; Stoff zerriß, und Blut rann aus einer Wunde. Flick ächzte erschrocken, aber einen Augenblick danach

war der Druide auf den Beinen. Zwei Blitze, blau geflammt, zuckten aus den ausgestreckten Fingern seiner Hand und trafen den sich aufrichtenden Schädelträger mit gewaltiger Kraft, so daß das erboste Wesen an das Geländer geworfen wurde. Während die Zauberblitze jedoch den Drachen beim Kampf im Inneren des Gebirges sichtbar verwundet hatten, gelang es ihnen hier nur, das Wesen aus dem Nordland für einige Sekunden aufzuhalten. Aufbrüllend vor Wut, griff es erneut an. Gleißende rote Blitze schossen aus seinen glühenden Augen. Allanon riß seinen Umhang hoch, und die Blitze schienen abgelenkt zu werden an die Steinwände der Kammer. Das Wesen zögerte für einen Augenblick, und die beiden Gegner umkreisten einander wachsam wie zwei Waldbestien in einem Kampf auf Leben und Tod, den nur einer überstehen konnte.

Zum erstenmal bemerkte Flick, daß die Temperatur anstieg. Mit dem Beginn der Dämmerung waren die Heizer an die Arbeit gegangen, um den Wärmebedarf der Burg zu decken. Ohne von dem Kampf etwas zu ahnen, der auf dem Lauf gang tobte, hatten sie die Blasebalgmaschinen unten an der Grube eingeschaltet und schürten das Feuer, um Warmluft in alle Räume der Druidenfestung zu leiten. Aus diesem Grund wurden die Flammen nun über dem Grubenrand sichtbar, und es wurde immer heißer. Flick spürte, wie ihm der Schweiß über das Gesicht lief und seine warme Jagdkleidung tränkte. Aber trotzdem ging er nicht. Er spürte, daß sie alle verloren waren, wenn Allanon besiegt wurde, und er mußte deshalb den Ausgang des Kampfes unbedingt erfahren. Das Schwert von Shannara würde jeden Sinn für sie verlieren, wenn der Mann, der sie hierhergeführt hatte, getötet wurde. Atemlos verfolgte Flick Ohmsford, was die Entscheidung über das Schicksal der Rassen und Länder sein mochte, ausgefochten von den beiden scheinbar unzerstörbaren Widersachern.

Allanon hatte erneut mit den zuckenden blauen Blitzen angegriffen, den Schädelträger mit kurzen, raschen Schlägen bombardiert, bemüht, ihn zu einer unüberlegten Handlung zu verleiten, damit er irgendeinen Fehler beging, der tödlich sein mochte. Das Geisterwesen war kein Narr, sondern die Verkörperung des Bösen, gestählt in Hunderten von Kämpfen, in denen es Sieger geblieben war. Es duckte und drehte sich mit erschreckender Gewandtheit, duckte sich immer wieder und wartete auf den Augenblick, in dem es zuschlagen konnte. Dann breiteten sich unerwartet die schwarzen Schwingen aus, und es schwebte empor über die Flammen des Feuerofens, um sich mit heftigem Schwung auf die hochgewachsene Gestalt Allanons herabzustürzen. Die Krallen schlugen zu, und Flick glaubte bereits alles verloren. Wie durch ein Wunder entkam der zu Boden gestoßene Druide aber den tödlichen Klauen und schleuderte mit einer mächtigen Bewegung den Schädelträger über sich hinweg. Das Wesen flog wild durch die Luft und prallte heftig an die Steinwand. Es raffte sich sofort wieder auf, aber die Wucht des An-

pralls hatte es erschüttert, es war nicht schnell genug, und bevor es zu entkommen vermochte, stürzte sich der riesige Druide auf es.

Die beiden schwarzen Gestalten rangen an der Felswand miteinander wie zusammengeschweißt, die Glieder ineinander verschlungen wie verkrümmte Äste. Als sie sich beide aufbäumten, konnte Flick sehen, daß Allanon hinter dem sich wehrenden Schädelträger stand, die kraftvollen Arme wie einen Schraubstock um den Schädel des Wesens gepreßt, während die angespannten Muskeln langsam das Leben herausdrückten. Die Schwingen peitschten wild die Luft, die gebogenen Arme des Wesens griffen vergeblich nach einer Stelle des Gegners, die es ihm erlaubt hätte, sich zu befreien. Die feuerroten Augen glühten mit der Wut des Feuers in der Grube selbst und schleuderten Flammenblitze hinaus, die in die Steinwände fauchten und klaffende, verkohlte Löcher hinterließen. Die Kämpfenden wankten von der Felswand davon und auf den gleißenden Feuerofen zu, bis sie an dem niedrigen Geländer standen. Einen Augenblick lang erschien es Flick, als müßten beide das Gleichgewicht verlieren und in die Flammenglut stürzen, aber Allanon richtete sich plötzlich mit einer ungeheuren Anstrengung auf und zerrte den Gegner fort vom Geländer. Es war diese plötzliche Bewegung, die das Wesen herumriß, so daß die haßerfüllten Augen sich unmittelbar auf den halb verborgenen Talbewohner richteten. Jede Gelegenheit ergreifend, den Druiden für den Bruchteil einer Sekunde abzulenken, um sich aus dem erstickenden Griff zu befreien, wandte sich der Schädelträger plötzlich gegen den unvorbereiteten Flick. Zwei Flammenblitze schossen aus den glühenden Augen und zerschmetterten die Steinblöcke der Treppe zu tödlichen Splittern, die wie Messer in alle Richtungen flogen. Flick handelte instinktiv. Er sprang von der Treppe hinaus auf den Laufgang. Hände und Gesicht waren von den Splittern zerschnitten, das Leben aber hatte er durch seine Schnelligkeit gerettet. Als er davonsprang, wankte der ganze Eingang plötzlich und brach in einer Lawine geborstener Steinblöcke, die den Weg nach oben versperrte, in sich zusammen. Der Staub quoll in dicken Wolken aus dem Schutt.

Im selben Augenblick, während Flick angstvoll und bis ins Mark erschüttert, doch bei Bewußtsein am Steinboden lag, während die Flammen aus der brausenden Grube emporstiegen zu den Staubwolken aus dem blockierten Durchgang, lockerte sich Allanons Griff eine Spur, und das Wesen konnte sich befreien. Es wirbelte mit einem Wutschrei herum und versetzte dem abgelenkten Druiden einen mächtigen Schlag an den Kopf, so daß der hochgewachsene Wanderer auf die Knie sank. Das Wesen setzte zum Todesstoß an, aber der schwarze Zauberer war plötzlich wieder auf den Beinen, und die blauen Blitze aus seinen Fingern trafen den ungeschützten Kopf des Angreifers. Mächtige Fäuste regneten Hiebe auf beide Seiten des Schädels herab und rissen das Wesen wieder herum, die Arme Allanons schlossen sich um seine

Brust und preßten Schwingen und Klauenhände an den sich windenden Körper. Der Druiden hielt das Wesen fest und biß die Zähne zusammen, während er wutentbrannt den Leib des Gegners zusammenpreßte. Flick, der immer noch am Boden lag, während die Kämpfenden wenige Meter von ihm entfernt hochragten, hörte ein entsetzliches Krachen und Knirschen, als im Schädelträger etwas brach. Dann wankten die beiden Gestalten wieder an das Geländer, die verzerrten Züge von den Flammen beleuchtet, und das Donnern der Flammengrube wurde vom qualvollen Geheul des zerquetschten Opfers übertönt, als der schwarze, gekrümmte Körper heftig aufzuckte. Aus einer tiefen Quelle von Kraft und Haß in sich holte der Schädelträger eine letzte, verzweifelte Anstrengung. Er warf sich über das Geländer, die Klauen in den schwarzgekleideten Angreifer gekrallt, zerrte den verhaßten Feind mit, beide Gestalten verloren sich im Glast der hungrigen Flammen.

Flick raffte sich betäubt auf, sein Gesicht verzerrte sich vor Entsetzen. Er wankte unsicher zum Rand der Grube, aber die Hitze war so stark, daß er zurückgetrieben wurde. Er versuchte es noch einmal, ohne Erfolg, während der Schweiß in Strömen von der Stirn in die Augen und den Mund lief und sich mit Tränen hilflosen Zorns vermischte. Die Flammen aus der Grube schlugen über das Geländer, züngelten gierig über das Gestein und knisterten, erfüllt von neuem Leben, wie um die Zufuhr neuen Brennstoffs in Gestalt der beiden Wesen zu bestätigen. Hinter dem roten Glühen der Flammen und der unerträglichen Hitze war nichts mehr. Hoffnungslos schrie Flick immer wieder den Namen des Druiden hinaus, und seine Rufe hallten wider von den Steinwänden, um im Feuerofen zu ersterben. Der Talbewohner sah sich allein mit dem Brüllen der Flammen und wußte endlich, daß der Druiden dahin war.

Er geriet in Panik. Verzweifelt hetzte er von der Grube davon und stand vor den Überresten der Treppe, bevor ihm einfiel, daß sie zerstört war. Er brach auf dem Geröll zusammen. Er schüttelte den Kopf, um klarer denken zu können, spürte die aufsteigende Hitze. Er wußte, daß er nur noch wenige Minuten zu leben hatte, wenn er sich nicht auf irgendeine Weise aus der Kammer befreien konnte. Er sprang hoch, lief zur nächsten Steintür und rüttelte daran, aber die Tür bewegte sich nicht, und er gab es auf, die Hände blutig. Er starrte auf die Wand und entdeckte eine zweite Tür, taumelte hin, fand auch sie verschlossen. Er spürte, wie seine Hoffnung schwand, verdrängt von der Gewißheit, daß er in der Falle saß. Er zwang sich mühsam, zur nächsten Tür zu gehen. Mit dem letzten Rest seiner nachlassenden Kraft berührte er, während er verzweifelt an der störrischen Barrikade rüttelte, irgend etwas Verborgenes im Gestein und löste den Mechanismus aus, der die Tür öffnete. Mit einem Aufschrei der Erleichterung stürzte Flick in den Tunnel dahinter und stieß mit dem Fuß die Steintür zu, blieb im Halbdunkel liegen, geschützt vor dem Hitzetod, der hinter der Mauer wartete.

Er blieb lange Minuten erschöpft im dunklen Korridor liegen, während sein Körper die Kühle des Steinbodens aufsaugte, während er die gute Luft in sich hineinpumpte. Er versuchte nicht zu denken, wollte sich nicht erinnern, wünschte nur, sich im Frieden und in der Stille des Felsentunnels zu verlieren. Nach langer Zeit endlich zwang er sich auf die Knie und schließlich auf die Beine. Er lehnte betäubt am kalten Gestein der Tunnelwand, während er darauf wartete, daß seine Kraft wiederkehrte. Erst jetzt sah er, daß seine Kleidung zerfetzt und verkohlt war, daß die Hitze Hände und Gesicht versengt und geschwärzt hatte. Er schaute sich langsam um und richtete sich auf. Die trüb flackernde Fackel vorne an der Wand zeigte die Richtung, in welcher der gewundene Gang verlief, und er stolperte nach vorn, bis er die Fackel erreichte. Er zog sie aus der Halterung und schlurfte weiter. Irgendwo vor sich hörte er Geschrei, und instinktiv zuckte seine freie Hand zum Griff des kurzen Jagdmessers. Er zog die Waffe heraus. Nach einigen Minuten schien sich der Lärm zu entfernen und schließlich zu verstummen, aber gesehen hatte Flick noch immer nichts. Der Korridor wand sich auf merkwürdige Weise durch den Fels und führte Flick an mehreren Türen vorbei, die alle geschlossen und verriegelt waren, aber der Weg ging nie nach oben und es gab auch keine Abzweigungen. Immer wieder wurde die Dunkelheit vom schwachen Licht einer an der Wand befestigten Fackel erhellt, deren gelber Schein Flicks Schatten an die andere Wand warf wie den eines mißgestalteten Gespenstes, das in die Dunkelheit entfloh. Dann wurde der Tunnel plötzlich breiter, und das Licht vor Flick wurde heller. Er zögerte einen Augenblick und umklammerte sein Messer fester, das Gesicht von Rauch und Schweiß verschmiert, aber grimmig entschlossen. Es war nichts zu hören, als er langsam weiterschlich. Er wußte, daß es irgendwo eine Treppe geben mußte, die zur Haupthalle der Druidenfestung führte. Die Suche nahm nun schon lange Zeit in Anspruch und war bisher nutzlos gewesen, und er spürte, daß seine Kraft nachließ. Zu spät bedauerte er, zurückgeblieben zu sein und zugelassen zu haben, daß er von den anderen getrennt wurde. Nun saß er in den unergründlichen Korridoren inmitten Paranors in der Falle. Mit den anderen mochte inzwischen alles mögliche geschehen sein, dachte er bedrückt, und er fand sie vielleicht nie bei dieser Wanderung im Labyrinth. Er huschte weiter um eine Biegung, die Muskeln angespannt, und starrte vorsichtig ins Licht. Zu seiner Überraschung sah er sich am Eingang zu einer runden Kammer, in die auch noch eine Reihe anderer Gänge führte. An der Wand brannte ein gutes Dutzend Fackeln. Er atmete erleichtert auf, als er sah, daß die Rotunda leer war. Dann begriff er, daß sich seine Lage nicht verbessert hatte. Die anderen Gänge sahen genau so aus wie jener, durch den er hierhergekommen war. Es gab keine Türen, die in andere Räume hätten führen können, keine Treppen nach oben, keinen Hinweis darauf, welchen Weg er nun einschlagen sollte. Er schaute sich verwirrt um, verzwei-

felt bemüht, einen Gang vom anderen zu unterscheiden, aber seine Hoffnung schwand mit jedem Augenblick mehr. Schließlich schüttelte er bedrückt den Kopf. Er trat an die Wand, setzte sich müde und schloß die Augen, während er sich die bittere Wahrheit eingestand, daß er sich hoffnungslos verirrt hatte. Auf Allanons Befehl hin waren die anderen zur Treppe gestürzt. Durin und Dayel waren ihr am nächsten gewesen, und da sie am schnellsten laufen konnten, waren sie schon auf halbem Weg die Stufen hinaufgestürzt, bevor die anderen mit dem Aufstieg auch nur begonnen hatten. Ihre biegsamen Elfenglieder trugen sie in schnellen, leichten Sprüngen hinauf. Höndel, Menion und Balinor hetzten ihnen nach, ein wenig behindert durch ihre schweren Waffen und ihr größeres Gewicht. Teilweise störten sie sich auch gegenseitig, als sie sich bemühten, auf der engen Wendeltreppe nicht übereinander zu stolpern. Es war ein wilder, ungehemmter Sturm nach oben, und in der allgemeinen Hast wurde Flick nicht einmal vermißt.

Durin stürmte als erster durch den Eingang und stolperte beinahe in die große Halle, gefolgt von seinem Bruder. Die Halle war überaus eindrucksvoll, ein riesiger, hoher Raum, die Wände ganz aus Holz, poliert, bis sie im gemischten gelben Licht lodender Fackeln und dem rötlichen Schimmer der durch hohe, schräge Fenster hereindringenden Morgendämmerung prachtvoll glänzten. Die Täfelung war geschmückt mit Gemälden, mit gemeißelten und geschnitzten Figuren aus Stein und Holz auf Mosaikpodesten, mit langen, handgewebten Gobelins, die in Falten auf den schimmernden Marmorboden herabhingen. In verschiedenen Abständen gab es große Statuen aus Eisen und edlem Stein, Skulpturen aus einem anderen Zeitalter, über die langen Jahrhunderte hinweg in dieser zeitlosen Heimstatt bewahrt. Sie schienen die schweren, geschnitzten Holztüren zu bewachen, die auf herrliche Weise mit Klinken aus kupferfarbenem Messing geschmückt waren. Ein paar davon standen offen, und in den Räumen dahinter konnte man dieselbe bewußt gestaltete Pracht sehen, strahlend beleuchtet, als hohe, offene Glasfenster den Sonnenschein in mächtigen Fluten hereinließen, frisch vom neuen Tag.

Die Elfenbrüder hatten wenig Zeit, die zeitlose Schönheit Paranors zu bewundern. Augenblicke nachdem sie die Treppe heraufgekommen waren, wurden sie von Gnomen-Wachen angegriffen, die von überallher zu kommen schienen, knorrige, gelbe Leiber, aus Verstecken hinter Türen, Statuen, den Wänden selbst schlüpfend. Durin begegnete dem Ansturm mit seinem langen Jagdmesser, und Dayel kam seinem Bruder zu Hilfe, schwang den großen Bogen als Waffe, rammte die Angreifer und stieß sie um, bis das kräftige Eschenholz mit einem Knall zerbrach. Einen Augenblick lang schien es, als sollten die beiden zerfetzt werden, bevor ihre kräftigeren Kameraden ihnen zu Hilfe eilen konnten. Durin aber befreite sich und riß einer Ritterrüstung eine lange, gefährlich aussehende Pike weg, um die Gnome mit weit ausho-

lenden Schlägen von seinem Bruder abzuwehren. Doch sie bekamen rasch Verstärkung und sammelten sich. Die Elfenbrüder waren an die Wand zurückgewichen, keuchend vor Anstrengung, bedeckt von Wunden und dem Blut ihrer Gegner. Die Gnome drängten sich zu einer Gruppe zusammen, die tödlichen Kurzschwerter erhoben, entschlossen, an Durins hin- und herfegender Pike vorbeizustürmen und die beiden Elfen in Stücke zu zerhacken. Mit einem wilden, gellenden Schrei stürmten sie los.

Zu ihrem Schaden hatten die Gnome vergessen, auf die Treppe zu achten, für den Fall, daß die Elfen nicht allein sein mochten. In dem Augenblick, als sie auf Durin und Dayel einstürzten, brachen die drei anderen Männer herein und stürzten sich auf die unvorbereiteten Angreifer. Die Gnome hatten dergleichen noch nicht erlebt. In der Mitte kam der große Prinz von Callahorn, dessen glänzendes Schwert mit solcher Heftigkeit eine Bahn durch die Gnome brach, daß sie übereinanderstürzten und ihr Heil in der Flucht suchten. Auf der einen Seite liefen sie dem niedersausenden Streitkolben des kampferfahrenen Zwerges entgegen, auf der anderen der schnellen Klinge des gewandten Hochländers. Sie verharrten einen Augenblick und kämpften gegen die fünf Wahnsinnigen, dann schwankten sie kurz, verloren endlich den Mut und ergriffen endgültig die Flucht. Wortlos stürmten die fünf Krieger durch die Prachthalle, über die Verwundeten und Toten springend. Die wenigen Gnome, die noch standhielten, wurden rasch überwältigt und blieben in regungslosen, stillen Haufen übereinander liegen. Nach allem, was sie erlitten und verloren hatten, ließen die fünf Männer, die von der Gruppe noch übriggeblieben waren, sich den Sieg, den sie so verzweifelt gesucht hatten, nicht mehr nehmen.

Am Ende der Halle, die jetzt übersät war mit toten und verwundeten Gnomen, in der die Gobelins und Gemälde zerfetzt und zerschissen waren, drängte sich ein letzter verzweifelter Trupp von Wachen vor hohen, geschnitzten Holztüren zusammen, die geschlossen und verriegelt waren. Die kurzen Jagdschwerter wie eine Mauer von Speissen erhoben, bereiteten die entschlossenen Gnome sich auf einen letzten Kampf vor. Die Angreifer unternahmen einen Ansturm auf die tödliche Mauer und versuchten, hinter den langen Schwertern Balinors und Menions durchzubrechen, aber die kampfgestählten Gnome schlugen den Angriff nach einigen Minuten bitteren Ringens ab. Die fünf zogen sich erschöpft zurück, keuchend und schwitzend vor Anstrengung, lädiert und blutend. Durin sank schwerfällig auf ein Knie; ein Arm und ein Bein waren von Gnomenschwertern übel zugerichtet. Menion war an der Schläfe von einer Pike getroffen worden, und das Blut rann in einem breiten Streifen aus der Wunde. Der Hochländer schien die Verletzung nicht wahrzunehmen. Wieder griffen die fünf Männer an, erneut wurden sie nach hartem Kampf Mann gegen Mann abgeschlagen. Die Zahl der Gnome hatte sich fast um die Hälfte vermindert, aber die Zeit

für die Männer lief ab. Von Allanon war nichts zu sehen, und die Gnome würden Verstärkung auf den Weg geschickt haben, um das Schwert von Shannara zu schützen, wenn es wirklich in der Kammer lag, die mit solcher Verzweiflung verteidigt wurde. Dann stürmte Balinor plötzlich zur anderen Seite der Halle und riß eine hohe Steinsäule um, auf der eine metallene Urne befestigt war. Säule und Urne stürzten unter ohrenbetäubendem Krachen zu Boden, und das Echo hallte durch das Bauwerk. Der Stein hätte zersplittern müssen, aber die Säule blieb ganz. Mit Höndels Hilfe rollte Balinor den runden Rammbock zum Kampfkeil der Gnome und den verschlossenen Türen der Kammer dahinter. Die schwere Säule wurde mit jeder Umdrehung schneller und donnerte auf die hilflosen Wachen zu. Einen Augenblick lang zögerten die drahtigen, gelben Gestalten, die kurzen Schwerter in Bereitschaft, während die tonnenschwere Säule auf sie zurollte. Dann stoben sie auseinander. Trotzdem waren manche nicht schnell genug. Sie wurden erfaßt von der riesigen Walze, die in einem Regen von Stein- und Holzsplittern an die verschlossenen Türen krachte. Die Türen wankten und bogen sich unter dem Anstoß, das Holz knirschte, die Eisenbänder platzten, aber auf irgendeine Weise hielten die Türen dem Anprall doch noch stand. Einen Augenblick später jedoch sprangen sie auf, als das schwere Gewicht Balinors dagegenprallte, und die fünf Männer stürmten in den Raum, um das Schwert von Shannara an sich zu reißen.

Zu ihrer Entgeisterung war der Raum leer. Es gab hohe Fenster und lange, fließende Vorhänge, meisterhafte Gemälde an den Wänden und sogar ein paar kleine, reichgeschmückte Möbelstücke. Aber nirgends war eine Spur von dem begehrten Schwert zu sehen. Entsetzt und ungläubig blickten die fünf Männer sich um. Durin fiel erschöpft auf die Knie, geschwächt vom Blutverlust, einer Ohnmacht nahe. Dayel stürzte zu ihm und riß ein paar Stoffstreifen ab, um die offenen Wunden zu verbinden, dann half er seinem Bruder zu einem der Stühle, wo der Verwundete in sich zusammensank. Menion suchte die Wände nach einem anderen Ausgang ab. Balinor, der hin- und hergegangen war und den Marmorboden abgesucht hatte, stieß einen Laut aus. Ein Teil des Bodens, genau in der Mitte des Raumes, war verfärbt und zerschründet, trotz eines schwachen Versuches zu verbergen, daß dort viele Jahre lang etwas Großes, Quadratisches gestanden haben mußte.

»Der Block aus Tre-Stein!« rief Menion.

»Aber wenn er weggeschafft worden ist, muß das erst vor kurzer Zeit gewesen sein«, meinte Balinor. »Weshalb haben die Gnome dann versucht, uns fernzuhalten... ?«

»Vielleicht wußten sie nicht, daß er weggeschafft worden war«, sagte Menion.

»Vielleicht ein Ablenkungsmanöver?« sagte Höndel. »Aber warum damit Zeit verlieren, wenn nicht...?« ;

»Sie wollten uns hier beschäftigen, weil das Schwert noch in

der Burg war und sie es noch nicht fortgeschafft hatten!« stieß Balinor erregt hervor. »Sie hatten keine Zeit gehabt, es wegzubringen, deshalb wollten sie uns hinhalten! Aber wo ist das Schwert jetzt - wer hat es?«

Die drei sahen einander bestürzt an. Hatte der Dämonen-Lord gewußt, daß die Männer im Anmarsch waren, wie der Schädelträger es am Feuerofen behauptet hatte? Wenn ihr Angriff überraschend gekommen war, was konnte aus dem Schwert geworden sein, seitdem Allanon es zuletzt in seiner Kammer gesehen hatte?

»Wartet!« sagte Durin mit schwacher Stimme und stand langsam auf. »Als ich die Treppe heraufkam, war an einer anderen Treppe zu hören, daß Leute heraufliefen.«

»Der Turm!« schrie Höndel und hetzte zur Tür. »Sie haben das Schwert im Turm eingeschlossen!«

Balinor und Menion stürmten dem Zwerg nach; die ganze Müdigkeit war vergessen. Das Schwert von Shannara lag noch immer in Reichweite. Durin und Dayel folgten ihnen langsamer, Durin noch immer geschwächt und gestützt auf seinen jüngeren Bruder, aber mit dem Glanz der Hoffnung im Blick. Nur Sekunden danach war die Kammer leer.

Flick raffte sich nach einigen Minuten Rast mühsam auf und entschied, daß ihm nichts anderes übrigblieb, als einfach einen der Tunnel auszuwählen und dort weiterzugehen, in der Hoffnung, er werde ihn zu einer Treppe führen, die den Zugang zur eigentlichen Festung erschloß. Er dachte kurz an die anderen, die irgendwo in den oberen Gängen waren, vielleicht das Schwert schon im Besitz hatten. Sie konnten nichts wissen von Allanons Sturz in den Feuerofen, nichts von seinem eigenen Schicksal. Er hoffte, daß sie nach ihm suchen würden, begriff aber auch, daß sie, wenn sie das Schwert wirklich fanden, keine Zeit vergeuden durften. Sie würden die Flucht ergreifen müssen, bevor der Dämonen-Lord die Schädelträger schicken konnte, um ihnen die begehrte Waffe wieder abzujagen. Er fragte sich, was aus Shea geworden sein mochte, ob man ihn lebend gefunden, ihn gerettet hatte. Er wußte, daß Shea Paranor nicht verlassen würde, solange Flick am Leben war, aber sein Bruder konnte nicht wissen, daß er im Feuerofen nicht umgekommen war. Flick mußte deshalb zugeben, daß seine Lage völlig hoffnungslos zu sein schien. In diesem Augenblick erhob sich in einem der Tunnels lauter Lärm, Stiefel knallten, Leute stürmten direkt auf die Rotunda zu. Flick huschte durch den Raum und verbarg sich in einem anderen Gang, im Schatten an die Felswand gepreßt, das Jagdmesser in der Hand. Sekunden später stürmte ein Schwärm flüchtender Gnome in den Raum und verschwand ohne Aufenthalt in einem anderen Korridor. Die Geräusche ihrer Flucht verloren sich bald in den Biegungen und Windungen des Felstunnels. Flick hatte keine Ahnung, wovor sie flohen oder wohin sie wollten, aber dort, wo sie gewesen waren, wollte er sein. Vieles sprach dafür, daß sie aus den oberen Räumen der Druidenfestung gekommen

waren, und genau dorthin mußte Flick gelangen. Er trat vorsichtig hinaus in die beleuchtete Kammer und ging zu dem Tunnel, aus dem die Gnome gestürzt waren. Er hielt das Messer vor sich und tastete sich durch die Dunkelheit bis zur ersten Fackel, die er an sich nahm, bevor er tiefer in den Tunnel eindrang, mit dem Blick die Wände nach einer Tür oder offenen Treppe absuchend. Er war kaum hundert Meter weit gekommen, als ohne Vorwarnung eine Steinplatte fast direkt neben ihm zur Seite glitt und ein einzelner Gnom heraustrat.

Es war eine Frage, welcher von den beiden vom Auftauchen des anderen überraschter war. Der Gnom war ein Nachzügler der Gruppe, die der Kampfstätte in der Halle entkommen war, und der Anblick eines weiteren Eindringlings hier in den Gängen verblüffte ihn. Er war zwar kleiner als Flick, aber drahtig und bewaffnet mit einem Kurzsword. Nach kurzer Besinnung griff er an. Flick wich instinktiv aus, das Schwert verfehlte ihn, und der Talbewohner stürzte sich auf den Gnom, bevor dieser sich fangen konnte, riß ihn zu Boden, versuchte aber vergeblich, seinem gewandten Gegner das Schwert zu entreißen. Sein Messer hatte er verloren. Flick war im Kampf von Mann gegen Mann nicht erfahren, aber der Gnom war das, und das verlieh dem kleingelben Burschen einen Vorteil. Er hatte früher schon getötet und würde es ohne Bedenken erneut tun, während Flick nur bemüht war, den Gegner zu entwaffnen und das Weite zu suchen. Sie rollten lange Minuten hin und her über den Boden, bevor der Gnom sich befreien konnte und wild auf seinen Gegner einhieb, ihn nur knapp verfehlend. Flick warf sich nach hinten und suchte verzweifelt nach seinem Messer. Der kleine Wächter stürzte sich auf Flick, gerade als dessen tastende Finger sich um das schwere Holz der Fackel schlossen, die er beim ersten Ansturm hatte fallen lassen. Das Kurzsword sauste herunter, glitt von Flicks Schulter ab und schnitt schmerzhaft in die nackte Haut seines Arms. Im selben Augenblick riß Flick die Fackel hoch und hieb sie dem Gnomen mit aller Kraft auf den Schädel. Der Wächter sank zusammen und regte sich nicht mehr. Flick stand schwerfällig auf und holte sich sein Messer, das er nach kurzem Suchen fand. Sein Arm pulsierte qualvoll, und das Blut war in seinen Jagdrock gedrungen, lief den Arm und die Hand hinunter. Da er befürchtete zu verbluten, riß er Stoffstreifen von der Kleidung des Gnomen und verband sich den verletzten Arm, bis die Blutung aufhörte. Er hob das Schwert seines Gegners auf und trat an den halb geöffneten Steinblock, um zu sehen, wohin der Weg führte.

Zu seiner Erleichterung entdeckte er eine Wendeltreppe, die nach oben führte. Er schlüpfte durch die Öffnung und zog die Steinplatte mit dem gesunden Arm hinter sich zu. Die Treppe wurde vom Licht der Fackel schwach erhellt, und erstieg langsam und vorsichtig hinauf. Alles war still im Schacht, während er wachsam hinaufkletterte. Er gelangte an eine geschlossene Tür, blieb stehen und lauschte, das Ohr am Spalt zwischen den Eisen-

beschlägen. Stille. Er drückte die Tür vorsichtig auf und starrte hinaus in die alten Hallen Paranors. Er hatte sein Ziel erreicht. Er öffnete die Tür weiter und trat hinaus.

Dann packte eine schmale, dunkle Hand seinen Schwertarm und riß ihn ins Freie.

Höndel blieb unten an der Treppe, die zum Turm der Druidenfestung führte, zögernd stehen und starrte hinauf in die Düsternis. Die anderen standen stumm hinter ihm und folgten seinem Blick. Die Treppe bestand aus wenig mehr als einer Reihe offener Steinstufen, die sich schmal und gefährlich in einer Spirale an der Innenwand des Turms hinaufzogen. Der ganze Turm war erfüllt von düsterer Dunkelheit. Es gab hier keine Fackeln oder Öffnungen im schwarzen Gestein. Die Männer konnten kaum über die ersten Windungen der Treppe hinaussehen. Der offene Treppenschacht fiel von der Stelle aus, wo sie standen, in die Tiefe ab. Menion trat an den Rand des Absatzes und starrte hinunter, wohl beachtend, daß es hier kein Geländer gab, so wenig wie oben an der Treppe. Er warf einen kleinen Kieselstein in den Schlund und wartete. Er hörte kein Geräusch. Wieder blickte er nach oben, dann wandte er sich den anderen zu.

»Sieht aus wie eine offene Einladung, in eine Falle zu treten.«

»Sehr wahrscheinlich«, bestätigte Balinor und trat trotzdem vor. »Aber wir müssen hinauf.«

Menion nickte, zuckte die Achseln und setzte den Fuß auf die erste Stufe. Die anderen folgten ihm wortlos, geführt von Höndel, dahinter gingen Balinor und die Elfenbrüder. Sie stiegen vorsichtig die schmalen Steinsrufen hinauf, wachsamen Blicks, die Schultern nah an der Wand, mit größtmöglichem Abstand zum offenen Treppenschacht. Gleichmäßig stiegen sie durch die muffige Düsternis nach oben. Menion betrachtete jede Stufe und suchte die Fugen der Steinblockwand nach verborgenen Apparaturen ab. Von Zeit zu Zeit warf er Steine auf die Stufen vor sich, auf der Suche nach Fallen, die durch eine plötzliche Belastung ausgelöst werden mochten. Aber nichts geschah. Der Abgrund unter ihnen war ein stummes, schwarzes Loch, in die Düsternis des Turms geschnitten, und kein Laut störte die schwarze Stille, außer dem leisen Scharren der Jagdstiefel. Endlich stach das schwache Licht brennender Fackeln aus dem Dunkel über ihnen, und die kleinen Flammen flackerten im Wind. Ein kleiner Absatz tauchte oben an der Treppe auf und dahinter der undeutliche Umriß einer riesigen Steintür mit Eisenbeschlägen, die geschlossen war.

Dann löste Menion die erste Falle aus. Eine Reihe langer: Spieße mit Widerhaken schoß aus der Steinmauer. Den Mechanismus setzte der Druck von Menions Fuß auf der Stufe in Bewegung. Wäre Menion noch auf der Stufe gewesen, hätten die Spieße seine ungeschützten Beine getroffen und ihn über den Rand in den offenen Schacht hinuntergestoßen. Aber Höndel hatte den Schlag der ausgelösten Feder rechtzeitig gehört. Er riß den verblüfften Hochländer zurück zu den anderen und stieß

dabei fast die ganze Gruppe von den schmalen Stufen. Sie wankten heftig im Halbdunkel, von den spitzen Stahlspeisen nur Zentimeter entfernt. Als sie ihr Gleichgewicht wiedergefunden hatten, preßten sich die fünf Männer einige Minuten an die Wand und atmeten schwer. Der schweigsame Zwerg zerschlug schließlich die Speise vor ihnen mit ein paar Hieben seines Streitkolbens und machte den Weg wieder frei. Er ging voraus, und Menion nahm seinen Platz hinter Balinor ein. Höndel entdeckte bald eine zweite Falle gleicher Art, löste sie aus und zerhieb die Stahlspitzen.

Sie hatten den Absatz fast erreicht; es hatte den Anschein, als sollten sie ohne weiteren Aufenthalt hingelangen zu ihm, als Dayel einen Warnruf ausstieß. Sein scharfes Elfengehör hatte etwas wahrgenommen, was den anderen entgangen war, ein leises Klicken, das Hinweis auf die Betätigung einer weiteren Falle war. Alle erstarrten und suchten die Wände und Stufen ab, ohne jedoch etwas zu finden. Höndel wagte sich schließlich eine Stufe weiter. Erstaunlicherweise passierte nichts, und der vorsichtige Zwerg erklimmte den Rest der Treppe, während die anderen unten stehenblieben. Als er den Absatz ungefährdet erreicht hatte, hasteten die anderen hinterher, bis sie endlich alle fünf oben standen und besorgt in das schwarze Loch hinabstarrten. Wie es ihnen gelungen war, der dritten Falle zu entgehen, konnten sie sich nicht vorstellen. Balinor war der Ansicht, sie habe nicht mehr richtig funktioniert, weil sie wohl schon seit so vielen Jahren nicht mehr benötigt worden sei, aber Höndel war nicht so leicht zu überzeugen. Er wurde das Gefühl nicht los, daß sie etwas Naheliegenderes übersehen hatten.

Der Turm hing wie ein riesiger Schatten über dem offenen Schacht, das dunkle Gestein kalt und feucht, eine Massierung von Riesenblöcken, vor langen Zeitaltern aufeinandergetürmt und vom Zahn der Zeit kaum angenagt. Die große Tür am Treppenabsatz schien unbeweglich zu sein, die Oberfläche narbig, die Eisenbänder so stark wie am Tag ihrer Einbettung in das Gestein. Große, eiserne, in den Stein getriebene Pflöcke sicherten die Scharniere, und den fünf Männern erschien es, als könne nichts Geringeres denn ein Erdbeben den mächtigen Steinklotz überhaupt in Bewegung setzen. Balinor näherte sich vorsichtig dem massiven Hindernis und fuhr mit den Händen über die Fugen, auf der Suche nach einem verborgenen Öffnungsmechanismus. Vorsichtig drehte er die Eisenklinke nach unten und drückte dagegen. Zur Verblüffung aller öffnete sich die Steinplatte knirschend ein Stück. Einen Augenblick später war das Rätsel des Turmes offenbar, als die Tür ganz aufging und krachend an die Innenwand schlug.

Genau in der Mitte der runden Kammer, in die polierte schwarze Oberfläche des riesigen Treppensteins eingelassen, mit der Klingenspitze nach unten, so daß es sich vor ihnen wie ein leuchtendes Kreuz aus Silber und Gold erhob, sahen sie das legendäre Schwert von Shannara. Die lange Klinge blitzte grell

im Sonnenlicht, das durch die hohen, vergitterten Fenster des Turmes strömte, und spiegelte sich in der glatten Fläche des würfelförmigen Steins. Keiner der fünf hatte das Schwert zuvor je gesehen, aber augenblicklich wußten sie alle, daß sie es endlich vor sich hatten. Einen Augenblick lang blieben sie unter der Tür stehen und rissen vor Staunen die Augen auf, unfähig fast, zu glauben, daß sie nach all ihren Anstrengungen, den endlosen Märschen, den elenden Tagen und Nächten des Versteckens endlich den uralten Talisman vor sich hatten, den zu finden sie alles aufs Spiel gesetzt hatten. Das Schwert von Shannara gehörte ihnen! Sie hatten den Dämonen-Lord übertölpelt! Langsam traten sie hintereinander in die Steinkammer, lächelnden Gesichts, vergessen waren Müdigkeit, die Wunden und die Schmerzen. Sie standen lange da und starrten es an, stumm, staunend, dankbar. Sie konnten sich noch nicht überwinden, vorzutreten und den Schatz aus dem Stein zu ziehen. Er schien für sterbliche Hände zu heilig. Aber Allanon war vermißt, Shea verloren, und wo... »Wo ist eigentlich Flick?« fragte Dayel plötzlich. Zum erstenmal wurden sie gewahr, daß er fehlte. Sie schauten sich um, starrten einander dumpf an. Menion, der sich wieder dem schimmernden Schwert zuwandte, sah auf einmal das Unmögliche wahr werden. Der Riesenblock Tre-Stein und sein kostbarer Schatz begannen zu schillern und vor seinen fassungslosen Augen zu verblassen. Es dauerte nur Sekunden, bis das ganze Bild in Rauch, dann in Dunst und endlich in Luft aufgegangen war und die fünf Männer allein in einem leeren Raum standen. »Eine Falle! Die dritte Falle!« brüllte Menion, der sich als erster von seinem Schock erholte.

Aber hinter sich hörte er bereits die riesige Steinplatte zufallen, knarrend und ächzend, als die rostigen Angeln unter dem ungeheuren Gewicht nachgaben. Der Hochländer hechtete durch den Raum und krachte an die Tür, gerade als sie zuklappte und das Schloß mit einem scharfen Knacken einrastete. Er brach auf dem ausgetretenen Steinboden zusammen, und sein Herz hämmerte vor Zorn und Verzweiflung. Die anderen hatten sich nicht gerührt, sondern standen in tiefster Niedergeschlagenheit da und starrten auf die schlanke Gestalt bei der Tür. Das leise, aber unverwechselbare Geräusch dumpfen Gelächters hallte unablässig von den kalten Wänden wider, verhöhnte sie ob ihres Narrentums und ihrer bitteren, unausweichlichen Niederlage.

Kapitel 4

Die freudlose Kälte des Nordlandhimmels hing in dünnen Streifen grauen Nebels vor den stumpfen Rändern des schwarz aufragenden Berges, den die Burg des Dämonen-Lords darstellte. Ober- und unterhalb der Ebene ringsum, des Totenschädelreichs, standen wie rostige Sägezähne die Spitzen des Rasiermessergebirges und der Klingenkante, einer undurchdringli-

chen Barriere für sterbliches Leben. Zwischen ihnen erhob sich der sterbende Berg des Geister-Lords, vergessen von der Natur, vernachlässigt von den Jahreszeiten, langsam verfallend. Das Leichentuch, das die hohen Schroffen einhüllte, sich mit gnadenloser Härte an die zerklüfteten Wände krallte, breitete seine böserartige Aura über das ganze Land, mit unverwechselbarem Haß auf die wenigen Reste von Leben und Schönheit, denen es auf irgendeine Weise gelungen war, zu überleben. Eine dem Untergang geweihte Ära wartete still im Nordlandreich des Dämonen-Lords. Nun herrschte die Stunde des Todes, die letzten Anzeichen von Leben zerschmolzen langsam im Hintergrund, während nur die Hülle der Natur blieb, einst hell und großartig leuchtend.

Den Schädel des einsamen Berges durchzogen Hunderte zeitloser Höhlen, deren alles überdauernde Felswände sonnenlos in der nie veränderten Grauschwärze des Himmels dahinter verschwammen. Sie wanden sich mit der unbarmherzigen Bösartigkeit einer in die Enge getriebenen Schlange in zahllosen Spiralen durch den Fels. Alles war Stille und Tod im grauen Nebel des Geisterreichs, eine alles durchdringende Düsterteit, die das gänzliche Ersterben jeder Hoffnung, den totalen Untergang von Fröhlichkeit und Licht bezeichnete. Es gab jedoch sogar hier Bewegung, aber es war Leben ganz unähnlich jedem, das sterbliche Menschen kannten. Seine Quelle war die isolierte schwarze Kammer an der Spitze des Berges, ein ungeheurer Raum, dem trüben Licht des trostlosen Himmels offen wie der endlosen Kette dräuender Berge, die das Nordtor zum Reich bildeten. In diesem höhlenartigen Raum, dessen Wände feucht waren von der messergleich durch das Gestein dringenden Kälte, huschten die tintigen Gehilfen des Dämonen-Lords umher. Ihre kleinen, schwarzen Formen krochen am Boden der stillen Kammer herum, die rückgratlosen Leiber gebeugt und zerquetscht von der furchtbaren, alles verrenkenden Macht, die ihr Meister über sie ausübte. Selbst aufrechtes Gehen wäre in ihrem Dasein eine Erlösung gewesen. Sie waren hirnlose Gespenster, nur dazu da, dem einen zu dienen, der sie versklavte. Sie murmelten, während sie umhereilten, stießen leise Schreie aus und weinten wie in unvorstellbarer Qual. In der Mitte des Raumes erhob sich ein großes tiefes Tal mit einem Becken voll Wasser, dessen dunkle Oberfläche still und tödlich war. Von Zeit zu Zeit hastete eines der kleinen, kriechenden Wesen zum Rand und starrte angstvoll ins kalte Wasser, die Augen hin- und herdrehend, wartend, aufmerksam beobachtend. Einen Augenblick später huschte es dann wimmernd davon und verschmolz mit den Schatten der Höhle. »Wo ist der Meister, wo ist der Meister?« tönten die Rufe wie Flüstern durch das Grau, während die kleinen Wesen unsicher durcheinanderliefen. »Er wird kommen, er wird kommen, er wird kommen«, tönte das Echo voller Haß zurück.

Dann regte sich heftig die Luft, als befreie sie sich von dem Raum, in dem sie festgehalten war, und der Nebel schien sich zu

einem riesigen, schwarzen Schatten zu verdichten, der am Rand des Beckens langsam materielle Gestalt annahm. Der Nebel sammelte sich und wirbelte und wurde zum Geister-Lord, einer riesenhaften, vermummten schwarzen Gestalt, die in der Luft zu schweben schien. Die Ärmel hoben sich, aber darin befanden sich keine Arme, und die Falten der wallenden Gewänder bedeckten nichts als den Boden. »Der Meister, der Meister!« riefen die Stimmen der entsetzten Wesen im Chor, und ihre gebückten Gestalten duckten sich tiefer vor ihm. Die gesichtslose Kapuze wandte sich ihnen zu und blickte hinunter, und in der Schwärze sahen sie das Aufleuchten winziger Flammen, die in befriedigtem Haß loderten, funkenartig in einem verschwommenen grünen Nebel aufzuckend, der das Innere der Robe ausfüllte. Dann wandte der Dämonen-Lord sich ab, und sie waren vergessen, als er in das Wasser des seltsamen Beckens starrte und auf das Erscheinen des befohlenen geistigen Bildes wartete. Sekunden später verflog die Dunkelheit, und an ihre Stelle trat der Feuerofenraum in Paranor, wo Allanons Leute dem gefürchteten Schädelträger gegenüberstanden. Die lodernden Augen im grünen Nebel starrten zuerst auf Flick und verfolgten dann den Kampf zwischen den beiden schwarzen Gestalten, bis sie in die Flammen hinabstürzten. In diesem Augenblick veranlaßte ein Geräusch den Geister-Lord, sich umzudrehen. Zwei von seinen Schädelträgern betraten den Raum durch einen der dunklen Tunnel und warteten stumm auf seine Weisung. Er war noch nicht bereit für sie und wandte sich wieder dem Becken zu. Erneut wurde das Wasser hell und zeigte ein Bild des Turmes, wo die fünf Männer fassungslos vor dem Schwert von Shannara standen. Der Dämonen-Lord wartete einige Sekunden, spielte mit ihnen, genoß seine Beherrschung der Lage, als sie sich dem Schwert näherten wie Mäuse dem Köder. Sekunden später schnappte die Falle zu, als er die Illusionen vor ihren entgeisterten Blicken auflöste und die Turmtür zufallen sah, die sie für immer im Verlies einschloß. Die beiden geflügelten Diener hinter ihm spürten das eisige Lachen, das durch seine substanzlose Gestalt in die Höhle gellte.

Ohne sich nach ihnen umzudrehen, wies der Dämonen-Lord abrupt auf die offene Wand nach Norden. Die Schädelträger setzten sich ohne Zögern in Bewegung. Sie wußten, was von ihnen verlangt wurde. Sie sollten nach Paranor fliegen und den gefangenen Sohn von Shannara, den einzigen Erben des verhaßten Schwertes, töten. Wenn das letzte Mitglied des Hauses von Shannara tot und das Schwert in ihrem Besitz war, brauchten sie keine mystische Macht mehr zu fürchten. Schon jetzt war das kostbare Schwert unterwegs von den Hallen Paranors zum Nordlandreich, wo es in den endlosen Höhlen des Schädelberges begraben und vergessen werden würde. Der Dämonen-Lord drehte sich ein wenig, um zu verfolgen, wie seine beiden Diener ungeschickt durch die dunkle Kammer schlurften, bis sie die offene Wand erreichten, wo sie sich in den grauen Himmel

schwangen und nach Süden flogen. Gewiß, Eventine, der Elfenkönig, würde versuchen, das Schwert abzufangen und für sein eigenes Volk zu erbeuten, aber der Versuch würde scheitern, und Eventine würde gefangengenommen werden - der letzte große Führer der freien Länder, die letzte Hoffnung der Rassen. Sobald Eventine sein Gefangener, das Schwert in seinem Besitz, der letzte Erbe des Hauses von Shannara tot war, hatte der Kampf ein Ende, bevor er richtig angefangen hatte, zumal da der verhaßteste aller Feinde, der Druiden Allanor, im Feuerofen von Paranor zugrunde gegangen war. Im Dritten Krieg der Rassen würde es keine Niederlage mehr geben. Er hatte gesiegt. Ein Wink seines Ärmels, und das Wasser wurde wieder undurchsichtig, das Bild der Druidenfestung und der in der Falle sitzenden Sterblichen verschwand. Dann fauchte die Luft um den schwarzen Geist, und seine Gestalt löste sich wieder auf in den Nebel der Kammer, langsam verblassend, bis nichts blieb als das Becken und der leere Raum. Lange Augenblicke vergingen still, bis endlich die geduckten Diener des Dämonen-Lords sieher waren, daß der Meister sich entfernt hatte. Sie wagten sich hervor aus den Schatten, ihre kleinen, schwarzen Gestalten krochen hastig zum Beckenrand, und sie starrten neugierig hinein, ihr Elend weinend und wimmernd dem Wasser anvertrauend. Im hohen Turm von Paranor, im fernen und nun unzugänglichen Raum der Druidenfestung, gingen vier stumme, erschöpfte Männer niedergeschlagen in ihrem Gefängnis auf und ab. Nur Durin saß still an einer Wand, von solchen Wundschmerzen gepeinigt, daß er sich nicht mehr bewegen konnte. Balinor wippte auf den Fußballen, vor einem hohen, vergitterten Fenster des Burgverlieses, und sah die schwachen Strahlen der Sonne in langen Streifen tanzenden Staubes die sonst düstere Kammer mit kleinen Lichtquadraten erhellen, die nachlässig auf die Steinplatten am Boden fielen. Sie befanden sich nun seit über einer Stunde hier, in aussichtsloser Gefangenschaft hinter der gigantischen Tür. Das Schwert war für sie verloren, und mit ihm jede Hoffnung auf Sieg. Zuerst hatten sie geduldig gewartet, in dem Glauben, Allanor werde bald erscheinen und die große Steinbarriere zerschmettern, um ihnen den Weg in die Freiheit zu bahnen. Sie hatten sogar seinen Namen gerufen, damit er sie höre und ihnen in den Turm folge. Menion hatte sie daran erinnert, daß Flick noch vermißt sei und vielleicht durch die Hallen von Paranor irre, auf der Suche nach ihnen. Aber bald war ihre Hoffnung verblaßt und schließlich ganz erloschen, als jeder einzelne sich eingestand, daß es keine Rettung geben würde, daß der tapfere Druiden Allanor und der kleine Talbewohner den tödlichen Schädelträger zum Opfer gefallen waren, daß der Dämonen-Lord gesiegt hatte.

Menion dachte wieder an Shea und fragte sich, was seinem Freund zugestoßen sein mochte. Sie hatten alle getan, was ihnen möglich gewesen war, aber es hatte nicht einmal gereicht, um das Leben eines einzigen Menschen zu retten, und nun wußte nie-

mand, was für ein Ende ihm zuteil geworden war, allein in der Wildnis der Ostland-Grenzebenen auf sich gestellt. Shea war verschwunden, wahrscheinlich tot. Allanon hatte geglaubt, sie würden zusammen mit dem Schwert auch Shea finden, aber das Schwert war verloren, und von dem vermißten Erben gab es kein Lebenszeichen. Nun war auch Allanon dahin, getötet im Feuerofen der Druidenfestung, seinem alten Zuhause - oder wenn nicht getötet, dann gefangen, in Ketten in irgendeinem Verlies, so, wie sie in diesem Raum gefangen waren. Sie würden verhungern müssen oder einem schlimmeren Schicksal entgegensehen, und alles war umsonst gewesen. Er lächelte grimmig, als er ihr Schicksal bedachte, und wünschte sich wenigstens eine Gelegenheit, dem wahren Feind gegenüberzutreten, einen einzigen Hieb gegen den allmächtigen Dämonen-Lord zu führen.

Plötzlich veranlaßte ein warnendes Zischen des immer wachsameren Dayel die anderen zu erstarren, die Blicke auf die riesige Tür gerichtet, angestrengt dem Geräusch leiser Schritte auf den Stufen davor lauschend. Menion legte die Hand auf das Schwert von Leah in der Lederscheide am Boden und zog es lautlos heraus. Balinor hatte sein Breitschwert schon gezückt. Sie traten alle mit schnellen Schritten an die Tür und bildeten einen Halbkreis. Selbst der verwundete Durin raffte sich schwankend auf und hinkte zu seinen Freunden. Die Schritte erreichten den Treppensatz und hörten auf. Einen Augenblick lang herrschte bedrohliches Schweigen.

Dann öffnete sich plötzlich die massive Steintür, schwerfällig nach innen schwingend, und die eisernen Angeln knarrten nur leise, als sie das ganze Gewicht des Steinblocks tragen mußten. Aus der Dunkelheit tauchten die angstvollen Züge Flick Ohmsfords auf, der mit gehetztem Blick seine gefangenen Freunde bereit zum Angriff sah. Der kleine Talbewohner trat zögernd ins trübe Licht des Turms, zum Teil überschattet von der hochgewachsenen schwarzen Gestalt hinter sich.

Es war Allanon.

Sie starrten ihn wortlos an. Schweißüberströmt, ein paar Schichten Asche und Ruß auf seiner Kleidung, trat er lautlos in ihre Mitte, eine Hand auf Flicks schmaler Schulter. Er lächelte über ihre Reaktion.

»Mir fehlt nichts«, sagte er.

Flick schüttelte immer noch ungläubig den Kopf darüber, daß Allanon ihn gefunden hatte.

»Ich habe ihn stürzen sehen«, erzählte er den anderen.

»Flick, mir fehlt nichts.« Allanon klopfte dem kleinen Talbewohner auf die Schulter.

Balinor trat einen Schritt näher, wie um sich zu vergewissern, daß das wirklich Allanon sei und nicht irgendeine unheimliche Erscheinung.

»Wir dachten, Ihr seid... verloren«, stieß er hervor.

Auf dem hageren Gesicht Allanons erschien das vertraute spöttische Grinsen.

»Das liegt nicht zuletzt an unserem jungen Freund hier. Er sah mich zusammen mit dem Schädelträger in die Grube stürzen und hielt mich für tot. Was er nicht wußte, ist, daß der Feuerofen eine Reihe von Eisensprossen besitzt, auf denen Arbeiter hinabsteigen und Defekte beheben können. Da Paranor jahrhundertlang das Heim der Druiden war, wußte ich von den Sprossen. Als ich spürte, wie das böse Wesen mich über das Gelände zog, griff ich danach und fing mich knapp unter dem Grubenrand ab. Flick konnte davon natürlich nichts sehen, und das Brüllen der Flammen übertönte meine Stimme, als ich ihn rief.« Er wischte sich Schmutz von der Kleidung. »Flick hatte das Glück, aus der Kammer zu entkommen, verirrte sich dann aber im Tunnellabyrinth. Durch den Kampf mit dem Schädelträger war ich geschwächt, so daß ich geraume Zeit brauchte, um mich hochzu ziehen, auch wenn ich vor dem Feuer einen besonderen Schutz genieße. Ich machte mich auf die Suche nach Flick, der sich in den unterirdischen Gängen nicht zurechtfand, traf ihn endlich und erschreckte ihn halb zu Tode, als ich ihn ans Licht zog. Dann gingen wir euch nach. Aber jetzt müssen wir hier verschwinden und zwar schnell.«

»Das Schwert...?« sagte Höndel scharf.

»Fort - vor einiger Zeit weggebracht. Wir können später darüber sprechen. Es ist gefährlich für uns, noch länger hierzubleiben. Die Gnome werden Verstärkung schicken, um Paranor zu halten, und der Dämonen-Lord wird andere von seinen geflügelten Dienern entsenden, um dafür zu sorgen, daß ihr ihm keine Schwierigkeiten mehr bereitet. Da das Schwert von Shannara noch immer in seinem Besitz ist und er euch in der Druidenfestung eingesperrt glaubt, wird er seine Aufmerksamkeit rasch den Plänen für eine Invasion der vier Länder zuwenden. Wenn er Callahorn und die Grenzländer schnell erobern kann, wird der Rest des Südländes ohne Mühe seine Beute werden.«

»Dann kommen wir zu spät - wir haben verloren!« entfuhr es Menion.

Allanon schüttelte mit Nachdruck den Kopf.

»Wir sind nur ausmanövriert worden, nicht besiegt, Prinz von Leah. Der Dämonen-Lord sonnt sich in dem Glauben, er habe gesiegt, wir seien vernichtet und keine Bedrohung mehr für ihn. Vielleicht können wir das gegen ihn nützen. Wir dürfen nicht verzweifeln. Kommt jetzt!« Er führte sie schnell hinaus, und einen Augenblick später lag die Turmkammer verlassen da.

Kapitel 5

Der kleine Trupp von Gnomen führte Shea bis zum Sonnenuntergang nach Norden. Der Talbewohner war erschöpft, als der Marsch begann, und als man endlich für die Nacht anhielt, brach er auf der Stelle zusammen und schlief, bevor die Gnome damit fertig waren, seine Füße zu fesseln. Der lange Marsch führte sie

von den Ufern des unbekannten Flusses nach Norden in das Hügelland westlich des oberen Anar-Waldes an der Grenze zum Nordland. Das Fortkommen wurde immer schwieriger, als aus dem flachen Grasland der Rabb-Ebenen rauhe, steile Hügel wurden. Nach einiger Zeit mußte man mehr klettern als gehen, und einige allzu steile Anhöhen erforderten Umwege. Es war eine herrliche Landschaft, weite Wiesen, dazwischen kleine Wälder aus alten Bäumen mit breiten Kronen, deren Äste sich graziös im leichten Frühlingswind wiegten. Aber die Schönheit verschloß sich Shea, der sich nur darauf zu konzentrieren vermochte, einen Fuß vor den anderen zu setzen, angetrieben von seinen gnadenlosen Gegnern. Bei Einbruch der Nacht war die Gruppe tief im Hügelgebiet, und wenn Shea eine Landkarte hätte zu Rate ziehen können, wäre er dahintergekommen, daß sie genau östlich von Paranor ihr Lager aufschlugen. Aber der Schlaf übermannte ihn so schnell, daß er sich nur noch erinnern konnte, erschöpft ins Gras gesunken zu sein, bevor alles dunkel wurde. Die Gnomen legten ihm Fesseln an und entzündeten dann ein Feuer für ihr bescheidenes Mahl. Ein Gnom mußte Wache halten, hauptsächlich nur aus Gewohnheit, da sie kaum glaubten, so tief in ihrer Heimat etwas befürchten zu müssen, und ein zweiter hatte auf den schlafenden Gefangenen zu achten. Der Gnomenanführer wußte immer noch nicht, wer Shea war, und auch die Bedeutung der Elfensteine entging ihm, wenngleich er intelligent genug war, zu dem Schluß zu kommen, daß sie von Wert sein mußten. Er hatte vor, den Gefangenen nach Paranor zu bringen und mit seinen Oberen über das Schicksal des jungen Mannes und der Steine zu sprechen. Vielleicht verstanden sie etwas von diesen Dingen.

Das Feuer brannte bald, und die Gnomen schlangen hastig Brot und gebratene Fleischstreifen hinunter. Dann versammelten sie sich um die wärmenden Flammen und betrachteten neugierig die drei kleinen Elfensteine, die der Anführer auf ihr Drängen hervorgeholt hatte. Die runzligen, gelben Gesichter beugten sich über die ausgestreckte Hand, wo die Steine im Feuererschein hell funkelten. Einer der Gnomen wollte sie berühren, aber eine schallende Ohrfeige, verabreicht von seinem Oberen, schleuderte ihn in die Schatten zurück. Der Gnomenanführer schob die Steine in seiner Handfläche hin und her, und die anderen starrten sie gebannt an. Nach einer Weile hatten sie genug von diesem Treiben, die Steine wurden in den kleinen Lederbeutel zurückgelegt und im Rock des Anführers verwahrt. Man ließ die Bierflaschen kreisen und trieb SpaÙ bis in die tiefe Nacht hinein. Selbst der Wächter kam dazu, weil er wußte, daß sein Dienst unnötig war. Schließlich legte man sich zum Schlafen nah ans Feuer. Der Wächter versäumte nicht, eine Decke über den Gefangenen zu breiten. Kurz danach war es still im Lager, und alle schliefen, bis auf den müden Wächter, der im Schatten außerhalb des verglimmenden Feuerscheins stand.

Shea schlief unruhig, immer wieder aufgeschreckt von Alp-

träumen über seine Flucht mit Flick und Menion nach Culhaven und die mühselige Wanderung nach Paranor. Immer wieder tauchten Szenen auf, die in ihrer Schrecklichkeit von den wirklichen Ereignissen kaum zu unterscheiden waren. Zuletzt durchlebte er noch einmal den Sturz in den reißenden Fluß, tauchte unter und glaubte zu ersticken.

Schlagartig war er wach und starrte in das erste Grau der aufkommenden Dämmerung, Hände und Füße waren ihm kalt und taub von den Lederfesseln. Er schaute sich betroffen um, sah die erlöschende Glut des Lagerfeuers und die zusammengerollten Gestalten der schlafenden Gnomen. Es war still im Halbdunkel, so still, daß Shea seine eigenen Atemzüge deutlich hören konnte. Abseits stand die einsame Figur des Wächters, ein verschwommener Schatten am Rand der Lichtung vor dichtem Unterholz. Shea ließ seinen Blick noch einmal in die Runde gehen, stützte sich auf einen Ellenbogen und wischte sich den Schlaf aus den Augen. Er versuchte, an den Lederschnüren zu zerren, die ihn fesselten, mußte den Gedanken an eine Flucht aber bald aufgeben. Er besaß nicht die Kraft, die Fesseln zu zerreißen, und aufschnüren konnte er sie nicht. Er starrte hilflos auf den Boden, überzeugt davon, daß dies das Ende für ihn bedeutete, daß er in Paranor den Schädelträgern ausgeliefert und schnell getötet werden würde.

Dann hörte er etwas. Es war nur ein leises Rascheln, irgendwo in der Dunkelheit außerhalb der Lichtung, aber er hob aufmerksam den Kopf und lauschte. Seine Elfenaugen huschten über das Lager und die Gnomen, aber alles erschien unverändert. Er brauchte einige Sekunden, um den Wächter am Rand der Lichtung auszumachen; dieser hatte sich nicht von seinem Platz entfernt. Plötzlich löste sich ein großer Schatten aus dem Dickicht, der Wächter wurde von ihm eingehüllt und verschwand. Shea blinzelte ungläubig, aber es gab keinen Zweifel. Dort, wo der Gnom gestanden hatte, war nichts mehr. Lange Augenblicke vergingen, während Shea auf weitere Ereignisse wartete. Die Sonne begann aufzugehen, die letzten Reste der Dunkelheit lösten sich auf, und über den Höhen der fernen östlichen Berge lugte die Sonnenscheibe hervor.

Auf der anderen Seite ertönte ein leises Geräusch, und Shea warf sich herum. Hinter einem kleinen Hain bot sich ihm einer der seltsamsten Anblicke, die der junge Mann jemals erlebt hatte. Es war ein Mann, von Kopf bis Fuß scharlachrot gekleidet, dergleichen in Shady Vale noch keiner gesehen. Zuerst dachte Shea, es sei Menion, aber es zeigte sich schnell, daß der Fremde keine Ähnlichkeit mit ihm hatte. Größe, Haltung, Bewegungen, alles war anders als bei Menion. Seine Züge waren im diffusen Licht schwer zu erkennen. In der einen Hand trug er ein Jagdmesser, in der anderen einen seltsamen spitzen Gegenstand. Die scharlachrote Gestalt huschte lautlos auf ihn zu und trat hinter ihn, bevor er das Gesicht genau sehen konnte. Das Jagdmesser trennte die Fesseln, dann schob sich eine Hand vor Sheas Ge-

sicht, der entsetzt die Augen aufriß, als er sah, daß die linke Hand des Mannes fehlte; an ihrer Stelle ragte ein gefährlich aussehender Eisenspieß aus dem Arm.

»Kein Wort«, tönte eine scharfe Stimme an seinem Ohr.

»Nicht umsehen, nicht nachdenken. Lauf nur nach links zu den Bäumen und warte dort auf mich. Los!

»Shea stellte keine Fragen, sondern gehorchte auf der Stelle.

Auch wenn er das Gesicht des Fremden nicht sah, die rauhe Stimme und der Eisenhaken ließen es ratsam erscheinen, nicht lange zu zögern. Er huschte lautlos davon und lief geduckt zu den Bäumen, hinter denen er Deckung fand. Er drehte sich um und sah zu seinem Erstaunen, daß die scharlachrote Gestalt von einem schlafenden Gnomen zum anderen huschte, offenbar auf der Suche nach irgend etwas. Die Sonne war im Osten nun ganz aufgegangen, und das Licht rahmte den Fremden ein, als er sich über den Gnomenanführer beugte. Eine behandschuhte Hand griff vorsichtig in den Rock des Gnomen und zog den Lederbeutel mit den kostbaren Elfensteinen heraus. In diesem Augenblick erwachte der Gnom und wollte mit der einen Hand den Fremden festhalten, während die andere das Kurzschwert schwang. Sheas Retter war jedoch zu schnell, um sich überraschen zu lassen. Der lange Eisenhaken wehrte den Hieb ab und zuckte dann über die Kehle des Gnomen. Als der Fremde aufstand und von dem leblosen Körper davonstürmte, wurde das ganze Lager wach. Die Gnomen sprangen auf, rissen ihre Schwerter heraus und hetzten dem Eindringling nach, bevor er ganz entkommen konnte. Der Scharlachrote mußte sich stellen und kämpfen, das kurze Messer in der einen Hand, einem Dutzend Angreifern gegenüber.

Shea war überzeugt davon, daß der Fremde ausgespielt hatte, und spannte die Muskeln an, um ihm beizuspringen. Der Mann wehrte jedoch den ersten Ansturm der Gnomen ab, als wären sie Mäuse, und streckte zwei von ihnen nieder. Dann stieß er einen lauten Schrei aus, als die zweite Angriffswelle heranbrandete, und aus den Schatten auf der anderen Seite des Lagers stürmte eine massive schwarze Gestalt mit erhobenem Knüppel. Sie stürzte sich auf die überrumpelten Gnomen und hieb sie mit ungeheurer Wut und Kraft nieder, als seien sie nur dürres Laub. Nach weniger als einer Minute lagen alle Gnomen regungslos am Boden. Shea schaute erstaunt zu, als die riesige Gestalt sich Sheas Retter in der Art eines treuen Hundes näherte, der das Lob seines Herrn erbettelt. Der Fremde sprach kurz auf den Riesen ein, dann schlenderte er zu Shea, während sein Begleiter sich mit den Gnomen befaßte.

»Ich glaube, das wäre alles«, dröhnte die Stimme, als die scharlachrote Gestalt auf den Talbewohner zukam, den Lederbeutel mit der gesunden Hand schwingend.

Shea betrachtete das Gesicht des Mannes. Art und Haltung des Scharlachroten ließen erkennen, daß er ein arroganter Bursche war, dessen unerschütterliches Selbstvertrauen vermutlich auf seiner unbestreitbaren Tüchtigkeit als Kämpfer beruhte. Das ge-

bräunte, wettergegerbte Gesicht war glattrasiert bis auf einen schmalen Schnurrbart. Er hatte eines jener Gesichter, die dem Alter trotzen; er sah weder alt noch jung aus, aber seine Haltung war jugendlich, und nur die gegerbte Haut und die tiefliegenden Augen verrieten, daß er älter als vierzig Jahre sein mußte. Das schwarze Haar schien hier und dort angegraut zu sein, wenngleich das im Morgenlicht schwer zu erkennen war. Das Gesicht war breit, mit markanten Zügen und großem, fröhlichem Mund. ein gutaussehendes, freundlich wirkendes Gesicht, aber Shea spürte instinktiv, daß es eine sorgfältig geformte Maske war, der eigentlichen Art des Mannes vorgebunden. Der Fremde stand lächelnd vor dem verlegenen Talbewohner.

»Ich möchte Euch danken«, stieß Shea hastig hervor. »Es wäre aus mit mir gewesen, wenn Ihr nicht...«

»Schon gut, schon gut. Eigentlich nicht unser Geschäft, Leute zu retten, aber diese Teufel machen sich einen Spaß daraus, dich in Stücke zu schneiden. Ich bin selbst aus dem Südland, weiß du. War schon geraume Zeit nicht mehr dort, aber es ist meine Heimat. Du kommst von dort, das sehe ich. Aus den Bergen ? Natürlich hast du auch Elfenblut in dir...« Er verstummte plötzlich, und Shea war sich gewiß, daß der Mann nicht nur wußte, wer er war, sondern auch, was er darstellte, und daß er vom Reen in die Traufe gelangt sein mochte. Ein schneller Blick auf die riesige Gestalt bei den Gnomen war nötig, um zu bestätigen, daß es mit keinem Schädelträger zu tun hatte.

»Wer bist du, Freund, und woher kommst du?« fragte der Fremde plötzlich.

Shea nannte seinen Namen und berichtete, daß er aus Shady Vale stamme. Er sagte, er sei mit seinem Boot auf einem Fluß im Süden unterwegs gewesen, gekentert, fortgespült worden und bewußtlos am Ufer gelegen, wo ihn die Gnomen gefunden hätten. Shea war nicht bereit, einem Fremden die ganze Wahrheit anzuvertrauen, solange er nicht mehr über ihn und seinen Begleiter wußte. Der Mann sah ihn lange an und lächelte belustigt, während er mit dem Lederbeutel spielte.

»Nun, ich bezweifle, daß du mir alles erzählt hast«, sagte er und lachte. »Aber ich kann es dir nicht verdenken. An deiner Stelle würde ich es nicht anders halten. Für die Wahrheit ist später noch Zeit genug. Mein Name ist Panamon Creel.« Er streckte die breite Hand aus, die Shea ergriff und kräftig drückte. Der Fremde hatte einen eisernen Griff, und der Talbewohner zuckte unwillkürlich zusammen. Der Mann lächelte schwach, ließ Sheas Hand los und wies auf den schwarzen Riesen hinter sich.

»Keltset, mein Begleiter. Wir sind schon fast zwei Jahre zusammen, und ich habe nie einen besseren Freund gehabt, auch wenn er manchmal gesprächiger sein könnte. Keltset ist stumm.«

»Was ist er für ein Wesen?« fragte Shea neugierig.

»Du bist in dieser Gegend wahrlich fremd«, sagte der andere lachend. »Keltset ist ein Berg-Troll. Er war zu Hause im Charal-Gebirge, bevor seine Leute ihn verstießen. Wir sind beide

Außenseiter in dieser undankbaren Welt, aber das Leben teilt eben jedem etwas anderes zu. Wir haben nicht die Wahl dabei.«
»Ein Berg-Troll«, wiederholte Shea verwundert. »Ich habe noch nie einen gesehen. Ich dachte, das seien alles Wilde, beinahe wie Tiere. Wie konntet Ihr...?«

»Hüte deine Zunge, Freund«, sagte der Fremde scharf. »Keltset schätzt solches Gerede nicht, und er ist empfindlich genug, dir dafür auf die Zehen zu treten. Das Problem bei dir ist, daß du ein Ungeheuer in ihm siehst, eine mißgestaltete Kreatur ohne Ähnlichkeit mit dir oder mir, und dich fragst, ob er gefährlich sei. Dann sage ich dir, daß er ein Berg-Troll ist, und nun steht erst recht für dich fest, daß er mehr Tier als Mensch sein müsse. Du weißt eben nicht genug und hast zu wenig erlebt. Du hättest die letzten Jahre mit mir unterwegs sein sollen - ha, dann hättest du gelernt, daß selbst ein freundliches Lächeln die Zähne zeigt!« Shea sah sich den riesigen Berg-Troll genauer an, als Keltset sich über die am Boden liegenden Gnomen beugte, um sich zu vergewissern, daß ihm bei seiner gründlichen Suche nichts'entgangen war. Keltset war von menschlicher Gestalt, bekleidet mit Kniehose und Rock, um den eine grüne Kordel geschlungen war. Um Hals und Handgelenke trug er Schutzmanschetten aus Metall. Das eigentlich Andersartige an ihm war die fast rindenähnliche Haut, durch die der Körper wie gut gebratenes, gerade noch nicht verkohltes Fleisch aussah. Das dunkle Gesicht hatte kleine Züge, war stumpf und unauffällig, mit fliehender Stirn und tief-liegenden Augen. Die Gliedmaßen entsprachen denen eines Menschen, abgesehen von den Händen. Beide besaßen keinen Kleinfinger - nur einen Daumen und drei dicke, kräftige Finger, beinahe so groß wie die schmalen Handgelenke Sheas.

»Mir kommt er nicht gerade zahm vor«, sagte Shea leise.

»Siehst du! Das typische Beispiel für eine übereilte, völlig unbegründete Meinung. Nur weil Keltset nicht zivilisiert aussieht und auf Anhieb kein intelligentes Wesen zu sein scheint, bezeichnest du ihn als Tier. Shea, mein Junge, du darfst mir glauben, wenn ich sage, daß Keltset ein empfindsamer Mensch mit den gleichen Gefühlen ist, wie wir sie haben. Im Nordland ein Troll zu sein, ist etwas ebenso Normales, wie im Westen ein Elf, und so weiter! Du und ich, *wir* sind die Fremden in diesem Teil der Welt.«

Shea betrachtete das breite, Sicherheit ausstrahlende Gesicht, das so natürlich wirkende Lächeln, und mißtraute dem Mann unwillkürlich. Die beiden waren mehr als Wanderer, die zufällig vorbeigekommen waren, seine schwierige Lage erkannt und ihm juis Nächstenliebe geholfen hatten. So gefährlich der Berg-Troll kber auch erscheinen mochte, Shea war überzeugt davon, daß Panamon Creel ihn auf diesem Gebiet noch weit übertraf.

»Ihr seid gewiß besser beschlagen darin als ich«, gab Shea zu, keine Worte mit Bedacht wählend. »Da ich aus dem Südland stamme und bislang nur wenig über seine Grenzen hinausgekommen bin, ist mir das Leben in diesem Teil der Welt kaum

vertraut. Ich schulde Euch beiden mein Leben, und mein Dank gilt auch Keltset.«

Der elegante Fremdling lächelte zufrieden.

»Dank ist überflüssig, das sagte ich schon«, gab er zurück.

Komm hierher und setz dich einen Augenblick zu mir, während Keltset seine Arbeit abschließt. Wir müssen noch ausführlicher darüber sprechen, was dich in diese Gegend geführt hat. Es ist sehr gefährlich hier, weißt du, vor allem, wenn man allein ist.« er ging voraus zum nächsten Baum, setzte sich müde, lehnte sich an den Stamm und atmete tief ein. Den Beutel mit den Elfensteinen hatte er immer noch in der Hand.

»Weshalb durchsucht Keltset alle Gnomen?« fragte Shea nach kurzem Schweigen.

»Nun, vielleicht findet sich ein Hinweis darauf, woher sie kommen und wohin sie wollten. Sie könnten auch Nahrung bei sich haben, die uns teuer wäre. Wer weiß, vielleicht besitzen sie sogar etwas von Wert... ?« Er verstummte und sah Shea fragend an, den Lederbeutel in der Hand wiegend. Shea schluckte und zögerte. Es war ihm plötzlich klargeworden, daß der Fremde von Anfang an in ihm den Besitzer der Steine vermutet hatte.

»Das gehört mir«, sagte er stockend. »Der Beutel mit den Steinen ist mein Eigentum.«

»So, wirklich?« Panamon grinste schief. »Ich sehe deinen Namen aber nicht auf dem Beutel. Wie bist du dazu gekommen?«

»Mein Vater hat sie mir gegeben«, sagte Shea schnell. »Ich besitze sie schon seit Jahren. Ich nehme sie immer mit - als eine Art Talisman. Die Gnomen durchsuchten mich und nahmen mir den Beutel ab, aber er und die Steine sind mein Eigentum.«

Der Scharlachrote lächelte schwach, öffnete den Beutel und schüttete die Steine auf seine Hand. Er hob sie ans Licht und bewunderte ihr blaues Leuchten. Dann wandte er sich Shea wieder zu und hob fragend die Brauen.

»Was du sagst, mag stimmen, aber es könnte auch sein, daß du sie gestohlen hast. Sie sehen für einen Talisman ziemlich wertvoll aus. Ich glaube, ich behalte sie, bis ich mich vergewissert habe, daß du der rechtmäßige Eigentümer bist.«

»Aber ich muß fort - ich muß zu meinen Freunden«, stieß Shea hervor. »Ich kann nicht bei Euch bleiben, bis Ihr Euch überzeugt habt, daß die Steine wirklich mir gehören.«

Panamon Creel stand langsam auf, steckte den Beutel samt Inhalt ein und lächelte.

»Das sollte kein Problem sein. Sag mir einfach, wo ich dich erreichen kann, und ich bringe dir die Steine, sobald ich deine Geschichte nachgeprüft habe. Ich bin in einigen Monaten wieder im Südland.«

Shea war außer sich vor Zorn und sprang auf.

»Ihr - Ihr seid nichts als ein Dieb, ein gemeiner Straßenräuber!« tobte er.

Panamon Creel brach plötzlich in schallendes Gelächter aus.

Es dauerte eine ganze Weile, bis er sich wieder beruhigte und ungläubig den Kopf schüttelte, während ihm die Lachtränen über das Gesicht liefen. Shea starrte ihn verblüfft an. Selbst der riesige Berg-Troll hatte innegehalten und sie mit ausdrucksloser Miene angestarrt.

»Shea, ich bewundere Leute, die offen reden«, rief der Fremde glucksend. »Niemand könnte dir vorwerfen, daß du nicht mit Scharfblick ausgestattet wärst.«

Shea wollte zornig etwas antworten, bezähmte sich aber und dachte nach. Was trieben diese beiden seltsamen Gestalten in diesem Teil des Nordlands eigentlich? Weshalb hatten sie sich die Mühe gemacht, ihn zu befreien? Woher hatten sie überhaupt gewußt, daß er Gefangener des Gnomentrupps gewesen war? Er kam schnell hinter die Wahrheit; sie war so naheliegend gewesen, daß er sie übersehen hatte.

»Panamon Creel, der gütige Retter!« spottete er bitter. »Kein Wunder, daß Euch meine Bemerkung so erheitert hat. Ihr und Euer Freund seid genau das, was ich Euch genannt habe. Ihr seid Diebe, Räuber, Straßenräuber! Es waren die Steine, auf die Ihr es abgesehen hattet. Wie niedrig kann man...«

»Sei vorsichtig, Jüngling!« Der Scharlachrote sprang vor ihn hin und schwang den Eisenhaken. Das breite Gesicht war plötzlich von Haß verzerrt, das Lächeln böse. »Was du von uns hältst, würde ich an deiner Stelle lieber verschweigen. Ich bin weit in der Welt herumgekommen, und noch keiner hat mir freiwillig etwas gegeben. Da dem so ist, lasse ich mir auch von keinem etwas nehmen!«

Shea wich zurück und duckte sich unwillkürlich. Der hochgewachsene Fremde starrte ihn finster an, dann atmete er tief ein, richtete sich auf und lächelte schwach.

»Weshalb sollten wir es bestreiten, Keltset und ich?« Er ging ein paar Schritte auf und ab und fuhr plötzlich herum. »Wir sind Glücksritter, er und ich. Männer, die von ihrem Verstand und ihrer Schlaueit leben - und wir unterscheiden uns von den anderen Menschen nur in unseren Methoden. Und vielleicht durch unseren Ekel vor Heuchelei. Alle Menschen sind Diebe auf die eine oder andere Art; wir gehören eben noch zur altmodischen Sorte, der ehrlichen, die sich dessen nicht schämt, was sie ist.«

»Wie seid Ihr auf dieses Lager gestoßen?« fragte Shea zögernd.

»Wir haben gestern abend bald nach Sonnenuntergang das Feuer entdeckt«, erwiderte der Fremde lässig. »Ich sah mir das Ganze vom Rand der Lichtung aus näher an und beobachtete, wie die kleinen Gelben mit den drei blauen Edelsteinen spielten. Dich habe ich auch gesehen, gefesselt, verschnürt wie ein Paket. Ich beschloß, Keltset herzuholen und zwei Fliegen mit einer Klappe zu treffen- du siehst, ich habe nicht gelogen, als ich sagte, ich sähe einen Landsmann nicht gern in den Klauen dieser Bösewichte!«

Shea nickte.

»Mach dir keine Sorgen, Freund«, sagte Panamon Creel unbe-

kümmert. »Wir wollen dir nichts Böses. Nur die Steine interessieren uns - sie werden einen guten Preis bringen, und das Geld können wir gebrauchen. Du kannst wieder dahin gehen, wo du hergekommen bist. Keiner hält dich auf.« Er wandte sich ab und ging zum wartenden Keltset, der brav neben einem kleinen Haufen von Waffen, Kleidungsstücken und verschiedenen Wertgegenständen wartete, die er den toten Gnomen abgenommen hatte. Neben dem Troll wirkte der große Mann beinahe zwergenhaft; mit seiner dunklen, rindenartigen Haut erschien das Wesen wie ein knorriger Baum, der seinen Schatten auf den Scharlachroten warf. Die beiden sprachen kurz miteinander, Panamon mit leiser Stimme, während der Riese in der Zeichensprache und mit Nicken antwortete. Shea beobachtete ihn eine Weile und wußte nicht recht, was er tun sollte. Er hatte die Steine nicht mehr und war ohne sie in dieser Wildnis nahezu hilflos. Er hatte seine Begleiter im Gebirge verloren, die einzigen, die zu ihm hielten, die einzigen, die ihm helfen konnten, die Steine wieder in seinen Besitz zu bringen. Es war undenkbar für ihn, einfach umzukehren, nun, da er so weit gekommen war. Die anderen verließen sich auf ihn, und er gedachte Flick und Menion nicht im Stich zu lassen, so groß die Gefahren auch sein mochten. Panamon Creel warf einen Blick über die Schulter, um zu sehen, ob der Talbewohner schon das Weite gesucht hatte, und reagierte ein wenig verwundert, als er ihn noch immer an seinem Platz stehen sah.

»Worauf wartest du?«

Shea schüttelte den Kopf, um anzuzeigen, daß er es nicht genau wußte. Der hochgewachsene Räuber sah ihn kurze Zeit an und winkte ihn dann lächelnd heran.

»Komm und iß eine Kleinigkeit, Shea. Füttern können wir dich auf jeden Fall, bevor du ins Südland zurückkehrst.«

Eine Viertelstunde später saßen die drei an einem kleinen Lagerfeuer und sahen Streifen von getrocknetem Rindfleisch in der rauchenden Hitze braten. Keltset saß neben dem kleinen Talbewohner, die tiefliegenden Augen auf das rauchende Fleisch gerichtet, die riesigen Hände kindlich gefaltet. Shea hätte am liebsten die Rindenhaut berührt. Die Züge des Trolls waren selbst aus der Nähe nichtssagend. Er regte sich nicht, solange das Fleisch kochte, sondern saß da wie ein Felsklotz. Panamon Creel warf einen Blick herüber und sah, daß Shea das riesige Wesen wachsam im Auge behielt. Creel grinste breit und schlug Shea auf die Schulter.

»Er beißt nicht - solange er zu essen bekommt! Ich erkläre dir das immer wieder, aber du hörst nicht zu. So ist die Jugend - wild und sorglos und kein Ohr für die alten Leute. Keltset ist genau wie du und ich, nur größer und stiller, und das gefällt mir an einem Partner in diesem Beruf. Er macht seine Arbeit besser als jeder andere, mit dem ich zusammengewesen bin, und das sind nicht wenige gewesen.«

»Er tut wohl, was Ihr ihm auftragt?« fragte Shea.

»Gewiß, gewiß«, sagte der Scharlachrote und beugte sich herüber. »Aber versteh mich nicht falsch, mein Junge. Ich will damit nicht sagen, daß er einem Tier gleicht. Er kann selbst denken, wenn es nötig ist. Aber ich war sein Freund, als ihm andere nicht einmal einen Blick gönnten - nicht einer! Er ist das stärkste Wesen, das ich kenne. Er könnte mich zerquetschen, ohne sich auch nur anzustrengen. Aber weißt du was? Ich habe ihn besiegt, und nun folgt er mir!«

Shea starrte ihn ungläubig an. Der Scharlachrote lachte fröhlich und schlug sich auf die Schenkel.

»Ich habe ihn mit Freundschaft besiegt, nicht mit Stärke. Ich habe ihn als Mann geachtet, als Gleichgestellten behandelt, und für diesen kleinen Preis erhielt ich seine Treue. Ha, hereingelegt!« Er lachte in sich hinein, nahm die Fleischstreifen vom Feuer und hielt den Stock, auf den sie aufgespießt waren, dem stummen Troll hin, der ein paar herunterzog und hungrig zu kauen begann. Shea bediente sich langsam und entdeckte plötzlich, daß er halb verhungert war. Er konnte sich nicht einmal mehr erinnern, wann er zuletzt gegessen hatte, und nagte heißhungrig an dem schmackhaften Fleisch. Panamon Creel schüttelte belustigt den Kopf und bot dem Talbewohner ein zweites Stück an, bevor er sich selbst bediente. Die drei aßen schweigend einige Minuten lang, bevor Shea die nächste Frage stellte.

»Was hat Euch veranlaßt... Räuber zu werden?«

Panamon Creel warf ihm einen Blick zu und zog die Brauen hoch. »Was kümmern dich die Gründe? Willst du unsere Lebensgeschichte schreiben?« Er machte eine Pause und grinste plötzlich über seine eigene Reizbarkeit. »Es ist kein Geheimnis, Shea. Ich habe es nie sehr gut verstanden, auf ehrliche Weise durchs Leben zu kommen, ich hielt nicht viel von Arbeit. Ich war ein wilder Bursche, liebte das Abenteuer und die Natur - und ich haßte die Arbeit. Dann verlor ich durch einen Unfall die Hand, und es wurde noch schwerer, Arbeit zu finden, von der ich leben konnte. Ich war damals weit unten im Südland, in Talhan. Ich kam ein wenig in Schwierigkeiten, die dann größer wurden. Bis ich mich umsah, durchstreifte ich die vier Länder und raubte, was ich brauchte. Das Komische dabei war, daß mir das wirklich lag. Ich konnte einfach nicht aufhören damit. Und es machte mir Spaß. Und hier bin ich, vielleicht nicht reich, aber glücklich in der Blüte meiner Jugend.«

»Denkt Ihr nie daran zurückzukehren?« fragte Shea. »Denkt Ihr nie an ein Heim und...?«

»Wir wollen doch nicht rührselig werden, mein Junge.« Der andere brüllte vor Lachen. »Wenn du so weitermachst, fange ich an zu weinen und bitte auf meinen müden, alten Knien um Vergebung.« Er begann so heftig zu lachen, daß sogar der stumme Troll kurz herüberblickte. Shea ärgerte sich so, daß ihm das Blut ins Gesicht schoß, und er kaute das Fleisch grimmiger. Das Gelächter minderte sich schließlich zu einem Kichern, und der Räuber schüttelte belustigt den Kopf, während er weiteraß. Schließ-

lich setzte er seinen Bericht mit leiserer Stimme fort. »Keltset hat eine andere Geschichte zu erzählen als ich, das möchte ich betonen. Ich hatte keinen Anlaß, dieses Leben zu ergreifen, aber er jeden. Er war von Geburt an stumm, und die Trolle schätzten derlei Behinderungen nicht. Sie machten ihm das Leben schwer, stießen ihn herum und schlugen ihn, wenn sie sich über irgend etwas ärgerten, an dem sie nicht direkt ihren Zorn auslassen konnten. Er wurde zur Zielscheibe aller schlechten Scherze, wehrte sich aber nie, weil das die einzigen Wesen waren, die er hatte. Dann wurde er groß, so groß und stark, daß alle anderen Angst vor ihm bekamen. Eines Nachts versuchten ein paar von den jungen Leuten, ihn schwer zu mißhandeln, so schwer, daß er fortgehen sollte, vielleicht sogar sterben mochte. Sie trieben es zu weit, er wehrte sich und tötete drei von ihnen. Dafür wurde er aus dem Dorf vertrieben, und ein verstoßener Troll hat außerhalb seines eigenen Stammes kein Zuhause. Er streifte allein herum, bis ich ihn fand.« Der Scharlachrote lächelte schwach und blickte hinüber zu dem massiven, stillen Gesicht, das über die letzten Fleischstücke gebeugt war. »Er weiß aber, was wir tun, und ist sich wohl auch im klaren darüber, daß das keine ehrliche Arbeit ist. Er ist aber wie ein Kind, das so gemein behandelt wurde, daß es keine Achtung vor anderen hat, weil ihm nie jemand etwas Gutes zuteil werden ließ. Außerdem bleiben wir in diesem Gebiet, wo es nur Gnomen und Zwerge gibt - die natürlichen Feinde eines Trolls. Wir halten uns fern vom zentralen Nordland und stoßen auch nie sehr weit'nach Süden vor. Wir kommen ganz gut zurecht.« Er kaute sein Fleisch und startete in das erlöschende Feuer. Shea aß stumm zu Ende und fragte sich, was er tun konnte, um die Elfensteine wieder an sich zu bringen; wenn er nur gewußt hätte, wo seine Kameraden waren! Der Scharlachrote erhob sich und zertrat die Reste des Feuers. Der Berg-Troll stand ebenfalls auf und wartete geduldig auf die nächste Entscheidung seines Freundes. Auch Shea raffte sich endlich auf und sah, wie Panamon Creel ein paar Waffen und kleine Schmuckstücke in einen Sack warf, den er Keltset zum Tragen gab. Dann wandte er sich Shea zu und nickte kurz. »Es war interessant, dich kennenzulernen, Shea, und ich wünsche dir viel Glück. Wenn ich an die kleinen Edelsteine in ihrem Beutel denke, werde ich mich an dich erinnern. Schade, daß du sie nicht hast behalten können, aber wenigstens hast du dein Leben gerettet - oder vielmehr ich habe es dir gerettet. Stell dir die Steine als Geschenk für geleistete Dienste vor. Dann erträgt sich der Verlust leichter. Und jetzt mach dich lieber auf den Weg, wenn du in den nächsten Tagen das sichere Südland erreichen willst. Die Stadt Varfleet erreichst du südwestlich von hier, und dort erhältst du Hilfe. Bleib nur im offenen Gelände.« Er wandte sich ab und winkte Keltset, ihm zu folgen. Nach ein paar Schritten schaute er sich noch einmal um. Shea hatte sich nicht gerührt, sondern sah den beiden wie in Trance nach. Panamon Creel schüttelte angewidert den Kopf, ging ein Stück weiter, blieb ver-

ärgerst stehen und fuhr herum, weil er wußte, daß der andere sich noch immer nicht vom Fleck gerührt hatte.

»Was ist mit dir?« fragte er aufgebracht. »Erzähl mir nicht, daß du auf den dummen Gedanken gekommen bist, uns nachzugehen und zu versuchen, die Steine wieder an dich zu bringen. Das würde das gute Verhältnis zwischen uns sehr stören, weil ich dir dann die Ohren abschneiden müßte - wenn nichts Schlimmeres! Los jetzt, verschwinde!«

»Ihr versteht nicht, was diese Steine bedeuten!« schrie Shea verzweifelt.

»Ich glaube schon. Sie bedeuten, daß Keltset und ich für eine Weile mehr sein werden als armselige Räuber. Sie bedeuten, daß wir geraume Zeit nicht stehlen oder betteln müssen. Sie bedeuten Reichtum, Shea.«

Shea lief den Räubern unvermittelt nach, nichts anderes im Sinn, als die kostbaren Elfensteine zurückzuholen. Panamon Creel sah ihn verblüfft herankommen, überzeugt davon, daß der Junge den Verstand verloren hatte. Shea kam in zwei Metern Abstand zum Stehen, keuchend und außer sich, obwohl er dumpf begriff, daß er sich selbst das Todesurteil sprechen mochte, und stieß hervor:

»Ich habe Euch vorher nicht die Wahrheit gesagt. Ich konnte nicht... ich kenne sie selbst nicht ganz. Aber die Steine sind überaus wichtig - nicht nur für mich, sondern für jedermann, in allen Ländern. Sogar für Euch, Panamon.«

Der Scharlachrote sah ihn mit einer Mischung von Verwundung und Mißtrauen an. Er blieb stumm und wartete.

»Ihr müßt mir glauben!« schrie Shea. »An der Sache hängt mehr, als Ihr ahnt!«

»Du scheinst das offenbar wirklich zu glauben«, gab der andere zurück. Er warf einen Blick auf Keltset, der ungerührt da beistand, und zuckte die Achseln. Der Troll trat auf Shea zu, und der Talbewohner zuckte erschrocken zurück, aber Panamon Creel hielt seinen Begleiter mit einer Handbewegung zurück.

»Hört, tut mir wenigstens einen Gefallen«, flehte Shea verzweifelt, nach jedem Strohalm greifend, um Zeit zum Nachdenken zu gewinnen. »Nehmt mich mit nach Paranor.«

»Du mußt verrückt sein!« rief der Räuber entsetzt. »Was für einen Anlaß könntest du haben, dich in die schwarze Festung zu wagen? Das ist ein höchst unfreundliches Gebiet. Du würdest " dort keine fünf Minuten überleben! Geh nach Hause, Junge. Geh zurück ins Südland und laß mich in Frieden.« '

»Ich muß unbedingt nach Paranor«, sagte Shea gepreßt.

»Dorthin wollte ich, als die Gnomen mich überfielen. Ich habe Freunde dort - Freunde, die nach mir suchen. Ich muß sie in Paranor treffen!«

»Paranor ist ein böser Ort, ein Platz für Nordland-Wesen, denen zu begegnen sogar mir nicht angenehm wäre«, sagte Panamon hitzig. »Außerdem, wenn du dort Freunde hast, willst du

Keltset und mich vermutlich in eine Falle locken, damit du dir die Steine wiederholen kannst. Das ist doch dein Plan, nicht wahr? Vergiß ihn. Hör auf meinen Rat und geh nach Süden, solange du noch kannst.«

»Ihr habt Angst, nicht wahr?« stieß Shea hervor. »Ihr habt Angst vor Paranor und meinen Freunden. Ihr habt nicht den Mut...« Er verstummte, als der Scharlachrote vom Zorn übermannt wurde. Panamon Creel stand einen Augenblick regungslos da und bebte vor Wut, während er den kleinen Talbewohner anfunkelte. Shea wich und wankte aber nicht, nachdem er alles auf diese letzte Karte gesetzt hatte.

»Wenn Ihr mich nicht mitnehmen wollt - nur bis Paranor -, dann versuche ich es auf eigene Faust«, sagte er. »Ich verlange nur, bis zur Grenze von Paranor gebracht zu werden. Ich bestehe nicht darauf, daß Ihr sie überschreitet. Ich locke Euch nicht in eine Falle.«

Panamon Creel schüttelte wieder ungläubig den Kopf. Der Zorn in seinen Augen war plötzlich erloschen, und um seine zusammengepreßten Lippen spielte ein schwaches Lächeln, als er den Blick auf den riesigen Berg-Troll richtete. Er zuckte die Achseln und nickte kurz.

»Warum sollten wir uns den Kopf zerbrechen?« meinte er spöttisch. »Es ist dein Hals. Komm mit, Shea.«

Kapitel 6

Die drei seltsamen Weggenossen zogen nordwärts durch das rauhe Hügelland, bis sie mittags kurz Rast machten, um ein paar Bissen zu essen. Das Gelände war unverändert geblieben, eine Aneinanderreihung schroffer Erhebungen und tiefer Senken, die das Fortkommen beträchtlich erschwerten. Selbst der bärenstarke Keltset mußte mit den beiden anderen zusammen klettern und hinabrutschen, ohne ebenen Boden zu finden, auf dem aufrechtes Gehen möglich gewesen wäre. Das Land war nicht nur bucklig und mißgestaltet, sondern auch ziemlich unfruchtbar und trostlos. Die Hügel waren grasbewachsen und von Büschen und kleinen Bäumen bepflanzt, wirkten aber einsam und verwildert. Das Gras war ein hohes, peitschenartiges Kraut von solcher Zähigkeit, daß es mit schmerzender Kraft an die Hosenbeine der Männer schlug. Wenn es von den schweren Stiefeln niedergetreten wurde, richtete es sich Sekunden später wieder auf. Shea schaute in die Richtung, aus der sie gekommen waren, und konnte nirgends erkennen, daß hier schon andere Leute durchgekommen waren. Die verstreut stehenden Bäume waren knorrig und verkrümmt, voll kleiner Blätter, aber sie wirkten wie Stiefkinder der Natur, verkümmert schon von Geburt an. Von Tieren oder Vögeln war keine Spur zu sehen, und seit der Morgendämmerung war den drei Männern kein anderes Lebewesen begegnet.

Es mangelte jedoch nicht an Gesprächsstoff. Einige Male wünschte Shea sich sogar, Panamon Creel möge seiner eigenen Stimme überdrüssig werden und schweigen. Der hochgewachsene Dieb sprach beinahe unaufhörlich mit seinen Begleitern, mit sich selbst und bei Gelegenheit mit niemandem. Er sprach über alles mögliche, auch über viele Dinge, von denen er offenkundig nichts verstand. Das einzige Thema, das er bewußt mied, war Shea selbst. Er tat so, als sei der junge Mann ein Spießgeselle, ein Komplize, mit dem er offen über seine Erlebnisse sprechen konnte. Er vermied es aber sorgfältig, über Sheas Herkunft, die Elfensteine oder das Ziel der Reise zu sprechen. Anscheinend hielt er es für das Beste, den lästigen Talbewohner so schnell wie möglich nach Paranor zu bringen und dann das Weite zu suchen. Shea hatte keine Ahnung, wohin die beiden vorher gewollt hatten. Vielleicht waren sie sich darüber selbst nicht im klaren gewesen. Die Situation war schwierig genug, dachte er; die Diebe wußten so gut wie er, daß er versuchen würde, ihnen die Steine wieder abzunehmen. Fraglich war nur noch die Art und Weise. Gelegentlich warf Shea einen Blick auf den stummen Berg-Troll und fragte sich, was für eine Person hinter dem ausdruckslosen Äußeren verborgen sein mochte. Der Troll zeigte eine Haltung von unbestreitbarer Würde, und in den tiefliegenden Augen funkelte eine Intelligenz, die Shea zu der Ansicht gelangen ließ, daß Keltset weitaus vielschichtiger sein mochte, als sein Begleiter annahm oder zumindest bekundet hatte. Wie bei Allanon hatte Shea das Gefühl, daß Panamon Creel ihm nicht die ganze Wahrheit verraten hatte. Aber im Gegensatz zu dem Druiden war der Dieb wohl ein Lügner, bei dem man kaum etwas für bare Münze nehmen durfte. Allerdings wurde Shea auch nicht das Gefühl los, daß der Scharlachrote mehr sein mochte als ein simpler Straßenräuber.

Sie brachten das Mittagsmahl schnell hinter sich. Während Keltset ihr Kochgerät einpackte, erklärte Panamon Shea, daß sie nicht mehr weit vom Jannisson-Paß an der Nordgrenze des Hügellandes entfernt seien. Nach dem Paß würden sie die Ebenen von Streleheim durchqueren, um in westlicher Richtung nach Paranor zu gelangen. Dort würden sie sich trennen, betonte der Dieb, und Shea könne sich mit seinen Freunden vereinigen oder zur Druidenfestung gehen, ganz nach Belieben. Shea nickte stumm und räumte seine Sachen zusammen. Sie marschierten weiter zu den niedrigen Bergen, die vor ihnen auftauchten. Shea war überzeugt davon daß das ferne Gebirge zur Linken ein Ausläufer der Drachenzähne war, aber die Bergkette hatte ein gänzlich anderes Aussehen, und zwischen den beiden Gebirgszügen mußte der Jannisson-Paß liegen. Sie waren dem Nordland sehr nah gekommen, und für Shea gab es keine Umkehr.

Panamon Creel erzählte wieder ausführlich von seinen Abenteuern. Seltsamerweise erwähnte er Keltset dabei kaum, ein weiterer Hinweis für Shea, daß der Räuber weniger über den Berg-Troll wußte, als er vorgab. Shea gewann langsam den Eindruck,

daß der Troll für den Scharlachroten ein ebensolches Rätsel war wie für ihn. Der Troll war Shea zwar vorher wie ein hundeähnlicher Begleiter des Diebes erschienen, aber bei näherer Betrachtung gewann Shea den Eindruck, daß er aus ganz anderen Gründen mit dem Scharlachroten unterwegs war. Shea rätselte über die stolze Haltung und distanzierte Art des Trolls. Keltset hatte die Gnomen schnell und rücksichtslos niedergemacht, aber im Rückblick sah es ganz so aus, als habe er das getan, weil es sein mußte - nicht, um seinen Begleiter zu befriedigen oder die Steine in seinen Besitz zu bringen. Shea vermochte nicht zu erkennen, was Keltset in Wirklichkeit sein mochte, aber ganz gewiß war er kein unterdrückter, ausgestoßener Einzelgänger.

Der Tag war besonders warm, und Shea begann heftig zu schwitzen. Das Gelände wurde keineswegs ebener, und es war mühsame, langwierige Arbeit, die Höhen zu überwinden. Panamon redete fast ununterbrochen und lachte und scherzte mit Shea, als seien sie alte Freunde. Shea hörte sich pflichtgetreu die Geschichten über Panamons Frauen an, worunter auch eine schöne Königstochter gewesen sein sollte, die der Räuber nur verloren hatte, weil ihr Vater dazwischengetreten war und sie in ein fernes Land geschickt hatte. Shea seufzte mitleidig, aber lachte innerlich, als Panamon behauptete, er sei noch immer auf der Suche nach ihr.

Etwa zwei Stunden später erreichten sie den Paß, eine Lücke zwischen den zwei Bergzügen, breit und leicht zugänglich. Shea wußte, daß das Charnal-Gebirge, die Heimat der Berg-Trolle, nördlich von ihnen lag und die rechte Bergkette ein Ausläufer davon sein mußte. Die trostlosen und nahezu unerforschten Gipfel waren seit Jahrhunderten eine riesige Wildnis, bewohnt allein von den grimmigen und kriegerischen Trollen. Die Berg-Trolle waren die größte Gattung dieser Art, und es gab noch mehrere andere, die in diesem Teil des Nordlandes lebten. Wenn Keltset zu den Berg-Trollen gehörte, vermutete Shea, daß sie intelligenter sein mußten, als die Südländer annahmen. Es erschien ihm seltsam, daß seine eigenen Landsleute so wenig über eine andere Rasse wußten, die ihre Welt mit bewohnte. Selbst die Schulbücher hatten die Trolle als unwissende und unzivilisierte Völker bezeichnet.

Panamon gebot am Zugang zum breiten Paß Halt und ging einige Schritte voraus, wachsam auf die hohen Hänge zu beiden Seiten blickend. Nach einigen Minuten schickte er Keltset voraus. Der Riesentroll setzte sich in Bewegung und verschwand zwischen den Felsen. Panamon schlug Shea vor, sich zu setzen, und lächelte selbstzufrieden angesichts seiner Schlauheit, die ihn hieß, eine mögliche Falle von Sheas Freunden rechtzeitig auszumachen. Redselig begann der Scharlachrote, von einem neuen Abenteuer zu erzählen, das Shea wie die anderen unglaublich und maßlos übertrieben fand. Er dachte an seine Freunde, die er schnell würde finden müssen, wenn er hoffen wollte, in diesem Gebiet zu überleben. Der Dämonen-Lord und seine Gehilfen

würden überall nach ihm suchen, und wenn sie ihn entdeckten, bevor er bei Allanon und den anderen Zuflucht gefunden hatte, war sein Tod gewiß. Immerhin, es bestand die Möglichkeit, daß sie inzwischen die Druidenfestung eingenommen und das kostbare Schwert von Shannara an sich gebracht hatten.

Keltset tauchte plötzlich im Paß auf und winkte ihnen. Sie eilten zu ihm und gingen mit ihm weiter. Es gab im Paß wenig Deckung, die einen Hinterhalt ermöglicht hätte, und sie sahen bald, daß an dieser Stelle wohl kaum Gefahr drohte. Die drei Wanderer brauchten fast eine Stunde, um den langgezogenen Paß zu überwinden, aber der Weg war angenehm, und die Zeit verging schnell. Als sie das nördliche Ende erreichten, sahen sie Ebenen weit hinausreichen und dahinter wieder eine Bergkette aufragen, die nach Westen zu verlaufen schien. Sie marschierten hinaus auf das ebene Gelände, das auf drei Seiten von Bergen und Wäldern umgeben war und sich nach Osten öffnete. Die Ebene war bewachsen mit einem dünnen, hellgrünen Gras, das in zottigen Büscheln aus der trockenen Erde ragte. Es gab kleine Gebüsche, alle nur kniehoch für Shea, dürre und krumme Gewächse. Anscheinend wurden die Ebenen sogar im Frühling nicht saftig grün, und es existierte hier wenig Leben.

Shea wußte, daß sie sich ihrem Ziel näherten, als Panamon die kleine Gruppe nach Westen führte, einige hundert Meter nördlich des Waldes und Gebirges zu ihrer Linken, um gegen Überraschungsangriffe gesichert zu sein. Als Shea den Scharlachroten fragte, wo Paranor liege, lächelte der Dieb nur und sagte, sie kämen immer näher darauf zu. Shea gab es auf, Fragen zu stellen, und betrachtete statt dessen seine Umgebung, die für ihn eine ganz neue Welt darstellte. Er hatte zwar Angst um sein Leben, war aber entschlossen, sich nichts entgehen zu lassen. Das war die fabelhafte Odyssee, von der Flick und er früher immer geträumt hatten.

Bis es Spätnachmittag wurde, schwitzten alle drei stark, und die Laune wurde in der unbarmherzigen Hitze immer schlechter. Keltset schritt ein wenig abseits von den anderen dahin, das plumpe Gesicht ausdruckslos. Panamon war verstummt und schien nur noch darauf bedacht zu sein, den Weg hinter sich zu bringen und Shea loszuwerden, den er als Bürde zu betrachten begonnen hatte. Shea war müde und litt an Schmerzen. Die drei Männer gingen geradewegs der Sonne entgegen, ungeschützt im freien Gelände, die Augen zusammengekniffen vor dem grellen Glanz. Es wurde immer schwerer, das Land vor sich zu erkennen, als die Sonne zum westlichen Horizont hinabsank, und Shea gab es schließlich auf und verließ sich auf Panamons Geschicklichkeit, sie nach Paranor zu bringen. Die Wanderer näherten sich dem Ende der Bergkette rechts auf der Nordseite, und wo die Berge aufhörten, schien die Ebene sich in eine unendliche Weite zu öffnen. Sie war so riesig, daß Shea den Horizont sehen konnte, wo der Himmel die vertrocknete Erde berührte. Als er schließlich fragte, ob das die Ebenen von Streleheim seien, schwieg

Panamon, nickte dann aber kurz.

Sie verließen das auf drei Seiten eingeschlossene Tal und gingen hinaus auf den Ostteil der Streleheim-Ebenen, eine weite, flache Landschaft, die sich nach Norden und Westen erstreckte. Das Land vor ihnen, parallel zu den Felswänden und Wäldern zu ihrer Linken, war überraschend hügelig. Vom Tal aus war das nicht wahrzunehmen, man sah es erst, wenn man die Gegend selbst erreichte. Es gab sogar kleine Baumhaine und Gebüsch, und... noch etwas anderes, dem Land Fremdes. Alle drei Wanderer entdeckten es gleichzeitig, und Panamon gebot abrupt Halt, um argwöhnisch in die Ferne zu starren. Shea kniff die Augen zusammen und beschattete sie mit der Hand. Er sah eine Reihe seltsamer Stangen in der Erde, und auf mehrere hundert Meter in alle Richtungen verstreut Haufen von farbigem Stoff und glänzenden Metall- oder Glasstücken. Er konnte kaum die Bewegung einer Anzahl kleiner, schwarzer Objekte zwischen und an den Haufen ausmachen. Schließlich rief Panamon laut diejenigen an, die vor ihnen waren. Zu ihrem Schrecken rauschten rabenschwarze Schwingen, begleitet von dem gräßlichen Gekreisch gestörter Aasfresser, als die schwarzen Objekte sich plötzlich in riesige Geier verwandelten, die langsam und widerwillig emporschwebten und davonflatterten. Panamon und Shea blieben vor Verwunderung wie angewurzelt stehen, während Keltset ein Stück vorausging. Nach kurzer Zeit kam er zurück und winkte seinem Begleiter. Der Scharlachrote nickte.

»Es hat einen Kampf gegeben«, sagte er. »Da vorne liegen Tote!«

Die drei Männer schritten auf den Kampfplatz zu. Shea blieb ein wenig zurück, aus Angst, die regungslosen Gestalten könnten seine Freunde sein. Die seltsamen Stangen wurden endlich erkennbar: es waren Lanzen und Fahnenstangen. Die glänzenden Teile waren die Klingen von Schwertern und Messern, manche von Flüchtenden weggeworfen, andere noch von den Händen der Toten umklammert. Aus den Kleiderbündeln wurden Männer, blutdurchtränkte Leichname, die regungslos in der glühenden Sonne lagen. Shea würgte es, als der Leichengestank zu ihm drang und er die Fliegen surren hörte. Panamon schaute sich um und lächelte grimmig. Er wußte, daß der Talbewohner den Tod aus solcher Nähe noch nie gesehen hatte.

Shea kämpfte gegen die aufsteigende Übelkeit an und zwang sich, die anderen zum Schlachtfeld zu begleiten. Mehrere hundert Leichen lagen dort am Boden. Nirgends war eine Bewegung zu erkennen; hier gab es nur Tote. Man hatte keinen Pardon gegeben und keinen erwartet. Ein langer, erbitterter Kampf bis zum Ende. Er erkannte sofort die Gnomen-Standarten, und auch die gelblichen Leiber waren leicht unterscheidbar. Erst als er sich jedoch einige der Leichname näher angesehen hatte, entdeckte er, »laß ihre Gegner Elfensoldaten gewesen waren.

Panamon blieb in der Mitte des Feldes stehen. Shea starrte die Szene voll Grausen an, und sein Blick glitt fassungslos von einem

Leichnam zum anderen, von Gnom zu Elf. In diesem Augenblick wußte er, was der Tod wirklich bedeutete, und er wurde von Angst übermannt. Da war nichts von Abenteuer, nichts von Wahlfreiheit und Hingabe, sondern nichts als Ekel und Entsetzen. Alle diese Männer waren für eine sinnlose Sache gestorben, vielleicht, ohne je zu wissen, wofür sie gekämpft hatten. Nichts war es wert, ein solches Gemetzel zu veranstalten - gar nichts. Eine plötzliche Bewegung Keltsets veranlaßte ihn, wieder auf seine Begleiter zu achten, und er sah, daß der Troll eine Standarte aufhob. Die Flagge war zerfetzt, die Stange abgebrochen. Auf der Flagge war eine Krone über einem Baumwipfel zu sehen, umgeben von einem Kranz aus gewundenen Zweigen. Keltset wirkte erregt und gestikulierte heftig mit Panamon. Der andere zog die Brauen zusammen und sah sich hastig die Gesichter der in der Nähe liegenden Toten an. Keltset schaute sich sorgenvoll um, und seine Augen richteten sich auf Shea. Augenblicke danach kam Panamon zurück, mit grimmiger Miene.

»Wir haben hier ernsthafte Probleme, Freund Shea«, sagte er.

»Die Standarte ist das Banner des königlichen Elfenhauses Elesedil - Eventines persönliche Fahne. Ich kann seine Leiche unter den Toten nicht finden, aber das beruhigt mich nicht. Wenn dem Elfenkönig etwas zugestoßen ist, könnte das zu einem Krieg von unfäßbaren Ausmaßen führen. Das ganze Land wird in Flammen aufgehen!«

»Eventine!« entfuhr es Shea. »Er schützte die Nordgrenzen von Paranor für den Fall,..« Shea verstummte plötzlich, aus Angst, sich verraten zu haben, aber Panamon Creel hatte weitergesprochen und anscheinend nichts gehört.

»Das ergibt keinen Sinn - Gnomen und Elfen im Kampf hier in der Wildnis. Was kann Eventine so weit von seinem Land fortgeführt haben? Es muß um etwas Besonderes gegangen sein. Ich kann nicht ver-« Er brach plötzlich ab und starrte Shea an.

»Was hast du eben gesagt? Was war das mit Eventine?«

»Nichts«, stammelte Shea. »Ich habe nichts...«

Der hochgewachsene Räuber packte Shea am Rock und zog ihn mit einem Ruck zu sich heran.

»Versuch nicht, mir etwas vorzumachen, kleiner Mann!«

fauchte der Scharlachrote. »Du weißt etwas - heraus damit! Ich habe mir schon die ganze Zeit gedacht, daß du mehr über die Steine und den Anlaß für die Gnomen, dich einzufangen, gewußt hast, als du zugeben wolltest. Jetzt ist Schluß mit diesen Heimlichkeiten! Heraus damit!«

Aber Shea erfuhr nie, wie er geantwortet hätte. Während er hilflos im Griff des starken Räubers zappelte, fiel plötzlich ein riesiger, schwarzer Schatten über sie und fegte mit einem machtvollen Rauschen weiter, als ein monströses Wesen vom Himmel herabstieß. Entsetzt riß Shea die Augen auf. Panamon Creel, noch immer zornig, aber nun auch verwirrt, ließ Shea los und drehte sich dem fremdartigen Wesen zu. Shea stand auf schwankenden Beinen, das Blut zu Eis erstarrt. Das Wesen war

einer der furchtbaren Schädelträger des Dämonen-Lords. Es blieb keine Zeit mehr zur Flucht; sie hatten ihn endlich gefunden.

Die grausamen roten Augen des Wesens huschten über den Troll, der regungslos an seinem Platz stand, richteten sich kurz auf den scharlachroten Dieb und erreichten endlich den kleinen Talbewohner, saugten sich in ihn hinein, erforschten seine wirren Gedanken. Panamon Creel starrte verwirrt auf das Ungeheuer, geriet aber keineswegs in Panik. Er wandte sich dem böseartigen Wesen ganz zu und begann grimmig zu grinsen, während er einen Arm hob.

»Was für ein Wesen du auch sein magst, bleib mir vom Leib«, sagte er scharf. »Es geht allein um diesen Mann hier und nicht...« Die glühenden Augen richteten sich haßerfüllt auf ihn, und er konnte plötzlich nicht weitersprechen. Er starrte das schwarze Wesen entsetzt und überrascht an.

»Wo ist das Schwert, Sterblicher?« krächzte die Stimme drohend. »Ich spüre seine Gegenwart! Gib es mir!«

Panamon Creel glotzte das schwarze Monstrum verständnislos an, dann warf er einen Blick auf das angstvolle Gesicht Sheas. Zum erstenmal wurde ihm klar, daß die gräßliche Kreatur aus irgendeinem Grund der Feind des Talbewohners war.

»Es ist nutzlos, zu bestreiten, daß du es hast!« zischte die Stimme. »Ich weiß, daß es hier unter euch ist, und ich muß es haben. Es ist aussichtslos, sich gegen mich zu wehren. Euer Kampf ist zu Ende. Der letzte Erbe des Schwertes ist längst gefaßt und vernichtet. Ihr müßt mir das Schwert geben!«

Panamon war sprachlos. Er wußte nicht, wovon das schwarze Ungeheuer sprach, begriff aber, daß es keinen Sinn hatte, ihm das klarmachen zu wollen. Das geflügelte Monster war entschlossen, sie alle zu töten, und für Erklärungen blieb keine Zeit mehr. Der Räuber hob die linke Hand und fuhr mit dem Eisenhaken über seinen Schnurrbart. Er lächelte tapfer und warf einen kurzen Blick auf seinen riesenhaften Begleiter. Sie wußten beide instinktiv, daß das ein Kampf bis auf den Tod werden würde.

»Seid nicht töricht, Sterbliche!« krächzte das Wesen. »Ihr kümmert mich nicht - nur das Schwert. Ich kann euch leicht vernichten - selbst bei Tag.«

Plötzlich entdeckte Shea einen Hoffnungsschimmer. Allanon hatte einmal gesagt, die Macht der Schädelträger lasse mit dem Licht des Tages nach. Vielleicht waren sie nicht unbesiegbar, wenn die Sonne schien. Vielleicht hatten die beiden kampferfahrenen Räuber eine Chance. Aber wie konnten sie hoffen, etwas zu töten, das nicht sterblich war, sondern nur der Geist eines Toten, ein Gespenst, in physischer Form verkörpert? Augenblicke lang regte sich nichts, dann trat das Wesen plötzlich einen Schritt vor. Panamon riß sofort sein Breitschwert heraus und duckte sich. Keltset trat gleichzeitig einige Schritte vor, von einer regungslosen Statue zu einer Kampfmaschine mit eisernen Muskeln geworden, den schweren Streitkolben in der Hand, die

mächtigen Beine gespreizt. Der Schädelträger zögerte, und seine glühenden Augen richteten sich auf den näherkommenden Troll. Plötzlich wurden die blutroten Augen aufgerissen.

»Keltset!« Nur ein kurzer Augenblick blieb zu überlegen, woher der Schädelträger den stummen Riesen kennen mochte - der Bruchteil einer Sekunde entgeisterter Ungläubigkeit in den Augen des Wesens, die Fassungslosigkeit im Blick Panamon Creels widerspiegelnd, dann griff der riesige Troll mit ungeheurer Geschwindigkeit an. Der Streitkolben flog durch die Luft, geschleudert von Keltsets mächtigem Arm, und traf das Wesen krachend an der Brust. Panamon sprang bereits vor, Eisenhaken und Schwert sausten nieder. Doch das tödliche Nordlandwesen war nicht so leicht zu besiegen. Es erholte sich von dem Schlag mit dem Streitkolben, wehrte Panamons Waffen mit einer Klauenhand ab und stieß den Mann zu Boden. Im nächsten Augenblick begannen die glühenden Augen zu schwelen, und Blitze von sengendem rotem Licht schossen auf den betäubten Dieb zu. Er rollte sich blitzschnell zur Seite, und die Blitze streiften ihn nur, versengten seinen scharlachroten Rock und warfen ihn nieder, als er sich aufraffen wollte. Bevor aber der Angreifer ein zweitesmal seine Blitzstrahlen abfeuern konnte, hatte Keltset sich auf ihn gestürzt. Selbst das geflügelte Ungeheuer wirkte neben der Riesengestalt des Berg-Trolls klein. Die beiden rollten in unbarmherzigem Kampf über den Boden. Panamon lag immer noch auf den Knien und schüttelte betäubt den Kopf. Shea begriff, daß er etwas tun mußte, lief zu ihm und packte verzweifelt einen Arm. »Die Steine!« flehte er wild. »Gebt mir die Steine, und ich kann helfen!«

Das zerschundene Gesicht wandte sich ihm zu, aber die Augen leuchteten zornig auf, und Panamon stieß den Talbewohner weg.

»Sei still und halte dich fern!« brüllte er, als er schwankend aufstand. »Keine Tricks, Freund! Bleib, wo du bist!«

Er packte sein Schwert und kam seinem Begleiter zu Hilfe, der vergeblich versuchte, den Schädelträger entscheidend zu treffen. Lange Minuten wogte der Kampf der drei hin und her, über den stillen Leichen der gefallenen Gnomen und Elfen. Panamon war bei weitem nicht so stark wie die beiden anderen, aber sehr schnell und beweglich. Er vermochte jedesmal auszuweichen, wenn die rötlichen Blitze auf ihn zuzuckten. Die unglaubliche Stärke Keltsets erwies sich sogar der des schwarzen Ungeheuers ebenbürtig, und das böse Wesen schien in Verzweiflung zu geraten. Die rauhe Trollhaut war an vielen Stellen versengt und verbrannt, aber der Riese schüttelte die Blitze nur ab und kämpfte weiter. Shea hätte gern geholfen, aber an Größe und Kraft war er weit unterlegen, und seine Waffen hätten gegen das Ungeheuer nichts auszurichten vermocht. Wenn er nur die Steine an sich hätte bringen können...

Endlich ermüdeten auch die beiden Männer unter den unaufhörlichen Attacken des Geisterwesens. Ihre Hiebe hatten keine langanhaltende Wirkung, und sie begriffen langsam, daß

menschliche Kraft allein den Angreifer nicht vernichten konnte. Sie begannen zu unterliegen. Plötzlich stolperte Keltset und stürzte auf ein Knie. Das Schädelwesen schlug sofort zu und schlitzte dem schutzlosen Troll vom Hals bis zur Hüfte die Haut auf. Keltset stürzte zu Boden. Panamon schrie vor Wut auf und hieb wild auf das Wesen ein, aber seine Schläge wurden abgewehrt, und in seiner Hast vergaß er, sich zu decken. Der Bote des Dämonen-Lords schlug die Hakenhand des Diebs weg, und die tödlichen Blitze fauchten durch die Brust Panamons, daß er bewußtlos zusammensank. Der Schädelträger hätte ihn an Ort und Stelle getötet, wenn Shea nicht eine abgebrochene Lanze gepackt und sie in das Gesicht des Ungeheuers gerammt hätte. Die Klauenhände wurden zu spät emporgerissen, um den schmerzhaften Hieb abzuwehren, und preßten sich statt dessen auf das schwarze Gesicht. Panamon lag noch immer regungslos am Boden, aber Keltset war wieder auf den Beinen und packte das Wesen mit eisernem Griff.

Es blieben nur Sekunden, bevor das Monstrum sich wieder befreit hatte. Shea hetzte auf Panamon Creel zu und schrie, er solle aufstehen. Der Dieb bemühte sich mit unmenschlicher Kraft, sank aber geblendet und erschöpft zurück. Shea schüttelte ihn. »Nur die Steine könnten noch helfen!« schrie er. Das sei ihre einzige Chance, zu überleben! Er schaute sich nach den beiden Kämpfenden um und entdeckte zu seinem Entsetzen, daß Keltsets Griff sich zu lockern begann. In wenigen Augenblicken würde sich das Wesen befreit haben, und alles würde vorbei sein. Da wurde ihm plötzlich von Panamons blutiger Faust der Lederbeutel mit den Steinen in die Hand gedrückt.

Shea riß die Verschnürung auf und schüttelte die drei Steine auf seine Handfläche. In diesem Augenblick riß sich der Schädelträger von Keltset los und wollte dem Kampf ein Ende machen. Shea kreischte wild und hielt dem Monster die Steine entgegen, flehte ihre fremdartige Macht an, ihm zu helfen. Der blendende, blaue Glanz breitete sich aus, gerade als das Wesen sich herumdrehte. Zu spät sah der Schädelträger den Sohn von Shannara die Macht der Steine zum Leben erwecken. Zu spät richtete er den glühenden Blick auf den Talbewohner und ließ die roten Lichtblitze hinauszucken. Das mächtige blaue Licht wehrte die Attacke ab und schoß als ungeheurer Energiestrom auf die geduckte schwarze Gestalt zu. Das Licht traf das Schädelwesen mit zischendem Laut, hielt es fest und leerte den schwarzen Geist aus der sterblichen Hülle, während das Ungeheuer qualvoll aufschrie und sich wand. Keltset sprang auf, griff nach einer Lanze und stieß sie mit aller Kraft durch den Rücken des Schädelträgers. Das Nordlandwesen erbebte, warf sich mit einem gellenden Laut herum und sank zur Erde, während der schwarze Leib sich in Staub auflöste. Sekunden später war er verschwunden, und nur ein kleines Häufchen schwarzer Asche blieb zurück. Shea stand regungslos, die Steine ausgestreckt, deren blaues Licht noch immer auf den Staub gerichtet war. Dann zuckte der Staub

noch einmal auf, und aus der Mitte erhob sich eine dünne, schwarze Wolke, die emporfegte wie ein dünner Rauchfaden und in der Luft verschwand. Das blaue Licht erlosch schlagartig, der Kampf war vorbei, die drei Sterblichen standen wie Statuen in der Stille und Leere des blutigen Schlachtfeldes.

Lange Sekunden regte sich keiner. Shea und Keltset starrten auf das kleine Aschenhäufchen, als befürchteten sie, es könnte wieder zum Leben erwachen. Panamon Creel lag auf den Knien und versuchte vergeblich zu erfassen, was geschehen war.

Schließlich trat Keltset vor und fuhr mit der Stiefelspitze in die Asche des Schädelträgers. Shea sah ihm zu und steckte mechanisch die drei Elfensteine in den Lederbeutel, bevor er ihn in seinem Rock verwahrte. Als ihm plötzlich Panamon einfiel, drehte er sich hastig um, aber der Südländer richtete sich bereits auf und sah den Talbewohner mit seinen braunen Augen verwundert an. Keltset eilte herbei und half seinem Begleiter hoch. Panamon war angesengt und verwundet, er schien sich aber nichts gebrochen zu haben. Er schüttelte Keltsets Arm ab und wankte auf Shea zu. »Ich hatte also recht mit dir«, knurrte er und schüttelte den Kopf. »Du hast viel mehr gewußt, als du sagen wolltest - vor allem, was die Steine angeht. Warum hast du mir nicht gleich die Wahrheit gesagt?«

»Ihr wolltet ja nicht hören«, sagte Shea schnell. »Außerdem habt Ihr mir die Wahrheit auch nicht gesagt, über Euch so wenig wie über Keltset.« Er warf einen Blick auf den Troll-Riesen. »Ich glaube, Ihr wißt nicht sehr viel über ihn.«

Das zerschundene Gesicht starrte Shea ungläubig an, dann begann es zu grinsen.

»Du magst recht haben«, sagte Panamon Creel unerwartet. »Ich gelange langsam auch zu der Meinung, daß ich nichts über ihn weiß.« Er begann zu lachen, sah den Berg-Troll scharf an und wandte sich Shea wieder zu. »Du hast uns das Leben gerettet, Shea, und das können wir nie wieder gutmachen. Aber ich möchte damit beginnen, daß ich dir sage, die Steine gehören dir. Ich werde nie mehr darüber streiten. Mehr noch, du hast mein Versprechen, daß mein Schwert und meine Geschicklichkeit, so weit vorhanden, dir zu Diensten stehen, sollte die Notwendigkeit sich je noch einmal ergeben.« Er holte tief Luft und schwankte. Shea wollte ihm zu Hilfe kommen, aber der hochgewachsene Dieb schüttelte den Kopf. »Ich glaube, wir werden gute Freunde, Shea«, murmelte er. »Das können wir aber nicht sein, wenn wir voreinander etwas verbergen. Ich meine, du schuldest mir eine Erklärung, was die Steine betrifft, ebenso das Wesen, das meine ruhmreiche Laufbahn beinahe beendet hätte, und das verflixte Schwert, von dem ich nie etwas gehört habe. Dafür werde ich dir reinen Wein über ein paar, äh, Mißverständnisse einschenken, was Keltset und mich angeht. Bist du einverstanden?«

Shea sah ihn argwöhnisch an und runzelte die Stirn, nickte aber dann und lächelte sogar schwach.

»Brav, Shea«, lobte Panamon und schlug dem Talbewohner auf die schmale Schulter. Im nächsten Augenblick brach der scharlachrote Mann zusammen, geschwächt vom Blutverlust und der Überanstrengung. Die anderen beiden sprangen ihm bei, und trotz seiner Behauptung, mit ihm sei alles in Ordnung, zwangen sie ihn, liegen zu bleiben, während Keltset ihm mit einem feuchten Tuch das Gesicht abwischte. Shea war verwundert über die schnelle Verwandlung des Troll-Riesen von einer Kampfmaschine in einen sanften, ruhigen Pfleger. Er hatte etwas ganz Besonderes an sich, und Shea war überzeugt davon, daß Keltset im Zusammenhang stand mit dem Dämonen-Lord und der Suche nach dem Schwert von Shannara. Es war kein Zufall gewesen, daß der Schädelträger den Troll gekannt hatte. Die beiden waren einander schon vorher begegnet und hatten sich nicht in Freundschaft getrennt.

Panamon war nicht bewußtlos, aber es stand außer Zweifel, daß er noch nicht in der Verfassung war, den Marsch fortzusetzen. Er versuchte mehrmals vergeblich, aufzustehen, aber Keltset schob ihn immer wieder zurück. Panamon fluchte gräßlich und verlangte, aufstehen zu dürfen, aber es nützte nichts.

Schließlich sah er ein, daß er nichts erreichte, und bat, für eine Zeit aus der Sonne getragen zu werden, damit er sich ausruhen könne. Shea schaute sich auf der nackten Ebene um und kam schnell zu dem Schluß, daß sie hier keinen Schatten finden würden. Der einzige Ort in vernünftiger Entfernung, wo es Schatten gab, war der Wald im Süden, rings um die Druidenfestung, innerhalb der Grenzen von Paranor. Panamon hatte zwar vorher erklärt, er wolle nicht in die Nähe von Paranor, aber nun lag die Entscheidung nicht mehr allein bei ihm. Shea deutete nach Süden, zu dem ungefähr eine Meile entfernten Wald, und Keltset nickte zustimmend. Der Verwundete sah, was Shea vorschlug, und rief, er wolle um keinen Preis in den Wald getragen werden, selbst wenn er hier an Ort und Stelle sterben müsse. Shea versuchte ihn zu beruhigen und erklärte, von seinen Kameraden habe er nichts zu befürchten, falls sie auf sie stoßen sollten, aber der Räuber schien beunruhigter zu sein von den sonderbaren Gerüchten über Paranor, die er gehört hatte. Shea mußte lachen, als er an Panamons prahlerische Erzählungen und bestandene Abenteuer dachte. Keltset war inzwischen aufgestanden und ließ den Blick über die Landschaft gleiten. Die beiden anderen sprachen noch miteinander, als er sich bückte und Panamon abrupt ein Zeichen gab. Der Räuber zuckte zusammen, und sein Gesicht wurde bleich, dann nickte er kurz. Shea wollte erschrocken aufstehen, aber Panamon hielt ihn zurück.

»Keltset hat im Gebüsch südlich von uns eine Bewegung entdeckt. Von hier aus kann er nicht sagen, was es ist. Gerade am Rand des Schlachtfeldes, auf halbem Weg zwischen uns und dem Wald.«

Shea wurde kreideweiß.

»Halt deine Steine bereit, für alle Fälle«, sagte Panamon leise.

»Was sollen wir tun?« fragte Shea angstvoll, den Lederbeutel umklammernd.

»Zuschlagen, bevor der andere es kann - was sonst?« sagte Panamon gereizt und winkte Keltset, ihn aufzuheben.

Der Riese bückte sich und hob den Scharlachroten hoch. Shea griff nach dem Breitschwert Panamons und folgte langsam dem Berg-Troll, der mit ruhigen, mühelosen Schritten nach Süden ging. Panamon redete unaufhörlich, trieb Shea zur Eile an und rügte Keltset wegen seines zu rauen Umgangs mit Verwundeten. Shea drehte argwöhnisch den Kopf hin und her und suchte vergeblich nach einem Ursprung der Gefahr. Mit der rechten Hand umklammerte er den Lederbeutel, in dem die unschätzbaren Elfensteine lagen, ihre einzige Waffe gegen die Macht des Dämonen-Lords. Sie hatten etwa hundert Meter zurückgelegt, als Panamon plötzlich anhalten ließ und sich bitter über seine verletzte Schulter beklagte. Keltset ließ seine Last auf den Boden gleiten und richtete sich auf.

»Meine Schulter hält diese ungebührliche Mißachtung von Knochen und Gewebe nicht aus«, knurrte Panamon Creel gereizt und sah Shea bedeutungsvoll an.

Der Talbewohner begriff, daß dies die Stelle sein mußte, und er öffnete mit zitternden Händen den Beutel, um die Steine herauszunehmen. Dann schaute er sich hastig um und richtete den Blick auf ein Dickicht. Sein Herz schlug bis zum Hals hinauf, als er dort eine ganz schwache Bewegung wahrnahm.

Keltset fuhr plötzlich herum, sprang in das Dickicht und war verschwunden.

Kapitel 7

Was folgte, war ein chaotisches Durcheinander. Ein gräßlicher, schriller Schrei tönte aus dem Gebüsch, und das ganze Dickicht schien zu erbeben. Panamon schob sich mühsam auf die Knie und schrie Shea zu, er möge ihm das Breitschwert geben, das der angstbetäubte Talbewohner mit der linken Hand noch immer fest umklammerte. Shea stand erstarrt, in der Rechten die Elfensteine, entsetzt den Angriff erwartend, der aus dem Dickicht hervorbrechen mußte. Panamon fiel erschöpft zurück. Aus dem hohen, dichten Strauchwerk ertönte wieder ein Kreischen, es klatschte und rauschte darin, dann wurde es still. Augenblicke später trat Keltset heraus, den schweren Streitkolben in der Hand. Mit der anderen schleppte er den sich windenden Körper eines Gnomen. Der verkrümmte, gelbe Leib wirkte neben dem Riesen kindlich. Der Gnom war ein Jäger mit Lederrock, Jagdstiefeln und Schwertgürtel. Das Schwert fehlte; Keltset mußte es dem Gegner abgenommen haben. Keltset ging auf Panamon zu, der sich inzwischen wieder aufgesetzt hatte, und hielt ihm den strampelnden Gefangenen hin.

»Laßt mich los, laßt mich los!« schrie der Gnom wütend. »Ihr habt kein Recht! Ich habe nichts getan - ich bin nicht einmal be-

waffnet. Laßt mich los!«

Panamon Creel starrte das kleine Wesen belustigt an und schüttelte erleichtert den Kopf. Als der Gnom weiterbrüllte, brach der Räuber in Gelächter aus.

»Was für ein furchtbarer Gegner, Keltset! Hättest du ihn nicht gefangen, wären wir alle des Todes gewesen. Das muß ein entsetzlicher Kampf gewesen sein! Ha, ha, ha, ich kann es nicht glauben. Und wir hatten Angst vor einem geflügelten Ungeheuer.«

Shea spürte wenig Neigung, sich zu amüsieren, weil er sich zu gut an die gefährlichen Begegnungen seiner Gruppe mit den kleinen, gelben Wesen erinnerte. Sie waren gefährlich und verschlagen - Feinde, die er nicht als harmlos betrachtete. Panamon bemerkte seine ernste Miene und sah ihn an.

»Sei nicht zornig, Shea. Es ist mehr Gewohnheit als Dummheit, wenn ich über diese Kreaturen lache. Ich tue es, um bei Verstand zu bleiben. Aber genug davon. Was machen wir mit unserem kleinen Freund?«

Der Gnom starrte ihn angstvoll an und begann zu wimmern.

»Bitte, laßt mich los«, flehte er. »Ich gehe fort und sage keinem etwas von Euch. Ich werde tun, was Ihr verlangt, gute Freunde. Laßt mich nur gehen.«

Keltset hielt den Hilflosen noch immer am Kragen fest, und der Gnom geriet in Gefahr, durch den eisernen Griff zu ersticken. Panamon bedeutete dem Troll, sein Opfer loszulassen, dann zwinkerte er Shea zu, bevor er herumfuhr und den Eisenhaken an seinem linken Arm auf die Kehle des Gelben richtete.

»Ich sehe keinen Grund, dich am Leben zu lassen, geschweige denn, dir die Freiheit zu schenken«, zischte er drohend. »Ich glaube, es wäre für alle Beteiligten das Beste, wenn ich dir die Kehle durchschneide.«

Shea glaubte nicht, daß Panamon es ernst meinte, aber der entsetzte Gnom schluckte krampfhaft und streckte flehend die Hände aus. Er begann zu schluchzen. Panamon regte sich nicht und starrte den Unglücklichen unverwandt an.

»Nein, nein, ich bitt' Euch, tötet mich nicht«, jammerte der verzweifelte Gnom, mit seinen grünen Augen von einem zum anderen blickend. »Bitte, bitte, laßt mich leben - ich kann Euch von Nutzen sein - ich kann Euch helfen. Ich kann Euch vom Schwert von Shannara berichten, ja, es für Euch holen.«

Shea zuckte unwillkürlich zusammen und legte eine Hand auf Panamons Schulter, um ihn zu beruhigen.

»Du kannst uns also etwas über das Schwert sagen, wie?« fuhr Panamon den Gnom an. »Heraus mit der Sprache!«

Der Gelbe atmete ein wenig auf, und sein Blick zuckte hoffnungsvoller hin und her. Shea sah aber noch etwas anderes, eine beinahe grenzenlose Verschlagenheit, die für Sekundenbruchteile hinter der weinerlichen Maske aufblitzte.

»Ich kann Euch zum Schwert führen, wenn Ihr wollt«, flü-

sterte er rauh. »Ich kann Euch dorthin bringen, wo es ist - wenn Ihr mich am Leben laßt.«

Panamon zog die Spitze des Eisenhakens von der Kehle des zusammengekauerten Gnoms zurück. Keltset hatte sich nicht bewegt und ließ nicht erkennen, ob ihn der ganze Vorgang interessierte. Shea hätte Panamon gern klargemacht, wie wichtig der Gnom sein mochte, wenn auch nur die geringste Aussicht bestand, das Schwert von Shannara zu finden, aber er wußte nicht, wieviel der Dieb von den alten Legenden kannte. Panamon lächelte schwach und starrte den zitternden Gefangenen an.

»Ist dieses Schwert wertvoll, Gnom?« fragte er unschuldig.

»Kann ich es für Gold verkaufen?«

»Für die richtigen Leute ist es von unschätzbarem Wert«, gab der Gnom zurück. »Manche würden alles bezahlen, alles tun, um es in ihre Hände zu bekommen. Im Nordland...« Er verstummte plötzlich. Panamon grinste und sah Shea an.

»Der Gnom behauptet, wir könnten Geld dafür bekommen«, sagte er spöttisch, »und der Gnom lügt natürlich nicht, wie?« Der gelbe Kopf wurde heftig geschüttelt. »Nun, dann sollten wir dich vielleicht so lange am Leben lassen, bis du bewiesen hast, daß du für deine wertlose Haut etwas von Wert einzutauschen hast. Ich möchte nicht auf eine Gelegenheit verzichten, Geld zu verdienen, nur um mir das Vergnügen zu machen, einem Gnom die Kehle durchzuschneiden, wenn mir einer über den Weg läuft. Was meinst du, Gnom?«

»Ihr versteht ganz richtig, Ihr kennt meinen Wert«, winselte der kleine Bursche und verbeugte sich devot. »Ich kann Euch helfen und Euch reich machen. Ihr könnt auf mich zählen.« Panamon grinste breit und legte dem Winzling die Hand auf die Schulter, als habe er einen alten Freund vor sich.

»Sag uns, was du hier so ganz allein treibst, Gnom«, drängte Panamon. »Wie heißt du übrigens?«

»Orl Fane. Ich bin ein Krieger des Pelle-Stammes im oberen Anar«, erwiderte der Gnom eifrig. »Ich - ich war als Kurier aus Paranor unterwegs, als ich auf diesen Kampfplatz stieß. Sie waren alle tot, alle, und ich konnte keinem helfen. Dann hörte ich Euch und verbarg mich. Ich fürchtete, Ihr könntet... Elfen sein.« Er sah Shea furchtsam an, dem die Elfenherkunft ins Gesicht geschrieben stand. Shea unternahm nichts, sondern wartete auf Panamons nächsten Schritt. Der hochgewachsene Straßenräuber sah den Gnomen beinahe freundlich an.

»Orl Fane - vom Stamm der Pelle«, wiederholte der Scharlachrote langsam. »Ein Stamm von berühmten Jägern, tapferen Männern.« Er schüttelte den Kopf, als bedauere er etwas ganz tief, und starrte den rätselnden Gnomen an. »Orl Fane, wenn wir einander von Nutzen sein sollen, müssen wir Vertrauen füreinander aufbringen. Lügen können den Zweck unserer neuen Genossenschaft nur behindern. Auf dem Schlachtfeld war eine Pelle-Standarte zu finden - die Flagge deines Stammes in der Gnomen-Nation. Du mußt beim Kampf dabeigewesen sein.«

Der Gnom sah ihn sprachlos an, eine Mischung aus Angst und Zweifel in den grünen Augen.

»Sieh dich an, Orl Fane«, sagte Panamon mit schiefem Lächeln. »Bespritzt bist du mit Blut, und eine klaffende Wunde hast du an der Stirn. Warum verschweigst du uns die Wahrheit? Du bist dabeigewesen, nicht?« Der Gnom nickte mühsam, und Panamon lachte. »Natürlich warst du hier, Orl Fane. Und als die Elfen mit euch kämpften, bist du von einem Hieb getroffen worden und am Boden gelegen, bis wir kamen. So war es doch, nicht wahr?«

»Ja, so war es«, sagte der Gnom stockend.

»Nein, so war es nicht!«

Einen Augenblick lang herrschte tiefe Stille. Panamon lächelte immer noch, und Orl Fane wurde von widerstreitenden Gefühlen sichtbar hin- und hergerissen. Shea starrte die beiden verwundert an.

»Hör mir zu, du verlogene, kleine Ratte!« fauchte Panamon plötzlich. »Du hast von Anfang an gelogen! Ein Pelle würde seine Abzeichen tragen - du hast keine. Du bist nicht verwundet worden - die Wunde ist kaum mehr als ein Kratzer. Du bist ein Leichenfledderer - ein Deserteur, nicht wahr? Nicht wahr?« Panamon packte den entsetzten Gnom am Rock und schüttelte ihn so heftig, daß Shea die Zähne des gelben Burschen klappern hörte.

»Ja, ja!« stieß der Gnom endlich hervor, und Panamon ließ ihn los, überantwortete ihn wieder dem Griff des wachsamem Keltset.

»Ein Deserteur, der seine eigenen Leute im Stich gelassen hat.« Panamon spuckte aus. »Das niedrigste Gewürm, das auf der Erde herumkriecht. Du hast das Schlachtfeld nach Gegenständen abgesucht, die Wert besitzen. Wo sind die Sachen, Orl Fane? Shea, schau im Gebüsch nach, wo er sich versteckt hat.«

Als Shea auf das Dickicht zuing, stieß der sich wehrende Gnom einen gellenden Schrei aus, und der Talbewohner fürchtete schon, Keltset habe ihm den Kragen umgedreht, aber Panamon lächelte nur und bedeutete Shea mit einer Handbewegung, die Suche fortzusetzen, nun überzeugt davon, daß der Gnom im Gebüsch etwas versteckt hatte. Shea zwängte sich in das Dickicht und suchte gründlich nach einem Versteck. Der Boden und das Zweigwerk waren durch den Kampf zwischen Keltset und Orl Fane zerwühlt und geknickt. Auf Anhieb fand Shea nichts. Er kroch ein paar Minuten lang erfolglos herum und wollte schon aufgeben, als sein Blick auf halbvergrabene Dinge unter Laub, Zweigen und Erde fiel. Er grub mit den Händen und seinem Jagdmesser einen großen Sack aus, in dem metallene Gegenstände klirrten. Er rief Panamon zu, daß er etwas entdeckt habe, worauf der Gnom wieder kläglich zu schreien begann. Shea zog den Sack heraus ans Licht, schleppte ihn hinaus und warf ihn vor den anderen auf den Boden. Orl Fane bekam bei seinem Anblick einen Tobsuchtsanfall, und Keltset brauchte beide Hände, um

ihn festzuhalten.

»Der Inhalt muß für unseren kleinen Freund wichtig sein«, meinte Panamon grinsend und griff nach dem Sack.

Shea trat an seine Seite und blickte über die breite Schulter, als Panamon die Lederschnur öffnete und in den Sack hineingriff. Er überlegte es sich plötzlich anders, zog die Hand wieder heraus, kippte den Sack und leerte den Inhalt auf den Boden. Die anderen starrten den Fund an.

»Wertloses Zeug«, knurrte Panamon. »Der Gnom ist auch noch zu dumm, Wertvolles zu erkennen.«

Shea betrachtete die Sammlung, ohne zu antworten. Nichts als Dolche, Messer und Schwerter, manche noch in ihren Ledercheiden. Im verblassenden Sonnenlicht glitzerten ein paar billige Schmuckstücke und zwei oder drei Gnomenmünzen. Es schien wahrhaftig nur wertloses Zeug zu sein, dem aber Orl Fane offenbar einen beträchtlichen Wert beigemessen hatte. Er hatte alles verloren, als er zum Deserteur geworden war, und vorweisen konnte er dafür nur ein paar Waffen und billigen Schmuck. Jetzt lief er überdies Gefahr, sein Leben einzubüßen, weil er Panamon Creel angelogen hatte.

»Kaum lohnend, dafür zu sterben, Gnom«, knurrte Panamon und nickte Keltset zu, der den Streitkolben hob, um dem Gefangenen den Garaus zu machen.

»Nein, nein, wartet, bitte!« schrie der Gnom in höchster Verzweiflung. »Ich habe nicht gelogen, was das Schwert angeht - ich schwöre es! Ich kann es Euch beschaffen! Begreift Ihr nicht, was das Schwert von Shannara dem Schwarzen Lord wert ist?«

Shea streckte die Hand aus, um Keltsets massiven Arm festzuhalten. Der Riesentroll schien zu begreifen. Er ließ den Streitkolben langsam sinken und sah Shea prüfend an. Panamon Creel öffnete aufgebracht den Mund, zögerte dann aber. Er wollte die Wahrheit über Sheas Hiersein erfahren, und das Geheimnis des Schwertes hatte offenkundig viel damit zu tun. Er starrte den Talbewohner kurz an, dann wandte er sich Keltset zu und zuckte die Achseln.

»Wir können dich auch später immer noch töten, Orl Fane, wenn du uns wieder zu täuschen versuchst. Keltset, schling ihm einen Strick um den Hals und nimm ihn mit. Shea, wenn ich mich ein wenig auf dich stützen kann, schaffe ich es wohl bis zum Wald. Keltset wird auf unseren verschlagenen, kleinen Deserteur gut aufpassen.«

Shea half dem Verwundeten auf die Beine und versuchte ihn zu stützen, als er ein paar Schritte machte. Keltset fesselte Orl Fane und legte einen Strick um seinen Hals, um ihn wie an einer Leine führen zu können. Der Gnom wehrte sich nicht, obwohl seine innere Unruhe unverkennbar war. Shea war der Ansicht, der Bursche habe auch jetzt die Unwahrheit gesagt und warte nur verzweifelt auf eine Gelegenheit, die Flucht zu ergreifen, bevor man ihm auf die Schliche kam und ihn umbrachte. Shea selbst hätte den Gnomen zwar nicht getötet und auch seine Zustim-

mung verweigert, daß er niedergemacht werde, aber Mitgefühl für das verschlagene Wesen empfand er kaum. Orl Fane war ein Feigling, ein Deserteur, ein Leichenfledderer - ein Mann ohne Volk und Land. Shea war jetzt davon überzeugt, daß das winselnde, unterwürfige Verhalten nur eine Tarnung für den heimtückischen, verzweifelten Charakter war. Orl Fane hätte ihnen bedenkenlos die Kehlen durchgeschnitten, wenn er der Meinung gewesen wäre, das ohne Gefahr für sich selbst tun zu können. Panamon gab ein Zeichen, daß sie sich auf den Weg machen konnten, aber nach wenigen Schritten erhob Orl Fane ein klägliches Geschrei. Der Gnom weigerte sich, mitzugehen, wenn man ihm nicht seinen Sack mit den Schätzen lasse. Er heulte und tobte so erbärmlich, daß Panamon nahe daran war, ihm den Schädel einzuschlagen.

»Was macht das schon, Panamon?« sagte Shea schließlich ungeduldig. »Laßt ihm seinen Tand, wenn ihn das glücklich macht. Wir können den Dreck später wegwerfen, wenn er sich beruhigt hat.«

Panamon schüttelte gereizt den Kopf, gab aber endlich nach.

»Nun gut, dieses eine Mal«, sagte er. Orl Fane wurde auf der Stelle still. »Wenn er aber noch einmal einen solchen Spektakel macht, schneide ich ihm die Zunge ab. Keltset, sorg dafür, daß er den Sack nicht in die Hände bekommt. Ich möchte nicht, daß er nach einer Waffe greift, sich befreit und uns umbringt! Die schartigen Klingen taugen zwar nicht viel, aber ich möchte nicht an Blutvergiftung sterben.«

Shea mußte wider Willen lachen. Die Waffen sahen wirklich armselig aus, wenngleich ihm das schmale, große Schwert mit der im Griff eingeritzten brennenden Fackel gefiel. Auch diese Waffe sah aber ziemlich mitgenommen aus, der billige goldene Anstrich blätterte ab, und der Griff wirkte abgeschabt. Wie manche andere steckte sie in einer alten Lederscheide, so daß man schwer sagen konnte, in welchem Zustand sich die Klinge befand. In den Händen des verschlagenen Gnoms mochte sie aber durchaus gefährlich sein. Keltset füllte den Sack und schwang ihn über die Schulter, dann setzten sie den Marsch zum Wald fort.

Es war eine nicht sehr weite Entfernung, aber bis sie den Waldrand erreichten, war Shea, der den verwundeten Räuber hatte stützen müssen, erschöpft. Auf Panamons Befehl hin blieben sie stehen; er schickte Keltset zurück, damit er ihre Spur verwische und eine Anzahl falscher Fährten lege. Shea erhob keinen Einwand. Er hoffte zwar, daß Allanon und die anderen nach ihm suchten, aber es bestand die große Gefahr, daß auch Gnomenjäger oder gar ein Schädelträger auf ihre Fährte stießen.

Nachdem der Troll Orl Fane an einen Baumstamm gebunden hatte, kehrte er auf das Schlachtfeld zurück, um ihre Spur zu verwischen. Panamon sank an einer Ulme nieder, und Shea legte sich auf eine kleine, grasbewachsene Anhöhe, zerstreut in die Baumwipfel blickend, während er die Waldluft tief in sich einsog. Die Sonne sank immer tiefer, und die ersten Vorboten des Abends

erschieden als purpurne und tiefblaue Streifen am Himmel. Sie hatten nur noch mit einer Stunde Tageslicht zu rechnen, und die Nacht würde sie vor ihren Feinden verbergen. Shea wünschte sich verzweifelt die Gesellschaft seiner Genossen, die starke, weise Führerschaft Allanons, den Mut der anderen - Balinor, Höndel, Durin, DayeJ und des wilden Menion Leah. Vor allem sehnte er sich nach Flick mit seiner unwandelbaren Treue und seinem grenzenlosen Vertrauen. Panamon Creel war ein guter Verbündeter, aber eine engere Beziehung bestand zwischen Shea und ihm nicht. Und Keltset war ein Rätsel, selbst für Panamon. »Panamon, Ihr habt vorhin gesagt, Ihr wolltet mich über Keltset aufklären«, sagte Shea leise. »Der Schädelträger hat ihn gekannt.«

Es blieb eine Weile still, und Shea hob den Kopf, um zu sehen, ob der andere ihn gehört hatte. Panamon starrte ihn prüfend an. »Schädelträger? Du scheinst von dem Ganzen viel mehr zu wissen als ich. Was meinst du zu meinem Begleitriesen, Shea?« »Ihr habt mir nicht die Wahrheit gesagt, als Ihr mich vor den Gnomen gerettet habt, nicht wahr?« meinte Shea. »Er war kein Außenseiter, der von seinen eigenen Leuten aus dem Dorf vertrieben worden ist. Er hat sie nicht getötet, weil sie ihn überfielen, nicht?«

Panamon lachte und kratzte sich mit seinem Eisenhaken am Schnurrbart.

»Vielleicht war es die Wahrheit. Vielleicht hat er diese Dinge erlebt. Ich weiß es nicht. Es kam mir stets so vor, als müßte dergleichen mit ihm geschehen sein, sonst hätte er sich mit einem wie mir kaum eingelassen. Er ist kein Dieb; ich weiß nicht, was er ist. Aber er ist mein Freund, das steht fest. Als ich das sagte, habe ich dich nicht angelogen.«

»Woher kommt er?« fragte Shea nach einer Pause.

»Ich bin vor etwa zwei Monaten nördlich von hier auf ihn gestoßen. Er kam aus dem Charnal-Gebirge, mißhandelt, verwundet, kaum noch lebendig. Ich weiß nicht, was mit ihm geschehen war. Er hat es mir nie verraten, und ich habe nicht danach gefragt. Es war sein Recht, seine Vergangenheit für sich zu behalten, wie das meine auch. Ich pflegte ihn ein paar Wochen lang. Ich verstand ein wenig von der Zeichensprache, so daß wir uns verständigen konnten. Seinen Namen erriet ich aus den Zeichen. Wir lernten ein wenig voneinander. Als er gesund war, forderte ich ihn auf, mich zu begleiten, und er war einverstanden. Wir hatten schöne Zeiten miteinander, weiß du. Nur schade, daß er kein richtiger Dieb ist.«

Shea schüttelte den Kopf und lachte in sich hinein. Unverbesserlich, dieser Panamon Creel, dachte er. Er verstand nichts von einer anderen Lebensweise und wollte auch nichts davon wissen. Aber die Freundschaft bedeutete auch ihm etwas. Selbst Shea begann sich zu dem sonderbaren Mann ein wenig hingezogen zu fühlen, was ihn wunderte, weil sie im Charakter und in den Ansichten völlig verschieden waren. Aber jeder ahnte, was den an-

deren bewegte, und dazu kam der gemeinsame Kampf gegen einen schier übermächtigen Feind. Vielleicht brauchte man für eine Freundschaft nicht mehr.

»Wie kann der Schädelträger ihn gekannt haben?« fragte Shea. Panamon zuckte die Achseln, um zu zeigen, daß er es nicht wußte und es ihn auch nicht kümmere. Shea fühlte aber, daß das letztere nicht zutraf, daß Panamon zu gerne die Wahrheit hinter Keltsets Auftauchen vor zwei Monaten gewußt hätte. Keltsets unbekannte Vergangenheit hatte damit zu tun, daß das Geisterwesen den Riesentroll erkannt hatte. In den grausamen Augen des Schädelträgers war beinahe so etwas wie Furcht zu lesen gewesen, und Shea konnte sich kaum vorstellen, daß ein sterbliches Wesen dem Ungeheuer Angst einzujagen vermochte.

Bis Keltset zurückkam, ging die Sonne unter, und die letzten Strahlen erhellten den dunklen Wald kaum noch. Der Troll hatte alle ihre Spuren sorgfältig verwischt und irreführende Fährten gelegt. Panamon fühlte sich wohl genug, um aus eigener Kraft vorwärtszukommen, aber er bat Keltset trotzdem, ihm behilflich zu sein, bis sie einen geeigneten Lagerplatz würden gefunden haben, da es schon ziemlich dunkel geworden war. Shea erhielt den Auftrag, den anscheinend in sein Schicksal ergebenen Orl Fane am Strick zu führen, eine Aufgabe, die ihm nicht gefiel, auch wenn er sie widerspruchslos übernahm. Wieder wollte Panamon den alten Sack mit seinem Inhalt zurücklassen, aber Orl Fane begann sofort aufzuheulen, so daß der Scharlachrote befahl, ihn zu knebeln. Der Gnom vermochte danach nur noch dumpf zu stöhnen. Als sie in den Wald hineingingen, warf der verzweifelte Gefangene sich jedoch zu Boden und weigerte sich, aufzustehen, selbst als der aufgebrachte Panamon ihn mit Fußtritten traktierte. Keltset hätte den Gnomen tragen und Panamon gleichzeitig stützen können, aber diese Mühe wollte man sich nicht machen. Der Räuber verfluchte den Gnomen erbost, wies Keltset schließlich aber an, den Sack auf die Schulter zu nehmen, und sie schritten in den finsternen Wald hinein.

Als es zu dunkel wurde, um noch sehen zu können, wohin der Weg eigentlich ging, ließ Panamon auf einer kleinen Lichtung zwischen Rieseneichen anhalten, wo ineinander verschlungene Äste eine Art geflochtenes Schutzdach bildeten. Orl Fane wurde an eine der Eichen gebunden, während die anderen drei sich daranmachten, ein Feuer anzuzünden und eine Mahlzeit zuzubereiten. Als das Essen fertig war, wurde Orl Fane lange genug losgebunden, um zu essen. Panamon wußte zwar nicht genau, wo sie sich befanden, fühlte sich aber doch sicher genug, ein Feuer zu erlauben, überzeugt davon, daß ihnen nachts niemand folgen werde. Er hätte sich vielleicht weniger sicher gefühlt, wären ihm die Gefahren in den undurchdringlichen Wäldern um Paranor bekannt gewesen. Der Teil des Waldes, in dem sie lagerten, wurde allerdings von den Gehilfen des Dämonen-Lords selten durchstreift, und es sprach wenig dafür, daß zufällig jemand vorbeikommen und über sie stolpern würde. Sie aßen schweigend,

eine hungrige und erschöpfte Gruppe nach des langen Tages Reise. Selbst das Gewinsel Orl Fanes verstummte vorübergehend, als der kleine Kerl das Essen in sich hineinschlang, das verschlagene gelbe Gesicht zum Feuer geneigt, während die grünen Augen hin- und herzuckten. Shea achtete nicht auf ihn, sondern überlegte sich, was er Panamon Creel über sich selbst, seine Kameraden und vor allem über das Schwert von Shannara erzählen sollte. Er war noch zu keinem Entschluß gelangt, als sie die Mahlzeit beendeten. Der Gefangene wurde wieder an den nächsten Baum gebunden und durfte ohne Knebel atmen, nachdem er hoch und heilig versprochen hatte, nicht wieder zu jammern und zu schreien. Panamon legte sich bequemer ans Feuer und sah Shea an.

»Es ist Zeit, daß du mir erzählst, was du über diese Geschichte mit dem Schwert weißt, Shea«, sagte er. »Keine Lügen, keine Halbwahrheiten, und nichts weglassen. Ich habe dir meine Hilfe versprochen, aber wir müssen einander vertrauen - und ich meine ein anderes Vertrauen, als ich es dem armseligen Deserteur dort angeboten habe. Ich bin offen und ehrlich zu dir gewesen. Sei du es auch zu mir.«

Und so erzählte Shea ihm alles. Zu Beginn hatte er das eigentlich gar nicht vor. Er wußte nicht so recht, wie viel er erzählen sollte, aber das eine führte zum anderen, und bis er sich umsah, hatte er nichts mehr für sich behalten. Er berichtete vom Auftauchen Allanons und dem Erscheinen des Schädelträgers, der die Brüder zur Flucht aus Shady Vale veranlaßt hatte. Er schilderte die Ereignisse um die Reise nach Leah und das Treffen mit Menion, gefolgt von der schrecklichen Flucht durch die Schwarzen Eichen nach Culhaven, wo sie mit den anderen zusammengetroffen waren. Er skizzierte den Marsch zu den Drachenzähnen, von dem viele Einzelheiten selbst für ihn nur verschwommen in der Erinnerung lagen. Er schloß mit dem Bericht, wie er von der Drachenfalte in den Fluß gestürzt und auf die Rabb-Ebene hinausgespült worden war, wo ihn die Gnomen gefangengenommen hatten. Panamon hörte ohne Unterbrechung zu, die Augen vor Verwunderung riesengroß. Keltset saß in unerschütterlicher Ruhe dabei, und das grobe, aber intelligente Gesicht war dem kleinen Talbewohner während der ganzen Erzählung zugewandt. Orl Fane bewegte sich immer wieder unruhig, stöhnte und lallte Unverständliches vor sich hin, während er zuhörte, und seine Augen rollten wild hin und her, als fürchte er, jeden Augenblick müsse der Dämonen-Lord selbst auftauchen.

»Das ist die unwahrscheinlichste Geschichte, die ich je gehört habe«, sagte Panamon schließlich. »So unfäßbar, daß sogar ich sie kaum glauben kann. Aber ich nehm' sie dir ab, Shea. Ich glaube dir, weil ich gegen das Monstrum mit den schwarzen Schwingen gekämpft und deine seltsame Macht über die Elfensteine gesehen habe, wie du die Dinger nennst. Aber diese Geschichte mit dem Schwert, und daß du der vermißte Sohn von Shannara seist - ich weiß nicht. Glaubst du denn selbst daran?«

»Zu Anfang nicht«, gab Shea zu, »aber jetzt weiß ich nicht, was ich denken soll. Es ist so viel geschehen, daß ich nicht mehr entscheiden kann, wem oder was ich glauben soll. Auf jeden Fall muß ich wieder zu Allanon und den anderen. Vielleicht haben sie das Schwert inzwischen schon an sich gebracht. Vielleicht kennen sie die Antwort auf das ganze Rätsel mit meinem Erbe und der Macht des Schwertes.«

Orl Fane krümmte sich plötzlich vor Lachen zusammen.

»Nein, nein, sie haben das Schwert nicht«, kreischte er wie ein Wahnsinniger. »Nein, nein, nur ich kann Euch das Schwert zeigen. Ich kann Euch hinführen. Nur ich. Ihr könnt suchen und suchen und suchen, ha, ha, ha - nur zu. Aber ich weiß, wo es ist. Ich weiß, wer es hat. Nur ich.«

»Ich glaube, er verliert den Verstand«, murmelte Panamon Creel und befahl Keltset, den Gnomen wieder zu knebeln.

»Morgen früh werden wir herausfinden, was er weiß. Wenn er Kenntnisse über das Schwert von Shannara hat, was ich ernsthaft bezweifle, wird er sie uns verraten oder es bedauern!«

»Glaubt Ihr, er weiß, wer es hat?« fragte Shea. »Das Schwert könnte so viel bedeuten, nicht nur für uns, sondern für alle Völker der vier Länder. Wir müssen versuchen, herauszubekommen, was er wirklich weiß.«

»Mit deinem Einsatz für die Völker treibst du mir die Tränen in die Augen«, spottete Panamon. »Sie können sich meiner wegen alle aufhängen. Für mich haben sie nichts getan - außer allein, unbewaffnet und mit dicken Börsen unterwegs zu sein, und das auch sehr selten.« Er sah Shea in das enttäuschte Gesicht und zuckte lässig die Achseln. »Aber das Schwert macht mich neugierig, also wäre ich vielleicht bereit, dir zu helfen. Schließlich stehe ich in deiner Schuld, und ich vergesse so etwas nicht.« Keltset hatte den Gnomen inzwischen geknebelt und kehrte an das kleine Feuer zurück. Orl Fane gluckste in sich hinein und lallte ab und zu etwas vor sich hin. Shea warf unsicher einen Blick auf den kleinen Gefangenen und sah, wie der gelbe, verkrümmte Körper sich wand, als sei er von einem Dämonen besessen, während die dunklen, grünen Augen hin- und herrollten. Panamon achtete geraume Zeit nicht auf das Stöhnen, aber endlich verlor er die Geduld, sprang auf und riß seinen Dolch heraus, um dem Gnomen die Zunge abzutrennen.

Orl Fane beruhigte sich sofort, und sie vergaßen ihn für einige Zeit.

»Warum glaubte das Nordlandwesen wohl, wir hätten das Schwert von Shannara versteckt?« sagte Panamon nach einer Pause. »Es war seltsam, daß er sich davon nicht abbringen lassen wollte. Er spüre, daß wir es hätten, sagte es. Wie erklärst du dir das?«

Shea dachte eine Weile nach und hob dann hilflos die Schultern.

»Es müssen die Elfensteine gewesen sein.«

»Du könntest recht haben.« Panamon rieb sich mit der gesun-

den Hand das Kinn. »Ich verstehe, offen gesagt, überhaupt nichts. Keltset, was hältst du davon?«

Der Riesentroll betrachtete sie einen Augenblick ernsthaft, dann machte er mit den Händen Zeichen. Panamon verfolgte sie aufmerksam und sah Shea dann enttäuscht an.

»Er meint, das Schwert sei sehr wichtig, und der Dämonen-Lord sei für uns alle eine große Gefahr.« Der Dieb lachte dumpf.

»Eine große Hilfe, das muß ich schon sagen.«

»Das Schwert ist wirklich sehr wichtig!« sagte Shea. Er verstummte, und sie saßen gedankenverloren da.

Es war später Abend, und die Nacht lagerte schwarz um den schwachen Feuerschein. Der Wald war eine Mauer, die sie in der kleinen Lichtung einschloß, mit den scharfen Lauten der Insektenwelt umgab und ab und zu den Schrei eines fernen Wesens zu ihnen dringen ließ. Der Himmel zeigte sich zwischen den Ästen der Eichen in schwarzblauen Flecken mit ein paar funkeln- den Sternen. Panamon sprach noch eine Weile, während das Feuer erlosch. Dann stand er auf, zertrat die Glut und wünschte seinen Begleitern eine gute Nacht. Keltset war in eine Decke gewickelt und schlief, bevor Shea sich auch nur einen geeigneten Schlafplatz ausgesucht hatte. Der Talbewohner fühlte sich von dem langen Tagesmarsch und dem Kampf mit dem Schädelträger völlig erschöpft. Er breitete seine Decke aus, legte sich auf den Rücken, zog die Jagdstiefel aus und starrte leer in die Schwärze, vor der sich ganz undeutlich das Gewirr der Äste abzeichnete, darüber die Schatten des Himmels.

Shea dachte an alles, was ihm widerfahren war, und durchlebte noch einmal seine schier endlose Reise von Shady Vale hierher. So vieles war noch immer rätselhaft. Er war so weit gelangt, hatte so vieles ertragen und wußte immer noch nicht, worum es eigentlich ging. Das Geheimnis des Schwertes von Shannara, der Dämonen-Lord, sein eigenes Erbe - alles so unergründlich wie zuvor.

Er drehte sich auf die Seite und blickte in der Dunkelheit zur schlafenden Gestalt Panamon Creels hinüber. Auf der anderen Seite der Lichtung konnte er die schweren Atemzüge Keltsets hören, die sich mit den Lauten des Waldes vermischten. Orl Fane saß mit dem Rücken an der Eiche, an die er gefesselt worden war, und seine Augen leuchteten wie die einer Katze, unverwandt auf Shea gerichtet. Der Talbewohner konnte sich zunächst von dem Blick nicht lösen, zwang sich dann aber auf die andere Seite, schloß die Augen und schlief im Nu ein. Als letztes erinnerte er sich, den kleinen Lederbeutel mit den Elfensteinen an seiner Brust unter dem Rock fest umklammert zu haben, während er sich fragte, ob ihre Macht ihn auch in den folgenden Tagen schützen werde.

Shea erwachte plötzlich im grauen Licht eines frühen Waldmorgens, geweckt von gräßlichen Flüchen, die der wutentbrannte Panamon Creel ausstieß. Der Dieb stapfte in höchstem Zorn in der Lichtung herum, schreiend und fluchend. Shea wußte zu-

nächst nicht, was geschehen war, und es dauerte eine Weile, bis er sich den Schlaf aus den Augen gerieben hatte. Er stützte sich auf einen Ellenbogen und starrte ins Zwielflicht. Es kam ihm vor, als habe er nur wenige Minuten geschlafen. Seine Muskeln waren steif und schmerzten ihn, in seinem Gehirn schien ein Nebel zu hängen. Panamon stürmte noch immer in der Lichtung herum, während Keltset an einer der mächtigen Eichen kniete. Dann begriff Shea, daß Orl verschwunden war. Er sprang auf und stürzte hinüber. Seine schlimmsten Befürchtungen bestätigten sich; die Fesseln, mit denen der Gnom am Baumstamm festgebunden worden war, lagen zerschnitten am Boden. Der Gnom war entkommen, und Shea hatte damit seine einzige Gelegenheit eingebüßt, das Schwert zu finden.

»Wie ist das möglich gewesen?« rief Shea zornig. »Ich dachte, ihr hättet ihn angebunden, fern von allem, womit er seine Fesseln durchtrennen konnte.«

Panamon sah ihn an wie einen Schwachsinnigen.

»Sehe ich aus wie ein Narr? Natürlich habe ich ihn fern von allen Waffen angebunden. Ich habe ihn sogar an den verdammtsten Baum gebunden und noch dazu knebeln lassen. Wo warst du? Der kleine Teufel hat die Stricke und den Knebel nicht durchgeschnitten. Er hat sie durchgekauht!«

Shea starrte ihn verblüfft an.

»Das ist mein voller Ernst, kann ich dir versichern«, fuhr Panamon wütend fort. »Die Stricke sind durchgenagt. Die kleine Ratte war raffinierter, als ich dachte.«

»Oder verzweifelter«, sagte Shea nachdenklich. »Ich möchte wissen, warum er nicht versucht hat, uns zu töten. Er hatte Grund genug, uns zu hassen.«

»Sehr unfreundlich von dir, so etwas anzudeuten«, erklärte der andere mit höhnischer Ungläubigkeit. »Ich will dir sagen, warum nicht. Er hatte Angst, daß es ihm nicht gelingen könnte. Der Kerl war ein Deserteur - ein Feigling von der niedrigsten Sorte. Er hatte nicht den Mut, etwas anderes zu tun als die Flucht zu ergreifen. Was ist, Keltset?«

Der riesenhafte Berg-Troll war lautlos herangekommen, gestikuliert und wies nach Norden. Panamon schüttelte angewidert den Kopf.

»Die rückgratlose Kreatur muß schon vor Stunden entwischt sein. Schlimmer noch, der Narr ist nach Norden geflohen, und es wäre nicht ratsam für uns, ihn in dieser Richtung zu verfolgen. Seine eigenen Leute werden ihn vermutlich entdecken und nieder machen. Einem Deserteur gewähren sie keine Schonung. Bah, laßt ihn gehen! Wir können froh sein, daß wir ihn los sind, Shea. Wahrscheinlich hat er gelogen, was das Schwert von Shannara angeht.«

Shea nickte zweifelnd, nicht ganz überzeugt davon, daß der Gnom in allem gelogen haben sollte. Wenn er nun auf dem Weg zum Schwert war? Wenn er nun wußte, wo es sich befand?

»Vergessen wir das Ganze, Shea«, sagte Panamon resigniert.

»Der Gnom hatte eine Todesangst vor uns; er dachte nur an Flucht. Die Geschichte vom Schwert war nur ein Versuch, uns zu hindern, daß wir ihn töteten, bevor er Gelegenheit fand, das Weite zu suchen. Schau dir das an! Er hatte es so eilig, daß er sogar seinen kostbaren Sack vergessen hat.«

Shea entdeckte erst jetzt den Sack, der halb offen auf der anderen Seite der Lichtung lag. Seltsam, daß Orl Fane seine Schätze zurückgelassen haben sollte, nach all dem Geschrei und Gewinsel. Der nutzlose Sack war ihm so wichtig gewesen, und nun lag er vergessen im Gras. Shea ging darauf zu und starrte ihn argwöhnisch an. Er leerte den Inhalt auf den Waldboden; die Schwerter und Dolche und Schmuckstücke klirrten, als sie auf einen Haufen fielen. Shea starrte sie an und nahm wahr, daß Keltset neben ihm auftauchte. Sie starrten beide den Besitz des Gnomen an, als berge er ein großes Geheimnis. Panamon beobachtete sie kurze Zeit, dann murrte er angewidert etwas vor sich hin und kam heran.

»Machen wir uns auf den Weg«, sagte er. »Wir müssen deine Freunde finden, Shea, und vielleicht finden wir mit ihrer Hilfe auch das geheimnisvolle Schwert. Was starrst du den Kram so an? Du hast das wertlose Zeug doch schon gesehen. Es hat sich nicht verändert.«

Da sah Shea es.

»Doch«, sagte er. »Es ist fort. Er hat es mitgenommen.«

»Was ist fort?« sagte Panamon gereizt und gab dem Haufen einen Tritt. »Wovon redest du?«

»Das alte Schwert in der Lederscheide. Das mit der Fackel und dem Arm.«

Panamon sah sich die Schwerter auf dem Haufen hastig an und zog die Brauen zusammen. Keltset richtete sich plötzlich auf und sah Shea mit seinen tiefliegenden Augen an. Auch er hatte begriffen.

»Er hat also ein Schwert genommen«, knurrte Panamon. »Das heißt nicht, daß er...« Er verstummte, und sein Unterkiefer klappte herunter, seine Augen verdrehten sich ungläubig. »O nein! Das kann nicht sein - das darf nicht sein. Du meinst, er hat -?« Er erstickte an seinen eigenen Worten. Shea schüttelte in stiller Verzweiflung den Kopf.

»Das Schwert von Shannara!«

Kapitel 8

Derselbe Morgen, der Shea und seine neuen Begleiter vor der schrecklichen Wahrheit über den geflohenen Orl Fane und das Schwert von Shannara sah, fand auch Allanon und die restlichen Mitglieder der Gemeinschaft vor neuen Schwierigkeiten. Sie waren unter der sicheren Führung des schwarzen Wanderers aus der Druidenfestung entkommen, hinab durch das Tunnellabyrinth in das Innere des Berges, und von dort aus zurück in den Wald.

Sie waren bei ihrer Flucht auf keinen Widerstand gestoßen und nur vereinzelt Gnomen begegnet, die durch die Gänge huschten, Überreste der Palastwachen, die schon vorher geflohen waren. Es war früher Abend, bis der kleine Trupp die unheimlichen Höhen hinter sich hatte und nach Norden durch die Wälder zog. Allanon war überzeugt davon, daß die Gnomen das Schwert von Shannara schon einige Zeit vor dem Zusammentreffen mit dem Schädelträger im Feuerofen fortgeschafft hatten, vermochte aber nicht genau zu sagen, wann das der Fall gewesen sein konnte. Eventine patrouillierte an der Nordgrenze von Paranor, und jeder Versuch, das Schwert wegzuschaffen, würde auf den Widerstand seiner Soldaten stoßen. Vielleicht hatte der Elfenkönig das Schwert sogar schon in seinen Besitz gebracht, vielleicht auch den vermißten Shea gefunden. Allanon machte sich schwere Sorgen um den kleinen Talbewohner, den er in der Festung vorzufinden gehofft hatte. Eine Täuschung war nicht möglich gewesen, als er mit seinem Geist den Jungen am Fuß der Drachenzähne gesucht hatte. Shea war in Begleitung anderer gewesen und mit ihnen Richtung Norden, nach Paranor, gezogen. Irgend etwas mußte sie aufgehalten haben. Immerhin, Shea war ein einfallsreicher Bursche, und die Macht der Elfensteine würde ihn vor dem Dämonen-Lord schützen. Der Druide konnte nur hoffen, daß sie einander wieder finden würden und Shea inzwischen nichts Schlimmes zustieß.

Allanon plagten jedoch andere Sorgen, die seine Aufmerksamkeit jetzt beanspruchten. Die Gnomen holten Verstärkungen in großer Zahl herbei, und sie brauchten nicht lange zu dem Schluß, daß Allanon und sein kleiner Trupp von Eindringlingen aus der Burg geflüchtet waren und sich irgendwo im gefährlichen Wald um Paranor aufhalten mußten. In Wahrheit wußten die Gnomen nicht, nach wem sie suchten; sie wußten nur, daß die Burg überfallen worden war und die Eindringlinge gefaßt oder getötet werden mußten. Die Boten des Dämonen-Lords waren noch nicht eingetroffen, und der Schädelkönig selbst ahnte noch nicht, daß ihm seine Beute einmal mehr entwischt war. Er ruhte zufrieden in den dunklen Nischen seines Reiches, überzeugt davon, daß der Störenfried Allanon im Feuerofen von Paranor umgekommen war, daß der Erbe von Shannara und seine Begleiter in der Falle saßen und das Schwert von Shannara sich auf dem sicheren Weg nach Norden befand, abgefangen diesmal von einem Schädelträger, den er einen Tag zuvor weggeschickt hatte, um dafür zu sorgen, daß das kostbare Schwert nicht von neuem zurückerobert wurde. Die neu eingetroffenen Gnomen begannen daher die Wälder um Paranor zu durchkämmen, um die unbekannten Eindringlinge zu finden, von denen sie glaubten, sie seien auf der Flucht nach Süden, Anlaß genug, den Großteil der Jäger in diese Richtung zu schicken.

Allanon und sein kleiner Haufe zogen aber weiter nach Norden. Von Zeit zu Zeit wurden sie aufgehalten, wenn kleinere Suchtrupps der Gnomen auftauchten. Die Gruppe wäre niemals

unentdeckt davongekommen, hätte sie den Weg nach Süden genommen, aber im Norden verdünnte sich das Suchpersonal so sehr, daß es den Flüchtenden gelang, sich vor den Jägern zu verbergen, um dann wieder weiterzumarschieren, sobald die Gnommen verschwunden waren. Es wurde hell, als sie den Waldrand erreichten und auf die riesigen Ebenen von Streleheim hinausblickten, die Verfolger vorübergehend hinter sich.

Allanon wandte sich ihnen zu, das Gesicht angespannt und grimmig; seine Augen leuchteten jedoch vor Entschlossenheit. Er sah die Begleiter der Reihe nach an und begann endlich zu sprechen.

»Wir haben das Ende des Weges erreicht, meine Freunde. Die Reise nach Paranor ist vorbei, und es wird Zeit, daß wir uns trennen und jeder seiner eigenen Wege geht. Wir haben unsere Chance vertan, das Schwert in unseren Besitz zu bringen - zumindest für den Augenblick. Shea ist immer noch vermißt, und wir können nicht sagen, wie lange es dauern mag, ihn zu finden. Aber die größte Bedrohung für uns ist eine Invasion aus dem Norden. Wir müssen uns und die Völker der Länder südlich, östlich und westlich von uns davor schützen. Wir haben nichts von den Elfen-Armeen Eventines gesehen, obwohl sie eigentlich in diesem Gebiet auf Wacht sein müßten. Es hat den Anschein, daß sie zurückgezogen worden sind, und das konnte nur geschehen, wenn der Dämonen-Lord damit begonnen hat, seine Armeen nach Süden zu werfen.«

»Dann hat die Invasion schon begonnen?« fragte Balinor.

Allanon nickte düster, und die anderen wechselten erschrockene Blicke.

»Ohne das Schwert können wir den Dämonen-Lord nicht besiegen, also müssen wir versuchen, seine Armeen vorher aufzuhalten. Dazu müssen wir die freien Nationen rasch einen. Es mag schon zu spät sein. Brona wird seine Armeen dazu gebrauchen, das ganze zentrale Südland zu erobern. Dazu braucht er nur die Grenzlegion von Callahorn zu vernichten. Balinor, die Legion muß die Städte von Callahorn halten, damit die Nationen Zeit haben, ihre Armeen zu vereinigen und gegen die Eindringlinge loszuschlagen. Durin und Dayel können Euch nach Tyrsis begleiten und von dort nach Westen zu ihrem eigenen Land ziehen. Eventine muß seine Elfen-Armeen durch die Ebenen von Streleheim führen, um Tyrsis zu verstärken. Wenn wir dort unterliegen, wird es dem Dämonen-Lord gelungen sein, einen Keil zwischen die Armeen zu treiben, und dann besteht wenig Aussicht, sie zusammenzuführen. Schlimmer noch, das ganze Südland wird offen und ungeschützt daliegen. Die Menschen werden nicht mehr in der Lage sein, ihre Armeen rechtzeitig aufzustellen. Die Grenzlegion von Callahorn ist die einzige Chance, die sie haben.«

Balinor nickte zustimmend und wandte sich an Höndel.

»Welche Unterstützung können uns die Zwerge geben?«

»Die Stadt Varfleet ist der Schlüssel zum östlichen Sektor von

Callahorn.« Höndel dachte gründlich nach. »Mein Volk muß jeden Angriff durch den Anar abwehren, aber wir können genug Leute entbehren, um auch Varfleet verteidigen zu helfen. Die Städte Kern und Tyrsis müßt Ihr jedoch allein halten.«

»Im Westen unterstützen Euch die Elfen-Armeen«, versprach Durin schnell.

»Augenblick!« rief Menion erstaunt. »Was ist mit Shea? Den habt ihr wohl vergessen, wie?«

»Ihr redet immer noch, bevor Ihr nachdenkt«, sagte Allanon dumpf. Menion wurde dunkelrot vor Zorn, hielt sich aber zurück.

»Ich gebe die Suche nach meinem Bruder nicht auf«, erklärte Flick ruhig.

»Das verlange ich auch gar nicht, Flick.« Allanon lächelte schwach. »Du und Menion und ich, wir setzen die Suche nach unserem jungen Freund und dem verschwundenen Schwert fort. Wo der eine ist, wird auch das andere sein, vermute ich. Denk an die Worte, die Brimens Schatten zu mir gesprochen hat. Shea wird der erste sein, der die Hand auf das Schwert von Shannara legt. Vielleicht hat er es schon getan.«

»Dann setzen wir unsere Suche fort«, sagte Menion gereizt. Er mied den Blick des Druiden.

»Wir gehen gleich«, erklärte Allanon und fügte mit Betonung hinzu, »aber Ihr müßt darauf achten, Eure Zunge mehr im Zaum zu halten. Ein Prinz von Leah sollte mit Weisheit und Voraussicht sprechen, mit Geduld und Verständnis - nicht in närrischem Zorn.«

Menion nickte widerwillig. Die sieben verabschiedeten sich mit gemischten Gefühlen voneinander und trennten sich. Balinor, Höndel und die Elfenbrüder wandten sich nach Westen, vorbei an dem Wald, in dem Shea und seine Begleiter die Nacht verbracht hatten, in der Hoffnung, den undurchdringlichen Wald zu umgehen, durch das Hügelland nördlich der Drachenzähne zu gelangen und so Kern und Tyrsis binnen zwei Tagen zu erreichen. Allanon und seine zwei jugendlichen Begleiter gingen nach Osten und suchten nach einer Spur von Shea. Allanon war überzeugt davon, daß Shea schließlich doch nach Norden, auf Paranor zu, gekommen sein mußte und vielleicht in einem der Gnomenlager in diesem Gebiet Gefangener war. Ihn zu befreien würde nicht einfach sein, aber der Druide fürchtete vor allem, daß der Dämonen-Lord von seiner Gefangennahme erfahren und seine sofortige Hinrichtung befehlen würde. Dann verlor das Schwert von Shannara für sie jeden Wert, und es würde ihnen nichts anderes übrigbleiben, als sich auf die Stärke der geteilten Armeen in den drei belagerten Ländern zu verlassen. Kein erfreulicher Gedanke, und Allanon wandte seine Aufmerksamkeit der Umgebung zu. Menion hatte einen kleinen Vorsprung, achtete auf den Weg und die Spuren aller, die hier vorbeigekommen waren. Ihn beschäftigte vor allem das Wetter. Wenn es regnete, würden sie die Fährte nie finden. Selbst wenn ihnen das

Wetter günstig gesonnen blieb, würden die plötzlichen Stürme, die über die Streleheim-Ebene bliesen, nicht anders wirken als der Regen. Flick, der als letzter in der Reihe ging, brütete vor sich hin und hoffte gegen jede Erwartung, ein Zeichen von Shea zu finden.

Am Mittag schimmerte die unfruchtbare Ebene unter der sengenden Hitze der weißglühenden Sonne, und die drei Wanderer hielten sich so nah am Waldrand wie möglich, um vom Schatten der hohen Bäume ein wenig zu erhätschen. Allein Allanon schien unbeeindruckt von der drückenden Hitze. Sein dunkles Gesicht war ruhig und entspannt im glühenden Sonnenlicht, ohne jeden Schweißtropfen. Flick fühlte sich dem Zusammenbruch nahe, und selbst dem zähen Menion Leah wurde übel. Seine scharfen Augen waren wie ausgetrocknet, und seine Sinne fingen an, ihm Streiche zu spielen. Er sah Dinge, die es nicht gab, hörte und roch Erscheinungen, die sein erschöpftes Gehirn auf die flimmernde Ebene zauberte.

Endlich konnten die beiden Südländer nicht mehr weiter, und ihr hochgewachsener Anführer machte Halt und führte sie in den kühlenden Schatten des Waldes. Stumm verzehrten sie eine kleine Mahlzeit aus Brot und Trockenfleisch. Flick fühlte sich seit der Trennung von den anderen sonderbar allein. Er war nie zu einem engen Verhältnis mit Allanon gelangt, und stets plagten ihn nagende Zweifel an den unheimlichen Kräften des Druiden. Der Zauberer blieb eine riesenhafte, rätselhafte Gestalt, so geheimnisvoll und tödlich wie die Schädelträger, von denen sie so unbarmherzig verfolgt wurden. Im Grunde gehörte er eher zum Reich des Dämonen-Lords, jenem schwarzen, schrecklichen Winkel des Geistes, wo die Angst herrscht und der Vernunft kein Zutritt gewährt wird. Flick konnte den entsetzlichen Kampf zwischen Allanon und dem heimtückischen Schädelwesen nicht vergessen, der in den Flammen des Feuerofens zu einem grausigen Höhepunkt gekommen war. Aber Allanon war in der Lage gewesen, sich zu retten; er hatte überlebt, was keinem anderen Menschen gelungen wäre. Es war mehr als nur unheimlich - es war schreckenerregend. Balinor allein schien in der Lage gewesen zu sein, sich gegen den riesenhaften Anführer aufzulehnen, aber er war fort, und Flick kam sich deshalb einsam und verlassen vor.

Menion Leah fühlte sich nicht weniger unsicher. Er hatte im Grunde keine Angst vor dem mächtigen Druiden, spürte aber, daß der Riese nicht viel von ihm hielt und ihn vor allem deswegen mitgenommen hatte, weil Shea es so wünschte. Shea hatte an den Prinzen von Leah geglaubt, als selbst Flick von Zweifeln befallen worden war, was die Motive des Abenteurers anging. Aber Shea war nicht mehr da. Menion fühlte, daß er den Druiden nur noch einmal richtig zu reizen brauchte, um seinen eigenen Untergang heraufzubeschwören. Er saß still und sann vor sich hin.

Als die stumme Mahlzeit beendet war, winkte ihnen der Druiden. Wieder marschierten sie am Wald entlang nach Osten,

die Gesichter im gleißenden Sonnenschein, während ihre erschöpften Augen die nackte Ebene nach dem verschwundenen Shea absuchten. Diesmal waren sie erst eine Viertelstunde unterwegs, als sie auf etwas Ungewöhnliches stießen. Menion entdeckte die Spuren. Eine große Anzahl von Gnomen war vor Tagen diesen Weg entlanggekommen, gestiefelt und wohl auch bewaffnet. Sie folgten der Fährte etwa eine halbe Meile nach Norden. Hinter einer Anhöhe fanden sie die Überreste der Gnomen und Elfen, die im Kampf gefallen waren. Die verrottenden Leiber lagen, wo sie hingestürzt waren, unberührt und nicht begraben, keine hundert Meter von der Anhöhe entfernt. Die drei Männer stiegen langsam hinab zu dem Friedhof ausgebleichter Gebeine und faulenden Fleisches, und der entsetzliche Gestank drang ihnen in Wellen entgegen. Flick konnte nicht mehr weiter und sah den anderen nach, als sie unter die Toten traten.

Allanon ging in stiller Versunkenheit zwischen den Leichen umher, betrachtete am Boden liegende Waffen und Standarten und blickte nur kurz auf die Gefallenen. Menion entdeckte wenig später eine neue Spur und lief mechanisch auf dem Schlachtfeld herum, den Blick auf die staubige Erde gerichtet. Flick konnte von seinem Platz aus nicht genau erkennen, was sich abspielte, aber Menion blieb mehrmals stehen, suchte mit beschatteten Augen nach neuen Spuren und wandte sich endlich nach Süden zum Wald. Er kam langsam zu Flick zurück, den Kopf gesenkt. Er blieb an einem dichten Gebüsch stehen und ließ sich auf ein Knie nieder, um eine Stelle näher zu betrachten. Flick eilte ihm nach. Er hatte ihn eben erreicht, als Allanon, der in der Mitte des Kampfplatzes stand, einen Überraschungsruf ausstieß. Die beiden anderen hoben die Köpfe und warteten stumm, während die schwarze Gestalt sich bückte, sich plötzlich umdrehte und zu ihnen zurückeilte. Das Gesicht Allanons war vor Erregung gerötet, als er sie erreichte, und sie sahen erleichtert, wie das vertraute spöttische Lächeln sich zu einem freudigen Grinsen ausbreitete.

»Erstaunlich! Wirklich erstaunlich. Unser junger Freund ist einfallsreicher, als ich dachte. Ich habe ein kleines Aschenhäufchen gefunden - alles, was von einem der Schädelträger übriggeblieben ist. Nichts Sterbliches hat dieses Wesen vernichtet. Es war die Kraft der Elfensteine.«

»Dann ist Shea vor uns hier gewesen!« entfuhr es Flick.

»Kein anderer hat die Macht, die Steine zu gebrauchen.« Allanon nickte. »Es gibt Anzeichen eines schrecklichen Kampfes, Spuren, die zeigen, daß Shea nicht allein war. Ich weiß aber nicht, ob es Freunde oder Feinde gewesen sind oder ob das Wesen aus dem Norden während oder nach der Schlacht zwischen Gnomen und Elfen vernichtet worden ist. Was habt Ihr gefunden, Hochländer?«

»Eine Anzahl falscher Spuren, hinterlassen von einem sehr intelligenten Troll«, erwiderte Menion. »An den Fußspuren läßt sich nicht allzu viel erkennen, aber ich bin sicher, daß ein riesiger

Berg-Troll hier gewesen ist. Er hat überall seine Spuren hinterlassen, aber sie führen nirgends hin. Es gibt Anzeichen dafür, daß in diesem Gebüsch eine Auseinandersetzung stattgefunden hat. Seht ihr die geknickten Zweige und die abgerissenen Blätter? Und wichtiger noch, hier sind Fußspuren eines kleineren Mannes. Sie könnten von Shea stammen.«

»Glaubst du, daß er von dem Troll überwältigt worden ist?« fragte Flick besorgt.

Menion lächelte über seine Besorgnis.

»Wenn er mit einem von diesen Schädelwesen fertig wurde, kann ihm ein gewöhnlicher Troll kaum Probleme bereitet haben.«

»Die Elfensteine sind kein Schutz gegen sterbliche Wesen«, betonte Allanon kalt. »Gibt es einen klaren Hinweis darauf, welche Richtung der Troll eingeschlagen hat?«

Menion schüttelte den Kopf.

»Um Gewißheit zu haben, müßten wir die Spur gleich finden. Sie ist hier mindestens einen Tag alt. der Troll wußte, was er tat. Wir könnten ewig suchen, ohne je genau zu wissen, wohin er gegangen ist.«

Flicks Herz krampfte sich zusammen. Wenn Shea von diesem geheimnisvollen Wesen verschleppt worden war, standen sie wieder vor einer Sackgasse.

»Ich habe noch etwas anderes gefunden«, erklärte Allanon nach einer Pause. »Eine zerbrochene Standarte aus dem Hause Elesedil - Eventines persönliches Banner. Er kann beim Kampf dagegewesen sein. Vielleicht ist er gefangengenommen oder sogar getötet worden. Es besteht die Möglichkeit, daß die geschlagenen Gnome mit dem Schwert aus Paranor fliehen wollten und hier vom Elfenkönig und seinen Soldaten aufgehalten wurden. Wenn dem so wäre, könnten Eventine, Shea und das Schwert in der Hand der Feinde sein.«

»Eines steht für mich fest«, sagte Menion. »Die Fußabdrücke des Trolls und der Kampf im Gebüsch stammen von gestern, während die Schlacht zwischen Gnomen und Elfen vor einigen Tagen stattgefunden haben muß.«

»Ja... ja, Ihr habt recht«, bestätigte der Druide. »Mit unserem geringen Wissen können wir nicht erkennen, was sich hier alles abgespielt hat.«

»Was tun wir jetzt?« fragte Flick dumpf.

»Es führen Spuren westwärts über die Ebene von Streleheim«, sagte Allanon nachdenklich. »Sie sind undeutlich, könnten aber von Überlebenden des Kampfes stammen...« Er sah Menion fragend an.

»Unser geheimnisvoller Troll hat nicht diese Richtung eingeschlagen«, sagte Menion sorgenvoll. »Er hätte sich nicht die Mühe gemacht, falsche Fährten zu legen und dann eine leicht zu verfolgende zu hinterlassen. Mir gefällt das nicht.«

»Haben wir eine Wahl?« fragte Allanon. »Die einzige deutliche Spur von hier führt nach Westen. Wir müssen ihr folgen und

das Beste hoffen.«

Flick hielt jeden Optimismus für ungerechtfertigt, wenn er sich die Tatsachen vor Augen hielt, und auch die Art der Bemerkungen schien nicht zu dem Druiden zu passen. Tatsächlich schien ihnen aber wenig anderes übrigzubleiben. Der kleine Talbewohner wandte sich Menion zu und bekundete durch ein Nicken seine Bereitschaft, dem Rat des Druiden zu folgen. Menion war von dem Vorschlag sichtlich wenig erbaut. Allanon winkte ihnen, und sie kehrten um und begannen den langen Marsch zurück über die Ebene von Streleheim in das Land westlich von Paranor. Flick warf einen letzten Blick auf den Schauplatz des Massakers und schüttelte den Kopf. Vielleicht würde das Ende für sie alle nicht anders aussehen.

Sie liefen den Rest des Tages nach Westen, sprachen wenig, hingen ihren Gedanken nach und folgten mit dem Blick geistesabwesend der Spur, während die grelle Sonne am Horizont sich blutrot verfärbte und unterging. Als es zu dunkel wurde, um den Marsch fortzusetzen, führte Allanon sie in den Wald, wo sie für die Nacht ihr Lager aufschlugen. Sie hatten eine Stelle nahe dem nordwestlichen Sektor des gefürchteten Undurchdringlichen Waldes erreicht und liefen wieder Gefahr, von Gnomensuchtrupps oder umherstreifenden Wolfsrudeln aufgestöbert zu werden. Der Druide betonte jedoch seine Ansicht, daß man die Suche nach ihnen zugunsten dringender Anliegen inzwischen würde aufgeben haben. Aus Vorsichtsgründen sollten sie jedoch kein Feuer anzünden und während der Nacht eine Wache gegen die Wölfe aufstellen. Flick flehte im stillen darum, daß die Wolfsrudel sich nicht so nah an freies Gelände heranwagen würden. Sie aßen ein paar Bissen und legten sich schlafen. Menion erbot sich, die erste Wache zu übernehmen. Flick schlief schnell ein. Es schien ihm, als habe er kaum die Augen zugemacht, als Menion ihn weckte. Gegen Mitternacht näherte sich Allanon lautlos und befahl Flick, sich wieder hinzulegen. Der Talbewohner hatte nur ungefähr eine Stunde Wache gehalten, widersprach aber nicht.

Als Flick und Menion wieder wach wurden, war es Tag. In den schwachen rötlichen und gelben Strahlen der Morgensonne, die langsam in den schattigen Wald krochen, sahen sie den riesenhaften Druiden ruhig an einer hohen Ulme lehnen. Die große, schwarze Gestalt schien beinahe ein Teil des Waldes selbst zu sein. Der Druide saß regungslos, die tiefen Augen schwarz in den Höhlen unter der mächtigen Stirn. Sie wußten, daß Allanon sie die ganze Nacht ohne Schlaf bewacht hatte. Er konnte nicht ausgeruht sein, erhob sich aber trotzdem, ohne sich zu recken, das grimmige Gesicht wach und frisch. Sie frühstückten schnell und verließen den Wald. Augenblicke später blieben sie betroffen stehen. Ringsum war der Himmel klar und von lichtem Blau, während die Sonne in blendender Helligkeit über dem fernen Gebirge aufstieg. Aber im Norden stand eine gigantische emporragende Wand von Dunkelheit vor dem Himmel, als hätten

sich alle dräuenden Gewitterwolken der Erde vereinigt und aufeinandergetürmt, um eine schwarze, düstere Mauer zu bilden. Sie erhob sich in die Luft, bis sie sich in der gewölbten Atmosphäre des Erdhorizonts verlor, und erstreckte sich quer über das ganze rauhe Nordland, riesig, schwarz und grauenhaft - ihr Mittelpunkt das Reich des Dämonen-Lords. Sie schien die gnadenlose, unaufhaltsame Annäherung einer ewigen Nacht anzukündigen.

»Was haltet Ihr davon?« Menion brachte die Worte kaum über die Lippen.

Allanon schwieg für Augenblicke. Sein dunkles Gesicht war ein Spiegel der Schwärze im Norden. Seine Kiefermuskeln schienen sich anzuspannen, der kleine, schwarze Bart zuckte, und die Augen verengten sich.

»Das ist der Anfang vom Ende«, sagte der Druide schließlich.

»Brona kündigt den Beginn seines Eroberungszuges an. Diese schreckliche Dunkelheit wird seinen Armeen folgen, wenn sie nach Süden, Osten und Westen vorstoßen, bis die ganze Erde überflutet ist. Wenn die Sonne über allen Ländern ausgelöscht wird, ist auch die Freiheit tot.«

»Sind wir geschlagen?« fragte Flick nach einer Pause. »Sind wir wirklich geschlagen? Haben wir keine Hoffnung mehr, Allanon?«

Der Druide drehte sich um und blickte ruhig in die großen, angstvollen Augen.

»Noch sind wir nicht geschlagen, mein junger Freund. Noch nicht.«

Allanon führte sie einige Stunden lang nach Westen, stets in der Nähe des Waldes, und forderte die beiden Begleiter immer wieder auf, die Augen offenzuhalten. Die Schädelträger würden jetzt auch bei Tag fliegen, nun, da der Dämonen-Lord mit seinem Feldzug begonnen hatte, ohne Angst vor dem Sonnenlicht, nicht mehr bemüht, sich zu verbergen. Der Meister gedachte sich nicht länger im Nordland zu verstecken; er war auf dem Weg in die anderen Länder und schickte seine getreuen Geister voraus wie Raubvögel. Er würde ihnen die Macht verleihen, die es ihnen erlaubte, der Sonne zu widerstehen - die Macht, gefesselt in der riesigen schwarzen Wand über seinem Reich, die bald auch über den anderen Ländern dräuen sollte.

Am späten Vormittag wandten sich die drei Wanderer auf der Ebene von Streleheim nach Süden, entlang des Westrandes der Wälder um Paranor. Die Spur, der sie gefolgt waren, vereinte sich hier mit anderen, die von Norden kamen und südlich nach Callahorn weiterzogen. Die Fährte war breit und ohne Tarnung; man hatte sich nicht bemüht, Zahl oder Richtung zu verbergen. Memon schätzte, daß wenigstens einige tausend Mann vor wenigen Tagen hier vorbeigezogen waren - Die Fußabdrücke stammten von Gnomen und Trollen - offenbar Teile der Horden, die der Uamonen-Lord ausgeschickt hatte - Für Allanon stand nun fest daß sich auf den Ebenen über Callahorn eine riesige Armee sam-

melte, um durch das Südland vorzustoßen und die freien Länder und ihre Armeen zu trennen. Die Fahrte war durch die Vereinigung mit vielen Trupps so unübersichtlich geworden, daß man nicht mehr erkennen konnte, ob sich irgendwo eine kleine Gruppe abgespalten hatte. Shea und das Schwert hätte an irgendeiner Stelle in eine andere Richtung gebracht worden sein können, ohne daß ihre Freunde das zu erkennen vermochten. Sie gingen den ganzen Tag nach Süden und machten nur selten kurz Rast, bemüht, die große Marschsäule einzuholen. Die Fahrte der Invasionsarmee war so deutlich, daß Menion nur noch von Zeit zu Zeit gewohnheitsmäßig auf den staubigen Boden blickte. An die Stelle der nackten Streleheim-Ebene trat grünes Grasland. Flick kam es beinahe so vor, als seien sie wieder auf dem Heimweg, und als ob hinter dem nächsten Berg die vertraute Heimat auftauchen müßte. Sie waren von Callahorn noch einiges entfernt, aber unverkennbar ließen sie das trostlose Nordland hinter sich und gelangten in das Grün und die Wärme ihrer Heimat. Der Tag verging schnell, und das Gespräch zwischen den Wanderern lebte wieder auf. Auf Flicks Drängen erzählte Allanon vom Rat der Druiden. Er berichtete in Einzelheiten von der Geschichte des Menschen seit den Großen Kriegen und erläuterte, wie ihre Rasse zu ihrer jetzigen Daseinsform gelangt war. Menion sagte wenig, hörte zu und achtete auf die Umgebung. Anfangs war die Sonne hell und warm, der Himmel klar gewesen. Am Nachmittag änderte sich das Wetter rasch, graue, tiefhangende Regenwolken zogen sich zusammen, die Luft wurde schwul und feucht. Es gab kaum Zweifel, daß ein Gewitter bevorstand. Sie waren inzwischen in der Nähe der Südgrenze des Undurchdringlichen Waldes, und die schroffen Gipfel der Drachenzähne wurden am dunklen Horizont im Süden sichtbar. Von der großen Armee, die ihnen vorauszog, war immer noch nichts zu sehen, und Menion begann sich zu fragen, wie weit nach Süden sie schon vorgestoßen sein mochte. Sie selbst hatten nicht mehr weit bis zur Grenze von Callahorn, das unmittelbar hinter den Drachenzähnen lag. Wenn die Armeen aus dem Norden Callahorn bereits erobert hatten, war das Ende wahrhaftig gekommen. Das graue Licht des Nachmittags verblaßte, und der Himmel färbte sich dunkel.

Es dämmerte, als sie das Dröhnen aus der Nacht aufsteigen hörten, widerhallend von den Riesengipfeln vor ihnen. Menion erkannte es sofort - er hatte das in den Wäldern des Anar schon gehört. Es war das Geräusch von Hunderten Gnomentrommeln, deren Rhythmus in der stillen, feuchten Luft vibrierte und die Nacht mit unheimlicher Spannung erfüllte. Die Erde erzitterte unter dem Getrommel, und alles Leben war vor Furcht und Vorahnung verstummt. Menion erkannte, daß es viel mehr Trommeln waren als zuletzt am Jade-Paß. Die drei Männer eilten weiter, eingehüllt in das hallende Dröhnen. Die grauen Wolken des Spätnachmittags bedeckten noch immer den nächtlichen Himmel, und die drei sahen sich von tintiger Dunkelheit umge-

ben. Menion und Flick fanden den Weg nicht mehr allein, aber der Druide führte sie mit unheimlicher Sicherheit in das rauhe Tiefland unterhalb von Paranor. Keiner sagte etwas, jeder war erfaßt von äußerster Anspannung. Sie wußten, daß das feindliche Lager vor ihnen lag.

Dann veränderte sich die Landschaft abrupt. An die Stelle der niedrigen Hügel und des Buschwerks traten steile Hänge, übersät mit Felsblöcken und gefährlichen Felssimsen. Allanon schritt unbeirrt weiter, seine hohe Gestalt unübersehbar selbst in der fast undurchdringlich gewordenen Dunkelheit, und die beiden anderen folgten ihm gehorsam. Menion vermutete, daß sie die kleineren Berge und Vorberge oberhalb der Drachenzähne erreicht hatten und daß Allanon diesen Weg gewählt hatte, um zufällige Begegnungen mit Soldaten der Nordland-Armee zu vermeiden. Wo sich das feindliche Lager genau befand, war immer noch nicht auszumachen, aber dem Trommelklang nach mußte es sich unmittelbar in ihrer Nähe befinden. Sie tappten fast eine Stunde lang zwischen Felsblöcken und Büschen dahin, die Kleidung zerschrammt und aufgerissen, die Arme verkratzt und blutig, aber der stumme Druide verlangsamte seine Schritte nicht. Nach Ablauf der Stunde blieb er stehen, drehte sich nach ihnen um und legte warnend den Finger an die Lippen. Vorsichtig führte er sie dann in ein Gewirr riesiger Felsbrocken. Die drei kletterten minutenlang aufwärts, ohne ein Geräusch zu machen, plötzlich sahen sie vor sich Lichter - trübe, flackernde Lichter, tiefe von brennenden Lagerfeuern stammten. Sie krochen auf Händen und Knien zum Rand der Felsblöcke. An einem schräg-Mehenden Felsen hoben sie langsam die Köpfe und starrten atemlos hinunter.

Was sie sahen, war unheimlich und erschreckend. So weit das Auge reichte, meilenweit in alle Richtungen, loderten die Feuer der Nordland-Armee in die Nacht, wie Tausende gelber, gleißender Punkte in der Schwärze der Ebenen, und in ihrem hellen Licht eilten die undeutlichen Gestalten drahtiger, knorriger Gnomen und massiger, schwerer Trolle umher. Es waren Tausende, alle bewaffnet, alle bereit, auf das Königreich Callahorn hinabzustoßen. Flick und Menion konnten sich nicht vorstellen, daß selbst die legendäre Grenzlegion Aussicht haben mochte, einer solch gewaltigen Streitmacht standzuhalten. Es war, als sei die gesamte Gnomen- und Troll-Bevölkerung dort unten auf der Ebene versammelt. Allanon hatte jede Begegnung mit Spähern und Wachen vermieden, indem er am Westrand der Drachenzähne entlanggegangen war, und nun hockten die drei Männer in einem Krähenneist von Felsblöcken hoch über dem feindlichen Lager. Aus dieser Höhe konnten die entsetzten Südländer die Gesamtheit der riesigen Streitmacht überblicken, die sich gesammelt hatte, um in die schlecht verteidigte Heimat der Südländer einzudringen. Die Trommeln der Gnome klangen immer lauter, während die Männer hinunterstarrten und ihre Augen ungläubig von einem Ende des Lagers zum anderen schweiften. Zum ersten-

mal begriffen sie ganz, womit sie es zu tun hatten. Zuvor waren es nur Allanons Worte gewesen, die versucht hatten, die Invasion zu beschreiben; nun konnten sie den Feind sehen und selbst ein Urteil fällen. Jetzt spürten sie das dringende Bedürfnis nach dem geheimnisvollen Schwert von Shannara, nach der einzigen Macht, die das böse Wesen, welches diese Armee gegen sie aufgestellt hatte, vernichten konnte. Aber nun war es schon zu spät. Minutenlang blieben sie stumm, dann berührte Menion Allanon an der Schulter und wollte etwas sagen, aber der Druiden preßte seine Hand schnell auf den Mund des erstaunten Hochländers und deutete den Hang hinunter. Menion und Flick reckten die Köpfe ein wenig vor und sahen erschrocken, daß unter ihrem Versteck Gnomenwachen auf- und abgingen. Sie hatten beide nicht geglaubt, daß der Feind sich die Mühe machen würde, so weit vom eigentlichen Lager entfernt Wachen aufzustellen, aber offenbar ließ man sich auf kein Risiko ein. Allanon bedeutete den beiden durch eine Handbewegung, sich zurückzuziehen, und sie gehorchten schnell und folgten ihm hinab über die hohen Steinquadern. Unten angekommen, sicher vor allen neugierigen Augen, setzten sie sich zur Beratung zusammen. »Wir müssen ganz leise sein«, warnte Allanon flüsternd. »Eure Stimmen wären von den Felsen hinabgedrungen zur Ebene. Die Gnomenwachen hätten uns gehört!«

Menion und Flick nickten.

»Die Lage ist ernster, als ich dachte«, fuhr Allanon mit rauher Stimme fort. »Die gesamte Nordland-Armee scheint sich an dieser einen Stelle zusammenzudrängen, um den Schlag gegen Callahorn zu führen. Brona beabsichtigt, dem Südland sofort jeden Widerstandsgedanken auszutreiben. Er fährt zwischen die besser ausgerüsteten Armeen im Osten und Westen hinein, damit er sie sich einzeln vornehmen kann. Der Böse hält bereits das ganze Gebiet nördlich von Callahorn. Balinor und die anderen müssen gewarnt werden.« Er verstummte und sah Menion Leah an.

»Ich kann jetzt nicht fort«, stieß Menion hervor. »Ich muß euch helfen, Shea zu finden.«

»Wir haben keine Zeit, über die Dringlichkeit der einzelnen Probleme zu streiten«, sagte Allanon beinahe drohend und zielte mit dem Finger auf das Gesicht des Hochländers. »Wenn Balinor nicht gewarnt wird, fällt Callahorn, und das ganze Südland folgt ihm, einschließlich Leah. Es wird Zeit, daß Ihr an Euer eigenes Volk denkt. Shea ist nur ein einzelner Mensch, und im Augenblick könnt Ihr nichts für ihn tun. Aber Ihr könnt etwas tun für die vielen tausend Südländer, die im Begriff stehen, vom Dämonen-Lord versklavt zu werden, wenn Callahorn überrannt wird!« Allanons Stimme klang so kalt, daß es Flick schauderte. Er spürte, daß sich Menion neben ihm innerlich aufbäumte, aber der Prinz von Leah blieb bei dieser scharfen Rüge stumm. Druiden und Prinz starrten einander minutenlang in der Dunkelheit an, dann senkte Menion plötzlich den Kopf und nickte kurz. Flick seufzte erleichtert.

»Ich gehe nach Callahorn und warne Balinor«, murmelte Menion mit unterdrücktem Zorn, »aber ich komme wieder und suche euch.«
»Tut, was Ihr beliebt, wenn Ihr die anderen gefunden habt«, entgegnete Allanon eisig. »Aber jeder Versuch, sich durch die feindlichen Linien durchzuschlagen, wäre bestenfalls Torheit. Flick und ich werden versuchen, zu erfahren, was mit Shea und dem Schwert geschehen ist. Wir lassen ihn nicht im Stich, Hochländer, das verspreche ich Euch.«

Menion sah ihn scharf an, beinahe mißtrauisch, aber die Augen des Druiden beantworteten seinen Blick offen und frei. Er log nicht.

»Haltet Euch an die kleineren Berge, bis Ihr an den Vorposten des Feindes vorbei seid«, riet ihm der schwarze Wanderer leise. »Wenn Ihr den Mermidon-Fluß über Kern erreicht, geht dort hinüber und betretet die Stadt, bevor es hell wird. Ich vermute, daß die Nordland-Armee zuerst Kern angreifen wird. Es besteht wenig Aussicht, die Stadt gegen eine Streitmacht von dieser Größe erfolgreich zu verteidigen. Man sollte die Bewohner evakuieren und nach Tyrsis bringen, bevor die Invasoren ihnen den Weg abschneiden können. Tyrsis ist auf einer Hochebene an einem Bergrücken erbaut. Wenn es richtig verteidigt wird, kann es mindestens mehrere Tage lang jeden Angriff abschlagen. Das sollte Durin und Dayel Zeit geben, ihre Heimat zu erreichen und mit der Elfen-Armee zurückzukommen. Aus dem Osten sollte Höndel Unterstützung bringen können. Vielleicht kann Callahorn lange genug gehalten werden, so daß die Armeen der drei [ander mobilisiert und vereinigt gegen den Dämonen-Lord loszuschlagen vermögen. Das ist die einzige Chance, die wir ohne das Schwert von Shannara haben.«

Menion nickte, drehte sich herum und hielt Flick die Hand hin. Flick lächelte schwach und drückte sie fest.

»Viel Glück, Menion Leah.«

Allanon trat vor und legte die Hand auf die Schulter des Prinzen. »Vergeßt nicht, Prinz, wir verlassen uns auf Euch. Dem Volk von Callahorn muß die Gefahr, in der es schwebt, vor Augen geführt werden. Wenn es zögert, ist es verloren, und mit ihm das ganze Südland. Tut Eure Pflicht!«

Menion drehte sich abrupt um und glitt wie ein Schatten davon. Der riesenhafte Druide und der kleine Talbewohner sahen ihm stumm nach. Als er verschwunden war, starrten sie Minuten stumm vor sich hin. Schließlich wandte Allanon sich Flick zu.

»Uns bleibt die Aufgabe, herauszufinden, was mit Shea und dem Schwert geschehen ist.« Er setzte sich schwerfällig auf einen Felsblock, und Flick trat näher heran. »Ich mache mir auch Sorgen um Eventine. Die zerbrochene Standarte auf dem Schlachtfeld war sein persönliches Banner. Er könnte gefangengenommen worden sein, und wenn das der Fall ist, zögert die Elfen-Armee vielleicht, bis er wieder befreit ist. Seine Leute lieben ihn zu sehr, als daß sie sein Leben aufs Spiel setzen würden, und sei es um der Rettung des Südlandes willen.«

»Ihr meint, den Elfen ist gleichgültig, was mit den Menschen des Südländes geschieht?« stieß Flick fassungslos hervor. »Wissten sie nicht, was ihnen bevorsteht, wenn das Südländ dem Dämonen-Lord zum Opfer fällt?«

»Es ist nicht ganz so einfach, wie es aussehen mag«, erklärte Allanon seufzend. »Jene, die Eventine folgen, erkennen die Gefahr, aber es gibt andere, die der Meinung sind, die Elfen sollten sich aus den Angelegenheiten fremder Länder heraushalten, solange man nicht selbst angegriffen oder bedroht wird. Ohne Eventines Anwesenheit wird die Entscheidung nicht so klar sein, und die Diskussion darüber, was richtig und angemessen sei, mag das Eingreifender Elfen-Armee hinauszögern, bis es zu spät ist.« Flick nickte langsam und dachte an die Zeit in Culhaven, als Höndel verbittert Ähnliches von den Bewohnern der Südländ-Städte berichtet hatte. Es erschien unfassbar, daß man im Angesicht solcher Gefahren derart unentschlossen und wirrköpfig sein konnte. Aber Shea und er selbst hatten nicht anders reagiert, als sie das erstemal von Sheas Geburtsrecht und der Bedrohung durch die Schädelträger erfahren hatten. Erst als eines der Wesen erschienen war, auf der Suche nach ihnen...

»Ich muß wissen, was in dem Lager vorgeht.« Allanons Stimme unterbrach Flicks Gedankengang. Der Druide sah den kleinen Talbewohner nachdenklich an. »Mein junger Freund Flick...« Er lächelte schwach in der Dunkelheit. »Was hältst du davon, für eine Weile einen Gnomen zu mimen?«

Kapitel 9

Während Shea nach wie vor irgendwo nördlich der Drachenzähne vermißt wurde und Allanon, Flick und Menion nach einer Spur von ihm suchten, gelangten die vier anderen Mitglieder des geteilten Trupps in Sichtweite der hohen Türme von Tyrsis, der Festungsstadt. Sie hatten fast zwei Tage angestrengten Marschierens gebraucht, und ihre gefährliche Reise durch die Linien der Nordland-Armee war noch zusätzlich behindert worden durch die mächtige Gebirgsbarriere, die das Südländ-Reich Callahorn von Paranor trennte. Der erste Tag war lang, verlief aber ohne Zwischenfälle, und sie erreichten durch die Wälder neben dem von Gnomen durchstreiften Undurchdringlichen Wald das Tiefland, die Schwelle zu den gewaltigen Drachenzähnen. Die Bergpässe waren alle streng bewacht von Gnomenjäckern, und es hatte den Anschein, als werde man ohne Kampf nicht an ihnen vorbeikommen. Ein kleines Täuschungsmanöver lockte jedoch die meisten der Wachen vom Zugang zum hohen, geschlängelten Kennon-Paß, so daß die vier ins Gebirge gelangen konnten. Die schwierige Aufgabe, am Südländ wieder herauszukommen, wurde erst bewältigt, als man an einem Kontrollposten in der Mitte mehrere Gnomen laudos getötet und weitere zwanzig so verschreckt hatte, daß sie glaubten, die gewaltige Grenzlegion von Callahorn stürme den Paß und stürze

«ich mordlustig auf die armen Wachen. Höndel lachte danach so heftig, daß sie im Wald südlich des Kenneon-Passes vorübergehend stehenbleiben mußten, bis er seine Fassung wiedergewann. Durin und Dayel blickten einander zweifelnd an, als sie an die grimmige Miene und wortkarge Art des Zwerges auf der Reise nach Paranor dachten. Sie hatten ihn nie über etwas lachen sehen, und Fröhlichkeit schien auch gar nicht zu ihm zu passen. Sie schüttelten ungläubig die Köpfe und blickten Balinor fragend an, der aber nur die Achseln zuckte. Er war ein alter Freund Höndels und kannte die wechselhafte Art des Zwerges. Es war gut, wieder ein Lachen zu hören.

Im Dämmerlicht des frühen Abends, während die Sonne am endlosen Horizont der westlichen Ebenen in dunstigem Rot leuchtete, standen die vier vor ihrem Ziel. Sie waren ausgelaugt und erschöpft, ihre sonst wachen Gehirne betäubt vom mangelnden Schlaf und der unaufhörlichen Anstrengung, aber ihre Stimmung hob sich in freudiger Erregung, als sie die majestätische Stadt erblickten. Sie blieben einen Augenblick am Rand der Wälder stehen, die von den Drachenzähnen in südlicher Richtung durch Callahorn verliefen. Im Osten lag die Stadt Varfleet, die den einzigen größeren Durchgang durch das Runne-Gebirge bewachte, eine kleine Bergkette oberhalb des berühmten Regenbogen-Sees. Der träge Mermidon-Fluß wand sich durch den Wald in ihrem Rücken. Im Westen lag die kleinere Inselstadt Kern, und der Ursprung des Flusses befand sich weiter westlich in der riesigen Leere der Streleheim-Ebenen. Der Fluß war durchgehend sehr breit und bildete eine natürliche Barriere gegen jeden Feind, also bot er auch zuverlässigen Schutz für die Bewohner der Insel. Wenn der Fluß hohen Wasserstand hatte, was fast das ganze Jahr über der Fall war, strömte er tief und schnell dahin, und noch war es keinem Feind gelungen, die Inselstadt einzunehmen.

Die Grenzlegion dagegen hatte ihre Garnison in der alten Stadt Tyrsis. Sie war jene präzise Kampfmaschine, die über zahllose Generationen hinweg die Grenzen des Südlandes erfolgreich gegen alle Invasionen verteidigt hatte. Es war die Grenzlegion, die stets die ganze Wucht aller Angriffe auf die Rasse der Menschen hingenommen hatte. Sie bildete die erste Verteidigungslinie gegen feindliche Eindringlinge. Tyrsis hatte die Grenzlegion von Callahorn hervorgebracht, und als Festung suchte sie ihresgleichen. Die alte Stadt Tyrsis war im Ersten Krieg der Rassen zerstört, dann aber wieder aufgebaut und im Lauf der Jahre erweitert worden, bis sie eine der größten Städte im ganzen Südland und bei weitem die stärkste in den nördlichen Gebieten war. Man hatte sie entworfen als Festung, die jedem Angriff gewachsen war, eine Bastion aus hochragenden Mauern und übereinandergestürmten Bollwerken auf einem natürlichen Hochplateau, vor einer nicht zu besteigenden gigantischen Felswand. Vor über siebenhundert Jahren war die große Außenmauer am Rand der Hochebene errichtet worden, die Grenzen Tyrsis hinausschie-

bend, so weit die Natur es überhaupt zuließ. Auf den furchtbaren Ebenen unterhalb der Festung lagen die Bauernhöfe und Felder, von denen die Stadt ernährt wurde. Die schwarze Erde wurde versorgt vom lebenspendenden Wasser des mächtigen Mermidon, der nach Osten und Süden strömte. Die Bewohner hatten ihre Häuser ringsum im Land verstreut und suchten den Schutz der ummauerten Stadt nur bei einer Invasion auf. Über Jahrhunderte nach dem Ersten Krieg der Rassen hinweg hatten die Städte um Callahorn alle Angriffe feindseliger Nachbarn erfolgreich abgeschlagen. Nicht eine von ihnen war je einem Feind erlegen, die berühmte Grenzlegion war nie geschlagen worden. Aber Callahorn hatte sich auch noch nie einer Armee von jener Größe gegenübergesehen, die der Dämonen-Lord nunmehr aufstellt die eigentliche Kraft- und Mutprobe stand deshalb erst noch bevor. Balinor blickte auf die fernen Türme seiner Stadt und war von gemischten Gefühlen bewegt. Sein Vater war ein großer König und ein guter Mann gewesen, aber nun wurde er alt. Seit Jahren hatte er die Grenzlegion in ihrem unaufhörlichen Kampf gegen hartnäckige Gnomen-Überfälle aus dem Osten befehligt. Mehrmals war er gezwungen gewesen, lange und kostspielige Feldzüge gegen die riesigen Nordland-Trolle zu führen, als verschiedene Stämme in sein Land eingedrungen waren, entschlossen, die Städte zu erobern und ihre Bewohner zu unterjochen. Balinor war der älteste Sohn und Erbe des Reiches. Er hatte unter der sorgfältigen Anleitung seines Vaters fleißig studiert und war beim Volk beliebt - bei Menschen, deren Freundschaft nur mit Respekt und Verständnis zu gewinnen war. Er befehligte ein Regiment der Grenzlegion, das sein persönliches Abzeichen trug - einen geduckten Leopard. Es war die Eliteeinheit der gesamten Streitmacht. Balinor war nichts wichtiger, als die Achtung und Hingabe seiner Männer immer wieder zu gewinnen. Er war nun schon Monate fortgewesen, obwohl sein Vater ihn inständig gebeten hatte, nicht zu gehen, sich seine Entscheidung noch einmal zu überlegen. Er zog nun die Brauen zusammen und blickte düster auf seine Heimat. Unbewußt hob er die Hand ans Gesicht, und der kalte Kettenpanzer berührte die Narbe an der rechten Wange.

»Denkt Ihr wieder an Euren Bruder?« fragte Höndel.

Balinor sah ihn ein wenig erstaunt an und nickte.

»Ihr müßt aufhören, über die ganze Geschichte nachzuden-
In«, erklärte der Zwerg ruhig. »Er könnte eine ernste Bedro-
mg für Euch sein, wenn Ihr ihn immer nur als Bruder und nicht
als eigene Persönlichkeit betrachtet.«

»Es ist nicht so leicht, zu vergessen, daß sein Blut und das meine
mehr aus uns machen als Söhne desselben Vaters«, gab Balinor
dumpf zurück. »Ich kann derart starke Bande nicht mißachten
oder vergessen.«

Durin und Dayel starrten einander verständnislos an. Sie
wußten, daß Balinor einen Bruder hatte, aber er war ihnen noch
nie begegnet und auch während der ganzen Reise kein einziges-

mal erwähnt worden.

Balinor bemerkte ihre verwirrten Mienen und lächelte kurz.

»Es ist nicht so schlimm, wie es aussieht«, sagte er.

Höndel schüttelte den Kopf und verfiel in Schweigen.

»Mein jüngerer Bruder Palance und ich sind die einzigen Söhne Ruhl Buckhannahs, des Königs von Callahorn«, berichtete Balinor nach einer Pause. »Wir hatten ein sehr enges Verhältnis, als wir aufwuchsen - wie ihr beiden. Als wir älter wurden, entwickelten wir verschiedene Ansichten über das Leben. Wir wurden zu verschiedenen Persönlichkeiten, wie das bei allen der Fall ist, nicht nur bei Brüdern. Ich war der Ältere, der Thronfolger. Palance war sich darüber natürlich stets im klaren, aber es trennte uns mit der Zeit, vor allem, weil er andere Vorstellungen davon hatte, wie das Land zu regieren sei, als ich... Man kann das schwer erklären.«

»Gar nicht so schwer«, warf Höndel ein.

»Nun gut, nicht so schwer. Palance glaubt, Callahorn sollte Schluß damit machen, als erste Verteidigungslinie für Angriffe auf die Bewohner des Südlandes zu dienen. Er möchte die Grenzlegion auflösen und Callahorn vom Rest des Südlandes isolieren. In diesem Punkt gehen unsere Auffassungen völlig auseinander.« Er verstummte.

»Erzählt weiter, Balinor«, sagte Höndel scharf.

»Mein mißtrauischer Freund glaubt, mein Bruder sei nicht mehr sein eigener Herr - er sage diese Dinge, ohne sie wirklich zu meinen. Er wird beraten von einem Mystiker namens Stenmin, den Allanon für einen Mann ohne Ehre hält. Er werde Palance in sein Verderben führen. Stenmin hat meinem Vater und dem Volk erklärt, herrschen solle mein Bruder, nicht ich. Er hat ihn gegen mich eingenommen. Als ich fortging, schien sogar Palance zu glauben, daß ich nicht geeignet sei, Callahorn zu regieren.«

»Und die Narbe?« fragte Durin leise.

»Ein Streit, bevor ich mit Allanon fortging«, erwiderte Balinor. »Ich weiß nicht einmal mehr, wie er anfang, aber schlagartig bekam Palance einen Wutanfall - in seinen Augen glühte echter Haß. Ich wollte gehen, und er riß eine Peitsche von der Wand und schlug zu. Das war auch ein Grund, weshalb ich beschloß, Tyrsis für eine Weile zu verlassen - damit Palance Gelegenheit fand, wieder zur Besinnung zu kommen. Wenn ich nach dem Zwischenfall geblieben wäre, hätten wir vielleicht -« Wieder verstummte er, und Höndel warf den Elfen-Brüdern einen Blick zu, der jeden Zweifel darüber ausräumte, was bei einer weiteren Auseinandersetzung zwischen den Brüdern geschehen wäre.

»Ihr müßt mir glauben, wenn ich sage, daß mein Bruder nicht "iimer so gewesen ist, und ich halte ihn auch jetzt nicht für einen schlechten Menschen«, fuhr Balinor halblaut fort. »Stenmin hat Gewalt über Palance, und das treibt diesen in seine Wutanfälle, in denen er sich gegen mich und alles, wovon er weiß, daß es wichtig ist, wendet.«

»Es steckt mehr dahinter«, unterbrach ihn Höndel. »Palanceist ein idealistischer Fanatiker - er begehrt den Thron und stellt sich unter dem Vorwand, die Interessen der Menschen zu vertreten, gegen Euch. Er erstickt an seiner eigenen Selbstgerechtigkeit.«

»Vielleicht hast du recht, Höndel«, sagte Balinor. »Aber er ist mein Bruder, und ich liebe ihn.«

»Das macht ihn so gefährlich«, erklärte der Zwerg. »Er liebt Dich nicht mehr.«

Balinor starrte stumm vor sich hin. Die anderen schwiegen ebenfalls einige Minuten, bis er sich umdrehte und sie ruhig ansah, so, als sei nichts geschehen.

»Es wird Zeit für uns. Wir müssen die Stadtmauern erreichen, bevor es dunkel wird.«

»Ich gehe nicht weiter mit, Balinor«, warf Höndel hastig ein.

»Ich muß in mein eigenes Land zurückkehren und mithelfen, die Zwergen-Armeen auf eine Invasion gegen sie vorzubereiten.«

»Nun, Ihr könnt heute nacht in Tyrsis schlafen und morgen weitergehen«, sagte Dayel, weil er wußte, wie erschöpft sie alle waren.

Höndel lächelte und schüttelte den Kopf.

»Nein, ich muß in dieser Gegend nachts unterwegs sein. Wenn ich in Tyrsis übernachtete, verliere ich einen ganzen Reisetag, und die Zeit ist kostbar für uns alle. Das ganze Südland steht und fällt damit, wie schnell wir unsere Armeen zu einer gemeinsamen Streitmacht vereinigen können, um gegen den Dämonen-Lord loszuschlagen. Wenn Shea und das Schwert von Shannara für uns verloren sind, bleiben uns nur die Armeen. Ich werde nach Varfleet gehen und dort rasten. Seid auf der Hut, Freunde. Ich wünsche Euch viel Glück.«

»Und wir dir auch, tapferer Höndel.« Balinor streckte die Hand aus. Höndel drückte sie, schüttelte den Elfen-Brüdern die Hände und verschwand winkend im Wald.

Balinor und die Elfen-Brüder warteten, bis sie ihn zwischen den Bäumen nicht mehr sehen konnten, dann marschierten sie über die Ebene auf Tyrsis zu. Die Sonne war hinter dem Horizont versunken, der Himmel dunkelgrau geworden. Sie waren auf halbem Wege, als der Himmel völlig dunkel wurde und die ersten Sterne auftauchten. Als sie sich der ruhmreichen Stadt näherten, beschrieb der Prinz von Callahorn den Elfen-Brüdern die Geschichte der Entstehung von Tyrsis.

Die Stadt war erbaut auf einem Hochplateau, das zu einer Reihe von hohen, senkrechten Felswänden führte. Diese grenzten das Plateau im Süden ganz, im Westen und Osten teilweise ein. Sie waren zwar bei weitem nicht so hoch oder schroff wie die Drachenzähne oder das Charnal-Gebirge im fernen Norden, aber unfäßbar steil. Die Nordseite hinter der Stadt ragte nahezu senkrecht empor, und es war noch niemandem gelungen, sie zu ersteigen. Im Rücken war die Stadt also gut gesichert, und eine Abwehr im Süden hatte sich nie als nötig erwiesen. Das Plateau, auf dem die Stadt stand, war an der breitesten Stelle knapp über

drei Meilen breit und fiel steil ab zur Ebene, die sich offen nach Norden und Westen zum Mermidon-Fluß und nach Osten zu den Wäldern von Callahorn erstreckte. In Wahrheit stellte der breite Strom die erste Verteidigungslinie gegen Angriffe dar, und es war nur wenigen Armeen gelungen, das Plateau selbst und die Stadtmauern zu erreichen. Derjenige, dem es gelang, den Mermidon zu überschreiten, stand bald danach vor der steilen Mauer des Plateaus, das von oben verteidigt werden konnte. Der wichtigste Weg zu dieser Anhöhe war eine große Straßenrampe aus Eisen und Stein, die man durch das Herausklopfen von Bolzen in den Stützen einstürzen lassen konnte.

Aber selbst wenn es dem Feind gelang, die Hochebene zu erklimmen und sich dort festzusetzen, erwartete ihn die dritte Abwehrlinie - eine, die noch kein Feind je überwunden hatte. Kaum dreihundert Meter vom Plateaurand entfernt, erhob sich, die ganze Stadt in einem Halbkreis einschließend, dessen Ende bis zu den Felswänden reichten, die gigantische Außenmauer. Erbaut aus mächtigen Steinblöcken, mit Mörtel zusammengefügt, war die Oberfläche glattgeschliffen worden, so daß ein Erklimmen nahezu ausgeschlossen war. Sie ragte über dreißig Meter in die Höhe, massiv, steil, unbezwingbar. Auf der Mauer waren Brustwehren für die innerhalb der Stadt kämpfenden Männer erbaut, mit Schießscharten, durch die verborgene Bogenschützen auf die Angreifer schießen konnten. Die Mauer war in Stil und Form, grob und unbehauen, aber sie hatte seit über tausend Jahren jeden Gegner ferngehalten.

Innerhalb der Mauer war die Grenzlegion in einer Reihe langer, schräg abfallender Kasernen untergebracht, zwischen Gebäuden für die Verwahrung von Vorräten und Waffen. Annähernd ein Drittel der Streitmacht war stets im Dienst, während die anderen zu Hause bei ihren Familien wohnten und ihren Berufen als Arbeiter, Handwerker und Ladenbesitzer nachgingen. Die Kasernen konnten im Bedarfsfalle die ganze Armee fassen, wie das schon bei mehr als einer Gelegenheit geschehen war, aber im Augenblick waren sie nur teilweise besetzt. Hinter den Kasernen, den Arsenalen und Exerzierplätzen gab es eine zweite Mauer, welche die Unterkünfte der Soldaten von der eigentlichen Stadt trennte. Hinter dieser zweiten Mauer standen an den oberen, gewundenen Straßen die Wohn- und Geschäftshäuser der Stadtbevölkerung von Tyrsis, mit Sorgfalt gebaut und gepflegt. Die Stadt erstreckte sich nahezu über das ganze Plateau, von dieser zweiten Steinmauer bis fast zu den Klippen. An der innersten Stelle war eine dritte, niedrige Mauer errichtet worden, mit Zugang zu den Regierungsbauten und dem Königspalast, komplett mit Forum und Parklandschaft. Die Parks um der Palast bildeten das einzige ländliche Element auf der Plateaufläche. Die dritte Mauer diente keinen Verteidigungszwecken, sondern bildete die Demarkationslinie für Staatsbesitz, der dem Gebrauch durch den König vorbehalten war und, was die Parks anging, der Nutzung durch die ganze Bevölkerung. Balinor unter-

brach seine Schilderung und wies die Elfen-Brüder darauf hin, daß das Reich von Callahorn eine der wenigen aufgeklärten Monarchien der Welt darstellte. Theoretisch eine Monarchie, beherrscht von einem König, bestand die Regierung auch aus einer parlamentarischen Körperschaft, deren Repräsentanten vom Volk gewählt wurden und für die Verabschiedung der Gesetze verantwortlich waren. Die Bevölkerung war sehr stolz auf ihren Staat und die Grenzlegion, in der nahezu jeder Mann gedient hatte oder noch diente. Es war ein Land, in dem sie freie Menschen sein konnten, und dafür lohnte es, zu kämpfen.

Callahorn war ein Land, das die Vergangenheit ebenso widerspiegelte wie die Zukunft. Auf der einen Seite waren die Städte in erster Linie als Festungen erbaut worden, um die häufigen Angriffe kriegerischer Nachbarn abzuwehren. Die Grenzlegion war ein Überbleibsel früherer Zeiten, als die neu entstandenen Staaten unaufhörlich miteinander Krieg geführt hatten, als ein nahezu fanatischer Stolz auf nationale Unabhängigkeit zu einer fortwährenden Auseinandersetzung über eifersüchtig bewachte Landesgrenzen geführt hatte, als Bruderschaft zwischen den Völkern der vier Länder noch undenkbar war. Die rustikale, altmodische Gestaltung und Architektur war in den schnell wachsenden Städten des tiefen Südländes nirgends zu finden - Städte, in denen aufgeklärte Kulturen und weniger kriegerische Grundsätze sich durchzusetzen begannen. Aber es war Tyrsis, das mit seinen barbarischen Steinmauern und eisernen Kriegern das Südländ geschützt und ihm Gelegenheit gegeben hatte, sich in eine neue Richtung zu entwickeln. Es gab auch Anzeichen für das Kommende in diesem pittoresken Land, Anzeichen, die von einer anderen Ära und einer nicht zu fernen Zeit sprachen.

Tyrsis war die Wegkreuzung der vier Länder, und durch seine Mauern und Landschaften strömten Angehörige aller Nationen, die den Einwohnern Gelegenheit gaben, zu sehen und zu begreifen, daß die Unterschiede in Gesicht und Körper bei den einzelnen Rassen unwichtig waren. Die Menschen hatten gelernt, die innere Person zu beurteilen. Ein riesiger Berg-Troll wurde nicht angestarrt und seiner bizarren Erscheinung wegen gemieden; Trolle kamen oft in dieses Land. Gnomen, Elfen und Zwerge aller Arten und Gattungen zogen regelmäßig hindurch, und wenn sie Freunde sein wollten, wurden sie willkommen geheißen. Balinor lächelte, als er von dieser neuen, sich ausbreitenden Erscheinung sprach, die endlich überall in den Ländern die Oberhand zu gewinnen schien, und er empfand Stolz darüber, daß sein Volk zu den ersten gehörte, die alte Vorurteile fallen ließen und nach gemeinsamen Grundlagen für Verständnis und Freundschaft suchten. Durin und Dayel lauschten in stummem Einverständnis. Die Elfen wußten, was es hieß, allein zu sein in einer Welt, die nicht über ihre eigenen Beschränkungen hinauszublicken vermochte.

Balinor war zu Ende gekommen, und die drei Kameraden erreichten eine breite Straße, die in der Dunkelheit dem Plateau

entgegenführte. Sie waren nahe genug herangekommen, um die Lichter der weitläufigen Stadt und Menschen auf der Steinrampe wahrnehmen zu können. Der Eingang in der hochragenden Außenmauer zeichnete sich im Licht von Fackeln scharf ab. Die Riesentore mit ihren geölten Scharnieren standen offen. Sie wurden bewacht von einer Anzahl dunkel gekleideter Posten. Aus dem Innenhof glänzte das Licht der Kasernen herüber, aber man hörte kein Lachen, was Balinor merkwürdig fand. Die Stimmen, die zu vernehmen waren, klangen still und gedämpft, als wolle niemand belauscht werden.

Die Elfen-Brüder folgten wortlos, als Balinor die Rampe hinmilstieg. Mehrere Leute kamen an ihnen vorbei, und manche dichten sich erschrocken nach dem Prinzen von Callahorn um. Balinor ging auf diese merkwürdigen Blicke nicht ein und achtete nur auf die Stadt vor sich, aber die Brüder wechselten Blicke. Irgend etwas war nicht in Ordnung. Sekunden später, als sie das Plateau erreichten, blieb Balinor plötzlich stehen. Er starrte durch das Stadttor, dann schaute er sich um nach den schattenhaften Gesichtern der vorbeigehenden Leute, die schnell in der Nacht verschwanden, sobald sie entdeckt hatten, wer er war. Die drei Männer standen eine Weile wie angewurzelt da.

»Was gibt es, Balinor?« fragte Durin schließlich.

»Ich weiß nicht recht«, erwiderte der Prinz sorgenvoll. »Seht euch die Abzeichen der Wachen an. Keiner trägt das Wappen des geduckten Leoparden - das Abzeichen meiner Leute. Statt dessen *nicht* man einen Falken, ein Zeichen, das ich nicht kenne. Auch die Menschen - habt ihr ihre Blicke gesehen?«

Die beiden Elfen nickten und sahen sich betroffen um.

»Nun, macht nichts«, sagte Balinor. »Das ist immer noch die Stadt meines Vaters, und es ist mein Volk. Wir kommen der Sache auf den Grund, wenn wir im Palast sind.«

Wieder ging er auf das gigantische Tor zu, gefolgt von den Elfen. Der hochgewachsene Prinz unternahm nicht den Versuch, «ein Gesicht zu verbergen, als er sich den vier bewaffneten Wachen näherte, und sie reagierten nicht anders als die Leute vorher. Sie hielten den Prinzen nicht auf und sprachen ihn nicht an, aber einer von ihnen verließ hastig seinen Posten und verschwand durch das Tor der Innenmauer in den Straßen der Stadt. Balinor und die Elfen traten durch den Schatten des Riesentores, das in der Dunkelheit wie ein monströser steinerner Arm über ihnen zu hängen schien. Sie gingen vorbei an den offenen Torflügeln und den wachsamen Posten, kamen in den Innenhof, wo sie die niedrigen, spartanischen Kasernen der Grenzlegion sehen konnten. Es brannten nur wenige Lichter, und die Gebäude schienen beinahe verlassen zu sein. Ein paar Männer trugen Röcke mit dem Leoparden-Abzeichen, aber keine Rüstung und keine Waffen. Einer von ihnen riß die Augen auf, als die drei Männer stehen blieben, und rief seinen Kameraden etwas zu. Eine Tür öffnete sich, und ein graubärtiger Veteran tauchte auf; er starrte Balinor und die Elfen an, gab ein kurzes Kommando, und die Soldaten

wandten sich widerstrebend ab, während er auf die drei Neuankömmlinge zueilte.

»Lord Balinor, Ihr kommt endlich!« rief er zur Begrüßung und senkte kurz den Kopf.

»Hauptmann Sheelon, ich freue mich, Euch zu sehen.« Balinor ergriff die Hand des Mannes. »Was geht in der Stadt vor? Weshalb tragen die Wachen das Zeichen des Falken und nicht unseren Kampfleoparden?«

»Mein Lord, die Grenzlegion hat Befehl erhalten, sich aufzulösen. Nur eine Handvoll von uns tut noch Dienst, die anderen sind in ihre Häuser zurückgekehrt.«

Sie starrten den Mann ungläubig an. Die Grenzlegion aufgelöst, angesichts der gewaltigsten Invasion, die das Südland je bedroht hatte? Sie erinnerten sich alle an Allanons Worte, wonach die Grenzlegion die einzige Hoffnung für die Völker der bedrohten Länder sei.

»Auf wessen Befehl?« fragte Balinor gepreßt.

»Eures Bruders«, erwiderte Sheelon. »Er hat seiner eigenen Garde befohlen, unsere Pflichten zu übernehmen, und die Legion angewiesen, sich bis auf weiteres aufzulösen. Die Lords Acton und Messaline gingen zum König, um ihn zu bitten, sich zu besinnen, aber sie sind nicht zurückgekehrt. Wir konnten nichts anderes tun als gehorchen...«

»Sind denn alle toll geworden?« schrie Balinor und packte den anderen am Rock. »Was ist mit meinem Vater? Regiert er dieses Land nicht mehr, ist er nicht mehr Befehlshaber der Legion? Was sagt er zu dieser Narretei?«

Sheelon senkte den Blick und suchte nach Worten. Balinor schüttelte ihn heftig.

»Ich - ich weiß es nicht, Herr«, murmelte der Mann. »Wir hörten, der König sei krank, und dann erfuhren wir nichts mehr. Ihr Bruder hat sich zum zeitweiligen Herrscher ernannt. Das ist drei Wochen her.«

Balinor ließ den Mann betroffen los und starrte geistesabwesend auf die Lichter des fernen Palastes.

»Wir müssen sofort zum Palast und mit Eurem Bruder sprechen«, sagte Dayel scharf. Er sah den jungen Elf an.

»Ja, natürlich, du hast recht«, sagte er. »Wir müssen zu ihm.«

»Nein, Ihr dürft nicht hingehen!« schrie Sheelon auf. »Keiner ist mehr zurückgekommen. Es gibt Gerüchte, daß Euer Bruder Euch zum Verräter erklärt haben soll - Ihr hättet Euch mit dem bösen Allanon verbündet, dem schwarzen Wanderer, der den dunklen Mächten dient. Es heißt, Ihr sollt eingesperrt und hingerichtet werden!«

»Das ist lächerlich«, sagte Balinor. »Ich bin kein Verräter, das weiß mein Bruder. Was Allanon betrifft, so ist er der beste Freund, den das Südland finden kann. Ich muß zu Palance und mit ihm sprechen. Wir mögen verschiedener Meinung sein, aber seinen eigenen Bruder würde er nie ins Gefängnis werfen. Dazu hat er nicht die Macht.«

»Es sei denn, Euer Vater ist tot«, warnte Durin. »Angeraten ist Vorsicht jetzt, bevor wir den Palast betreten. Höndel glaubt, daß Euer Bruder unter dem Einfluß Stenmins steht, und wenn das zutrifft, könntet Ihr in größerer Gefahr schweben, als Ihr ahnt.«

Balinor dachte nach und nickte. Er schilderte Sheelon schnell die Bedrohung Callahorns durch eine bevorstehende Invasion aus dem Norden und bekräftigte seine Ansicht, daß die Grenzlegion zur Verteidigung ihrer Heimat bitter nötig sei. Dann packte er den alten Soldaten an der Schulter und beugte sich vor.

»Ihr wartet vier Stunden auf meine Rückkehr oder das Erscheinen eines persönlichen Boten. Wenn ich bis dahin nicht herausgekommen bin oder Nachricht geschickt habe, sucht Ihr die Lords Ginnisson und Fandwick auf. Die Grenzlegion soll sofort wieder aufgestellt werden. Dann wendet Euch ans Volk und verlangt ein offenes Verfahren über unsere Sache von meinem Bruder. Das kann er nicht verweigern. Außerdem schickt Ihr Boten nach Westen und Osten, zu den Zwergen und Elfen, um ihnen mitzuteilen, daß wir gefangen sind, ich und die Vettern Eventines. Könnt Ihr Euch das alles merken?«

»Ja, mein Lord.« Der Soldat nickte. »Es wird geschehen, wie Ihr befiehlt. Möge Euch das Glück treu sein, Prinz von Callahorn.« Er drehte sich um und verschwand in der Kaserne, während Balinor zornig und ungeduldig auf die Innenstadt zuging. Durin wollte seinen Bruder flüsternd dazu bewegen, außerhalb der Stadtmauern zu warten, bis er wisse, was mit Balinor und ihm selbst geschehen sei, aber Dayel weigerte sich rundweg, zurückzubleiben. Durin gab es schließlich auf und seufzte nur.

Sie überquerten den Innenhof und traten durch das Tor der Innenmauer in die Stadt. Auch dort glotzten die Wachen sie fassungslos an, hinderten aber die Männer nicht, ihrer Wege zu gehen. Balinor richtete sich höher auf, als er den Tyrsischen Weg betrat, die Hauptstraße der Stadt. Er war nicht länger ein erschöpfter Wanderer, sondern der Prinz von Callahorn, der nach Hause zurückkehrte. Die Menschen erkannten ihn sofort, blieben zunächst stehen und gafften ihn an, faßten sich dann ein Herz, als sie seine aufrechte, würdige Haltung sahen, und liefen herbei, um ihn zu begrüßen. Die Menge schwoll von wenigen Dutzend auf einige hundert Personen an, während Balinor stolz durch die Stadt schritt, jenen zulächelnd, die ihm folgten. Die Rufe und Schreie der Menschen schwollen brausend an, und der Name des Prinzen wurde immer wieder im Chor gerufen. Einige Menschen drängten sich an ihn heran und flüsterten ihm Warnungen zu, aber der Prinz war nicht mehr gewillt, auf dergleichen zu hören. Er schüttelte nur den Kopf und marschierte weiter.

Die ganze Menschenmenge strömte durch das Herz von Tyrsis, drängte sich unter den riesigen Bögen und Quergängen über den Straßen, schob sich durch die Engstellen vorbei an hohen, weißgestrichenen Gebäuden und kleineren Wohnhäusern zur

Brücke von Sendic, die sich über die unteren Bereiche der Parkanlagen wölbte. Am anderen Ende befanden sich die Palasttore, dunkel und geschlossen. Auf dem Scheitelpunkt der weitgeschwungenen Brücke blieb der Prinz von Callahorn plötzlich stehen und wandte sich der Menge zu. Er hob die Arme. Die Menschen blieben stehen und verstummten.

»Meine Freunde - meine Landsleute.« Die stolze Stimme tönte in die Dunkelheit hinein und hallte donnernd wider. »Ich habe dieses Land und seine tapferen Bürger vermißt, aber jetzt bin ich wieder zu Hause - und ich gehe nicht mehr fort. Es besteht kein Anlaß zur Furcht. Dieses Land wird alles überdauern. Wenn es in der Monarchie Schwierigkeiten geben sollte, stelle ich mich ihnen. Ihr müßt jetzt zu euren Häusern zurückkehren und auf den Morgen warten, der euch in besserem Licht zeigen wird, daß alles gut steht. Bitte, geht jetzt nach Hause, wie ich.«

Ohne die Reaktion der Menge abzuwarten, drehte er sich um und ging über die Brücke auf die Palasttore zu. Die Elfen-Brüder eilten ihm nach. Die Stimmen der Menschen erhoben sich wieder, aber die Menge folgte ihnen nicht. Gehorsam kehrte man um und ging in die Stadt zurück, düster vor sich hinhinmurrend. Die drei Männer verloren die Menge rasch aus den Augen, als sie das Gefälle hinunterschritten. Nach wenigen Minuten erreichten sie die hohen, in Eisen gefaßten Tore des Buckhannah-Palastes. Balinor zögerte nicht, sondern griff nach dem riesigen Eisenring und ließ ihn donnernd auf das Tor krachen. Einen Augenblick lang war nichts zu hören als das Echo, während die Männer in der Dunkelheit standen und lauschten. Dann verlangte eine halblaute Stimme aus dem Inneren, sie sollten ihre Namen nennen. Balinor tat es und befahl mit scharfer Stimme, sofort das Tor zu öffnen. Die schweren Riegel wurden zurückgezogen, die Torflügel öffneten sich. Balinor trat in den Gartenhof, ohne der Wachen zu achten, die Augen auf das prachtvolle Gebäude mit den Säulen gerichtet. Die hohen Fenster waren dunkel, mit Ausnahme derjenigen im Erdgeschoß des linken Flügels. Durin warf hastig einen Blick in die Schatten, wo er ein Dutzend schwer bewaffneter Wachen entdeckte. Sie trugen alle das Abzeichen des Falken.

Der wachsame Elfe wußte sofort, daß sie in eine Falle liefen, wie er es seit dem Betreten der Stadt schon vermutet hatte. Zunächst wollte er Balinor aufhalten und ihn warnen, aber er begriff, daß der Prinz ein zu erfahrener Kämpfer war, um nicht zu wissen, worauf er sich einließ. Durin wünschte sich erneut, seinen jüngeren Bruder vor der Stadt zurückgelassen zu haben, aber das war nicht mehr zu ändern. Sie gingen durch den Garten zu den Palasttoren. Dort gab es keine Wächter, und die Türen öffneten sich unter Balinors Händen sofort. Die Halle mit den riesigen Wandgemälden schimmerte im Licht von Fackeln. Die Holztäfelung war alt und kostbar, dunkel verfärbt und teilweise bedeckt mit schönen Gobelins und Schildwappen von Generationen der herrschenden Familien. Während die Brüder hinter Balinor

durch diese Halle und die daran anschließenden schritten, entsannen sie sich ihres Aufenthaltes in Paranor. Auch dort hatte sie inmitten der historischen Pracht eines anderen Zeitalters eine Falle erwartet.

Sie bogen nach links ein in eine andere Halle, Balinor noch immer einige Schritte voraus. Einen Augenblick lang erinnerte er Durin an Allanor, riesig, aufgebracht, gefährlich. Durin tastete nach seinem Dolch. Wenn sie wieder in eine Falle geraten sollten, würde es nicht ohne seinen Widerstand abgehen.

Dann blieb Balinor vor einer offenen Tür stehen. Die Elfen-Brüder hasteten ihm nach und starrten an ihm vorbei in den hell beleuchteten Raum. Ein Mann stand an der Rückwand des elegant eingerichteten Zimmers - ein großer Mann, blond und bärtig, die breite Gestalt in eine lange, purpurne Robe mit dem Abzeichen eines Falken gehüllt. Er war einige Jahre jünger als Balinor, hatte aber dieselbe aufrechte Haltung. Er verschränkte die Hände hinter dem Rücken. Die Elfen wußten sofort, daß er Palance Buckhannah war. Balinor trat einige Schritte in das Zimmer, ohne etwas zu sagen, den Blick auf das Gesicht seines Bruders gerichtet. Die Elfen folgten ihm und schauten sich argwöhnisch um. Es gab zu viele Türen, zu viele schwere, bodenlange Vorhänge, hinter denen Wachen lauern mochten. Einen Augenblick später bewegte sich hinter ihnen etwas. Dayel drehte sich ein wenig zur Seite. Durin duckte sich und griff nach seinem Messer, während er ein paar Schritte von den anderen fort machte.

Balinor tat nichts, sondern stand stumm vor seinem Bruder, starrte in das vertraute Gesicht und entdeckte betroffen den Haß in Palances Augen. Er hatte gewußt, daß eine Falle auf ihn wartete, daß sein Bruder vorbereitet sein würde, aber immer noch geglaubt, sie würden miteinander reden können, von Bruder zu Bruder, offen und frei, trotz ihrer Meinungsverschiedenheiten. Aber als er in diese Augen blickte und das haßerfüllte Funkeln sah, begriff er, daß sein Bruder der Vernunft nicht mehr zugänglich war, daß er vielleicht sogar den Verstand verloren hatte.

»Wo ist mein Vater?«

Balinors knappe Frage wurde beantwortet von einem Rauschen, als verborgene Schnüre ein großes Netz aus Leder und Stricken auslösten, das unbemerkt über den drei Eindringlingen gehangen hatte und nun auf sie herabfiel. Die am Netz befestigten Gewichte rissen sie alle zu Boden, und ihre Waffen waren nutzlos gegen die starken Stricke. Auf allen Seiten wurden Türen aufgerissen, die schweren Vorhänge glitten zur Seite, und mehrere Dutzend Wachen stürzten sich auf die Gefangenen, die keine Möglichkeit zu entkommen hatten und nicht einmal vermochten, sich zum Kampf zu stellen. Man nahm ihnen die Waffen ab, fesselte ihre Hände hinter dem Rücken und legte ihnen Augenbinden um. Dann stellte man sie auf die Beine und hielt sie fest. Es blieb kurze Zeit still, als jemand herankam und vor ihnen stehenblieb.

»Du bist ein Narr gewesen, hierher zurückzukommen, Balinor«, sagte eine kalte Stimme. »Du hast gewußt, was geschehen würde, wenn ich dich wiederfinde. Du bist ein dreifacher Verräter und ein Feigling dazu - ein Verräter am Volk, an meinem Vater und nun sogar an mir. Was hast du mit Shirl getan? Was hast Du mit ihr gemacht? Dafür wirst du sterben, Balinor, das schwöre ich. Führt sie hinunter!«

Hände rissen sie herum und stießen sie durch die Halle, durch eine Tür, eine lange Treppe hinunter, wieder durch eine Halle, in einen Gang, der zusammen mit anderen einem verschlungenen Labyrinth glich. Ihre Stiefel hallten auf glitschigen Steinen in schwarzer, ungebrochener Stille. Plötzlich ging es wieder eine Treppe hinunter und in einen anderen Korridor. Sie rochen die muffige, kalte Luft und spürten die Feuchtigkeit an den Wänden und am Boden. Kreischend wurden alte Riegel zurückgeschoben, eine Tür ging knarrend auf. Die Hände drehten sie ruckartig herum und stießen sie nach vorn, so daß sie auf den Steinboden fielen, noch immer gefesselt und blind. Die Tür fiel zu, die Riegel wurden vorgeschoben. Sie hörten Schritte in der Ferne verklingen, dann klirrte Metall, als Türen verriegelt wurden, eine immer weiter entfernt als die anderen, bis sie schließlich in der Stille ihres Gefängnisses nur noch ihre eigenen Atemzüge hörten. Balinor war nach Hause gekommen.

Kapitel 10

Bis Allanon den widerstrebenden Flick zu seiner Zufriedenheit verkleidet hatte, wurde es Mitternacht. Mit einer fremdartigen Flüssigkeit aus dem Beutel an seinem Gürtel rieb der Druide Gesicht und Hände Flicks ein, bis die Haut eine gelb-dunkle Färbung annahm. Ein Stückchen weicher Kohle veränderte die Linien im Gesicht und die Form der Augen. Es war bestenfalls ein Provisorium, aber im Dunkeln konnte Flick für einen großen, stämmigen Gnomen gelten, wenn er nicht einer scharfen Überprüfung unterzogen wurde. Das Unternehmen wäre selbst für einen erfahrenen Jäger gefährlich gewesen, und es schien an Selbstmord zu grenzen, wenn ein Unerfahrener versuchte, sich als Gnom auszugeben, aber sie hatten keine andere Wahl. Irgend jemand mußte in das riesige Heerlager gelangen und herauszufinden versuchen, was mit Eventine, mit Shea und dem Schwert geschehen war. Das Allanon selbst hinunterging, kam nicht in Frage; er wäre sogar in der besten Maske sofort erkannt worden. Die Aufgabe oblag also dem angstvollen Flick, als Gnom verkleidet sich im Schutz der Dunkelheit die Hänge hinabzuschleichen, vorbei an den Wachen, in das Lager der vielen tausend Gnomen und Trolle, um dort in Erfahrung zu bringen, ob sein Bruder oder der vermißte Elfen-König Gefangene seien, und Erkundigungen über den Verbleib des Schwertes einzuziehen. Eine zusätzliche Erschwernis war, daß der Talbewohner das feindli-

che Lager wieder verlassen haben mußte, bevor es hell wurde. Wenn ihm das nicht gelang, würde man seine Maske gewiß durchschauen und ihn überwältigen.

Allanon veranlaßte Flick, seinen Jagdumhang auszuziehen, und beschäftigte sich einige Minuten damit, ein wenig den Schnitt zu verändern und die Kapuze zu verlängern, damit sie den Träger besser verbarg, Flick legte den Umhang wieder um und stellte fest, daß, wenn er ihn fest zuzog, nichts von ihm zu sehen war als seine Hände und ein verschatteter Teil seines Gesichts. Wenn er sich von echten Gnomen nach Möglichkeit fernhielt und bis zur Morgendämmerung auf den Beinen blieb, bestand die Möglichkeit, daß er etwas Wichtiges erfuhr und zu entkommen vermochte. Er prüfte, ob sein Jagddolch fest am Gürtel hing, dann stand er langsam auf. Allanon betrachtete ihn noch einmal von oben bis unten und nickte.

Das Wetter war in der letzten Stunde dräuend geworden, der Himmel eine Masse wogender, schwarzer Wolken, die Mond und Sterne völlig verdeckten, auf der Erde herrschte dadurch fast undurchdringliche Dunkelheit. Das einzige Licht stammte von den lodernden Feuern des Lagers. Sie flammten im Nordwind, der heulend durch die Drachenzähne fegte, höher auf. Ein Sturm kündigte sich an und würde sie wohl noch vor dem Morgen erreichen. Der Druide hoffte, daß Wind und Dunkelheit dem verkleideten Talbewohner helfen würden, der Entdeckung zu entgehen.

In kurzen, knappen Sätzen erläuterte Allanon, wie Flick sich unterhalten müsse, wie das Lager angelegt sei und wo der Wachtposten zu erwarten habe. Er wies ihn an, auf die Standarten der Gnomen-Häuptlinge und der Maturen, der Troll-Führer, zu achten, die sicherlich in der Mitte des Heerlagers zu sehen sein würden. Um jeden Preis müsse er vermeiden, mit irgend jemandem zu sprechen, da seine Ausdrucksweise ihn sofort als Südländer entlarven würde. Flick lauschte aufmerksam und mit klopfendem Herzen. Für ihn stand schon fest, daß er keine Aussicht hatte, unentdeckt zu bleiben, aber die Treue zu seinem Bruder war so groß, daß er dem gesunden Menschenverstand keinen Platz einräumen wollte. Allanon beendete die kurze Instruktion mit dem Versprechen, dafür zu sorgen, daß Flick ungefährdet an der ersten Postenlinie vorbeikommen würde, die unten am Hang aufgestellt war. Er legte den Finger an die Lippen und winkte. Sie traten aus dem Schutz der Felsblöcke und schlichen hinab zur Ebene. Es war so finster, daß Flick nahezu gar nichts sah und an der Hand geführt werden mußte. Es schien eine Ewigkeit zu dauern, aber endlich erblickten sie von neuem die Feuer des feindlichen Heerlagers. Flick war von dem Abstieg aus den Bergen wie zerschlagen. Die Dunkelheit schien wie ein Mauer zwischen den Feuern und ihnen zu stehen, und Flick konnte die Wachen weder sehen noch hören. Allanon sagte nichts, sondern duckte sich hinter einen Felsblock und lauschte angestrengt. Die beiden verharrten lange Zeit regungslos, dann stand Allanon

plötzlich auf, bedeutete Flick, an seinem Platz zu bleiben, und verschwand lautlos in der Nacht.

Der kleine Talbewohner schaute sich um, allein und angstvoll, weil er nicht wußte, was vorging. Er preßte das heiße Gesicht an den kalten Stein und ging in Gedanken noch einmal durch, was er zu tun haben würde, sobald er das Lager erreichte. Er hatte keinen fertigen Plan. Er würde darauf achten, mit keinem zu sprechen und, wenn möglich, nicht sehr an andere heranzukommen. Er gedachte sich fernzuhalten vom grellsten Licht. Die Gefangenen, wenn sie überhaupt im Lager waren, würden in einem bewachten Zelt nahe dem Mittelpunkt der Feuer untergebracht sein, so daß sein erstes Ziel darin bestand, dieses Zelt zu finden. Angenommen, es gelang ihm, wofür wenig sprach, würde er dann zu den Hängen zurückkehren, wo Allanon auf ihn wartete, und die weiteren Schritte mit ihm besprechen.

Flick schüttelte verwirrt den Kopf. Er wußte, daß er mit dieser Maske nicht unentdeckt bleiben würde - er hatte weder das Talent noch die Schlaueit, andere zu täuschen. Aber was blieb ihm anderes übrig, als es zu versuchen?

Ein plötzliches Geräusch in der Dunkelheit ließ den kleinen Talbewohner entsetzt herumfahren, das Jagdmesser in der Hand. Ein scharfes Flüstern, dann glitt Allanons dunkle Gestalt lautlos heran. Seine Hand packte Flicks Schulter und zog ihn in die Deckung zurück. Allanon blickte prüfend in das Gesicht seines Gegenübers. Flick zwang sich, den durchdringenden Augen standzuhalten; er spürte, wie sein Herz bis zum Hals schlug. »Die Wachen sind beseitigt - der Weg ist frei«, tönte die tiefe Stimme. »Geh jetzt, mein junger Freund, und verlasse dich auf deinen Mut und deinen Verstand.«

Flick nickte und stand auf, dann schlich er hinein in die Schwärze der Ebene. Sein Verstand hörte auf zu arbeiten, hörte auf, sich zu wundern, als sein Körper das Kommando übernahm und seine Instinkte die Dunkelheit nach verborgenen Gefahren absuchten. Er lief halb geduckt auf die fernen Feuer zu, blieb ab und zu stehen und lauschte. Die Nacht war ein undurchdringliches Leichentuch, der Himmel noch immer dicht verhangen. Das Flachland war glatt und offen, die Oberfläche ein Grasteppich, der jeden Laut schluckte. Es gab einige Büsche und vereinzelt Bäume in der weiten Leere. In der Dunkelheit war kein Lebenszeichen zu erkennen, die einzigen Geräusche waren das Heulen des zunehmenden Windes und seine eigenen Atemzüge. Die Lagerfeuer, von weitem ein orangerotes, nebelhaftes Leuchten, lösten sich in einzelne Lichter auf, als der Talbewohner näherkam. Manche loderten hell auf, wenn neues Holz nachgeschoben wurde, andere waren schon herabgebrannt und zur Glut erlo-

schen, während die Soldaten schliefen. Flick hörte jetzt schwache Stimmen, aber verstehen konnte er noch nichts.

Es verging fast eine halbe Stunde, bis Flick die ersten Feuer erreichte. Er blieb außerhalb des Lichtscheins geduckt stehen und

schaute sich um. Der kalte Nachtwind schürte die Flammen und die dünne Rauchwolken herüberwehen. Ein zweiter Ring von Wachen umgab das Lager, aber die Abstände zwischen den einzelnen Posten waren groß. In solcher Nähe des Lagers befürchteten die Nordländer nichts. Die Wachen waren meist Gnomenführer, wenngleich Flick hier und dort auch die großen Trolle erkennen konnte.

Er starrte geraume Zeit auf die fremdartigen Züge der Bergwesen. Sie waren von verschiedener Größe, diese Trolle, alle mit dicken Gliedmaßen und einer dunklen, holzartigen Haut.

Die Wachen und vereinzelt andere, die nicht umherliefen, sondern herumstanden oder am Feuer kauerten, hatten sich in dicke Umhänge gehüllt, die ihre Leiber und Gesichter zum größten Teil verbargen. Flick nickte zufrieden vor sich hin. So würde leichter für ihn sein, unbemerkt ins Lager zu gelangen, wie alle dick vermummt waren, und nach der zunehmenden Kälte zu schließen, würde es bis zu Morgendämmerung gewiß nicht wärmer werden.

Auf irgendeine Weise wirkte das Lager aus der Nähe kleiner als von oben. Flick machte sich trotzdem nichts vor, denn er wußte, daß es sich in alle Richtungen über eine Meile weit ausdehnte. Sobald er zwischen den Wachen hindurchgeschlüpft war, würde er zwischen Tausenden schlafender Gnomen und Trolle sein, vorbeikommen an Hunderten von Feuern, die hell genug waren, seine Maske zu entlarven. Den ersten Fehler, den er beging, würde er teuer bezahlen. Auch wenn es ihm gelingen sollte, unentdeckt zu bleiben, mußte er immer noch die Gefangenen aufspüren und erfahren, wo sich das Schwert befand. Er schüttelte zweifelnd den Kopf und ging langsam weiter.

Die natürliche Neugier forderte ihn auf, am Rand des Feuer Scheins zu verweilen, um die noch wachen Gnomen und Trolle genauer zu betrachten, aber er widerstand der Versuchung, weil er wußte, daß ihm nicht allzuviel Zeit blieb. Die beiden anderen Rassen waren für ihn wie Wesen von einer anderen Welt. Auf seiner Reise nach Paranor hatte er mehrmals gegen die verschlagenen, wilden Gnomen gekämpft, aber er wußte noch immer wenig über sie und gar nichts von den riesigen Trollen. Jedenfalls gab es keinen Zweifel daran, daß die Armee unter der Führung des Dämonen-Lords stand, und welche Ziele er verfolgte, war auch klar.

Er wartete, bis der Wind den Rauch in dichten Wolken zu sehen ihn und den nächsten Wachtposten trieb, dann stand er auf und schlenderte gemächlich auf das Lager zu. Er hatte sich eine Stelle ausgesucht, wo alle Soldaten schliefen. Rauch und Dunkelheit tarnten ihn, als er aus den Schatten in den Kreis der Feuer trat. Einen Augenblick später stand er zwischen den schlafenden Gestalten. Der Wachtposten starrte leer in die Dunkelheit hinein, ohne etwas bemerkt zu haben.

Flick zog den Umhang fester zu und achtete darauf, daß nur seine Hände sichtbar waren. Sein Gesicht war ein schwacher

Schatten unter der Kapuze. Er schaute sich hastig um, aber niemand rührte sich in seiner Nähe. Er atmete tief die kühle Nachtluft ein und versuchte sich im Hinblick auf den Mittelpunkt des Lagers zu orientieren. Er wählte eine Richtung, von der er annahm, daß sie ihn unmittelbar dorthin führen mußte, schaute noch einmal um sich, und setzte sich mit gemessenen Schritten in Bewegung. Es gab keine Umkehr.

Was er in dieser Nacht sah, hörte und erlebte, hinterließ einen unauslöschlichen Eindruck in seinem Gedächtnis. Es war ein sonderbarer, flüchtiger Alptraum aus Erscheinungen und Lauten, Kreaturen und Gestalten aus einer anderen Zeit, von einem anderen Ort, die in seiner eigenen Welt keinen Platz hatten und doch hineingeschleudert worden waren wie Strandgut von einem fremden Ozean. Vielleicht betäubten die Nacht und der wehende Rauch der Lagerfeuer seine Sinne und erschufen diese traumartige Atmosphäre. Vielleicht konnte auch ein erschöpftes, überfordertes Gehirn nicht mehr alles aufnehmen und verarbeiten. Die Nacht verrann in trägen Minuten und endlosen Stunden, während der kleine Talbewohner durch das riesige Lager schlich und sein Gesicht vor dem Lichtschein verbarg. Vorsichtig schlängelte er sich zwischen Tausenden schlafender Gestalten hindurch, mußte manchmal sogar über die eine oder andere hinwegsteigen. Immer wieder glaubte er, entdeckt zu sein, immer wieder griff er nach seinem Jagdmesser, während ihm sein Herz stehenbleiben wollte. Oft kamen ihm Männer entgegen, als wüßten sie, daß er ein Schwindler sei, als wollten sie ihn aufhalten und die Kapuze herunterreißen, um ihn vor allen bloßzustellen. Aber jedesmal gingen sie wortlos vorbei, und Flick blieb allein, eine vergessene Gestalt inmitten von Tausenden mehrmals kam er an Gruppen vorüber, die sich leise unterhielten und lachten, bemüht, sich am Feuer zu wärmen. Zweidreimal nickte ihm jemand zu, wenn er vorbeiging, die Kapuze tief heruntergezogen, und er erwiderte das Nicken kaum merklich. Immer wieder glaubte er, etwas Falsches getan zu haben. Schweigsam gewesen zu sein, wenn er hätte reden müssen, gegangen zu sein, wo es verboten war - aber jedesmal verging der schreckliche Augenblick, und Flick vermochte für eine kurze Zeit aufzuatmen.

Er wanderte stundenlang durch das riesige Lager, ohne einen Hinweis auf den Verbleib Sheas, Eventines oder des Schwertes vom Shannara zu finden. Als der Morgen herankam, begann er daran zu zweifeln, je etwas finden zu können. Er war an zahllosen Feuern vorbeigekommen, hatte auf ein Meer schlafender Gegner geblickt, viele Zelte gesehen, bezeichnet von den Standarten feindlicher Anführer, Gnomen und Trolle, aber sie waren alle unbewacht gewesen. Bei einigen hatte er sich näher herangeschlichen, ohne jedoch etwas zu entdecken.

Er belauschte Gesprächsfetzen zwischen den Gnomen und Patrouillien, die nicht schliefen, versuchte gleichzeitig, nicht aufzufallen und doch nah genug heranzukommen, um zu hören, was

gesprochen wurde. Aber die Trollsprache war ihm gänzlich fremd, und das Wenige, das er von der Gnomensprache verstand, brachte ihm nichts Nützliches ein. Es schien, als wüßte niemand von den beiden Vermißten und dem Schwert, ja, es hatte den Anschein, als befänden sich weder die Gefangenen noch die Waffe hier im Lager. Flick begann sich zu fragen, ob Allanon nicht einer Täuschung erlegen war.

Er blickte besorgt zum bewölkten Nachthimmel hinauf. Er wußte nicht genau, wie spät es war, aber auf die Dunkelheit würde er sich nur noch wenige Stunden verlassen können, so viel war ihm klar. Für einen Augenblick geriet er in Panik, als ihm einfiel, daß die Zeit nicht einmal reichen mochte, zu Allanons Versteck zurückzukehren. Er schüttelte aber die Angst entschlossen ab und sagte sich, daß er im Wirrwarr des erwachenden Lagers leicht zwischen den Leuten würde hindurchschlüpfen und zu den Berghängen gelangen können, bevor die Sonne ihn erfaßte.

In der Dunkelheit regte sich rechts von ihm plötzlich etwas, und in den Feuerschein stapften vier riesenhafte Trolle, alle bewaffnet. Sie unterhielten sich leise, während sie an Flick vorbeigingen. Einer Eingebung folgend, schloß Flick sich im Abstand von einigen Metern an, weil er wissen wollte, wohin sie in voller Kampfausrüstung gingen, mitten in der Nacht. Mehrmals kamen sie an dunklen Zelten vorbei, in denen Flick ihr Ziel vermutete, aber sie marschierten ohne Aufenthalt weiter.

Flick fiel auf, daß die Anlage des Lagers sich in diesem Bereich veränderte. Es gab hier noch mehr Zelte, manche mit hohen, erhellten Vordächern, hinter denen aufrechte Silhouetten sichtbar waren. Es gab weniger einfache Soldaten, die am Boden schliefen, sondern mehr Wachen zwischen den hell lodernden Feuern. Es fiel Flick schwerer, sich in dieser Helligkeit zu verbergen. Um Fragen aus dem Weg zu gehen und nicht entdeckt zu werden, holte er auf und marschierte hinter den Trollen her, als gehöre er zu ihnen. Sie kamen an zahlreichen Wachen vorbei, die kurz grüßten und ihnen nachsahen, aber nicht einer versuchte den verummten Gnom aufzuhalten, der hinter dem Trupp herlief. Die Trolle bogen plötzlich nach links ab, und Flick folgte ihnen automatisch - sah sich aber plötzlich vor einem langen, niedrigen Zelt, das ebenfalls von bewaffneten Trollen bewacht wurde. Flick blieb keine Zeit mehr, umzukehren oder sich zu verstecken, und als der Trupp vor dem Zelt stehenblieb, ging er einfach weiter, so, als gehe ihn das Ganze nichts an. Die Wachen schienen sich ebenfalls nichts dabei zu denken und warfen nur beiläufige Blicke auf ihn, als er vorbeischlurfte. Augenblicke später war er an ihnen vorbei, allein in der Dunkelheit.

Er blieb abrupt stehen. Der Schweiß lief ihm über den ganzen Körper, er atmete kurz und stoßweise. Er hatte nur eine Sekunde Zeit gehabt, durch die Öffnung in das beleuchtete Zelt zu blicken, zwischen den emporragenden Trollenwachen mit den eisernen Piken hindurch - nur eine Sekunde, um das geduckte,

schwarzgeflügelte Ungeheuer zu sehen, das dort stand, umgeben von Trollen und Gnomen. Aber der Anblick war unverwechselbar gewesen. Ein Schädelträger! Flick zitterte am ganzen Körper, während er sich bemühte, zu Atem zu kommen.

In dem schwerbewachten Zelt ging etwas Entscheidendes vor. Vielleicht befanden sich die Vermißten und das Schwert dort, bewacht von den Gehilfen des Dämonen-Lords. Ein grausamer Gedanke, und Flick wußte, daß er um jeden Preis einen Blick ins Innere werfen mußte. Aber seine Zeit war abgelaufen, das Glück hatte ihn im Stich gelassen. Die Wachen allein genügten schon, um zu verhindern, daß jemand ins Innere gelangte, aber die zusätzliche Anwesenheit eines Schädelträgers ließ die Aussicht selbstmörderisch erscheinen. Flick ließ sich auf die Hacken nieder und schüttelte hoffnungslos den Kopf. Die Ungeheuerlichkeit der Aufgabe entmutigte ihn, aber welcher Weg blieb ihm sonst? Wenn er jetzt zu Allanon zurückkehrte, wußten sie so viel wie vorher, und der nächtliche Erkundungsgang war umsonst gewesen.

Er sah zum Nachthimmel hinauf, als könne er dort eine Lösung finden. Die Wolkendecke verharrte an ihrem Platz und hing drohend zwischen dem Mond und der Schwärze der schlafenden Sterne. Die Nacht würde bald zu Ende sein. Flick stand auf und zog den Umhang wieder enger um sich. Das Schicksal mochte ihm beschieden haben, daß die ganze Mühe nur dazu gedient hatte, ihm einen raschen Tod einzubringen, aber Shea verließ sich auf ihn- vielleicht auch Allanon und die anderen. Er mußte wissen, was in diesem Zelt war. Langsam und vorsichtig schlich er sich an.

Die Morgendämmerung kam schnell, eine düstere graue Helligkeit am östlichen Himmel, lastend unter Nebel und Stille. Das Wetter hatte sich südlich der Streleheim-Ebenen nicht gebessert, unterhalb der dunklen Wand, die das Fortschreiten des Dämonen-Lords anzeigte. An den Hangen der westlichen Drachenzäh hatten die Wachen ihre Posten verlassen, um in das erwachende Lager der Nordland-Armee zurückzukehren. Allanon saß ruhig im Schutz der Felsblöcke, in dem schwarzen, langen Umhang kaum geschützt gegen die Kälte oder den Nieselregen, aus dem bald ein Guß wurde. Er hatte die ganze Nacht hier gesessen und auf Flick gewartet, aber als der Himmel im Osten hell wurde und der Feind erwachte, verblaßten seine Hoffnungen. Trotzdem wartete er weiter, wider alle Aussichten hoffend, daß es dem kleinen Talbewohner auf irgendeine Weise gelungen sein mochte, sich zu verbergen, unbemerkt durch das Lager zu schleichen und seinen vermißten Bruder, den Elfen-König und das Schwert zu finden, um dann durch die feindlichen Linien zu gelangen, bevor der Tag anbrach.

Das Lager wurde abgebrochen, die Zelte sanken in sich zusammen und wurden verpackt, während die riesige Armee Marschsäulen bildete. Schließlich begann die Kampfmaschine des Dämonen-Lords nach Süden zu marschieren, Richtung

Kern, und der riesenhafte Druide trat hinter den Felsen hervor, damit ihn Flick sehen konnte, wenn er in der Nähe war. Nichts rührte sich, nichts war zu hören als der über das Grasland fauchende Wind, und die schwarze Gestalt stand regungslos. Nur die Augen verrieten die tiefe Bitterkeit, die der Druide empfand. Endlich wandte er sich nach Süden, einen Weg parallel zu der vorausmarschierenden Armee wählend. Riesenschritte bezwangen die Entfernung zwischen ihnen, als der Regen herabzurauschen begann und die gewaltige Leere der Ebenen zurückblieb. Menion Leah erreichte den mäandernden Mermidon-Fluß unmittelbar nördlich der Inselstadt Kern nur Minuten, bevor es hell wurde. Allanon hatte den Prinzen zu Recht darauf hingewiesen, daß er es schwer haben würde, unentdeckt durch die feindlichen Linien zu schlüpfen. Die Vorposten reichten weit über die Ebene hinaus, nach Westen über dem Mermidon vom Südrand der Drachenzähne. Alles nördlich dieser Linie gehörte dem Dämonen-Lord. Feindliche Streifen huschten ungehindert am Südrand des hochragenden Gebirges entlang und bewachten die wenigen Übergänge. Balinor, Höndel und die Elfen-Brüder hatten am hohen Kennon-Paß einen dieser Trupps überrumpeln können, aber Menion genoß nicht den Schutz der Berge vor den Nordländern. Er hatte direkt durch das flache, offene Grasland südlich des Mermidon gehen müssen, das sich nach Süden zum Mermidon erstreckte. Zwei Dinge kamen dem Hochländer jedoch zu Hilfe. Die Nacht blieb bewölkt und dunkel, so daß man nur wenige Meter weit sehen konnte. Außerdem war Menion ein Jäger und Spurensucher wie kein anderer im Südland. Er vermochte schnell und sicher durch die Schwärze zu eilen, unentdeckt von allen, außer den allerschärfsten Ohren. Er hatte sich nicht ohne Groll von Allanon und Flick verabschiedet. Er traute dem riesigen Druiden nicht so ganz und bereute es, Flick mit ihm allein gelassen zu haben. Sie hatten alles getan, was Allanon verlangte, und ihm in jeder Krise blind vertraut, obwohl sie ahnten, daß er ihnen vieles verschwieg. Er hatte zwar immer recht gehabt, aber das Schwert hatten sie nun doch nicht bekommen, dazu auch noch Shea verloren. Und jetzt sah es so aus, als sollte die Armee aus dem Nordland erfolgreich im Süden eindringen. Nur das Grenzreich von Callahorn stand dazwischen bereit, den Angriff abzuwehren. Menion, der die ungeheure Streitmacht gesehen hatte, wagte nicht daran zu glauben, daß selbst die legendäre Grenzlegion sie würde aufhalten können. Sein Verstand sagte ihm, die einzige Hoffnung bestünde darin, die Gegner so lange hinzuhalten, bis die Elfen- und Zwerge-Armeen sich mit der Grenzlegion vereinigen konnten, um dann zurückzuschlagen. Er war überzeugt davon, daß das Schwert für sie verloren war, und selbst wenn sie Shea wiederfinden sollten, würde es keine Gelegenheit mehr geben, nach der rätselhaften Waffe zu suchen. Er fluchte leise, als sein Knie an die scharfe Kante eines Felsblocks stieß, und richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf seine

Umgebung. Wie eine schwarze Eidechse wand er sich an den unteren Hängen der Drachenzähne hinunter, durch das Labyrinth von Blöcken und Brocken, das Schwert von Leah und den langen Eschenbogen auf den Rücken geschnallt. Er gelangte nach unten, ohne auf jemand zu stoßen, und starrte in die Dunkelheit. Nichts regte sich. Er trat vorsichtig hinaus auf die grasbewachsene Ebene und blieb immer wieder stehen, um zu lauschen. Er wußte, daß die Wachtposten in der Nähe sein mußten, vermochte aber nichts zu erkennen.

Er hastete lautlos weiter, das Messer locker in der Hand. Er ging lange Minuten ohne Zwischenfall und glaubte schon aufatmen zu können, als ein schwaches Geräusch an sein Ohr drang. Er erstarrte sofort, versuchte auszumachen, woher es gekommen war, und hörte es wieder - ein leises Husten aus der Dunkelheit unmittelbar vor ihm. Ein Posten hatte sich gerade noch rechtzeitig verraten, um den Hochländer davor zu bewahren, daß er mit ihm zusammenprallte. Ein Aufschrei hätte alle anderen sofort herbeigelockt.

Menion ließ sich auf Hände und Knie nieder und umklammerte das Messer fester. Er kroch lautlos weiter. Endlich vermochten seine Augen die Umrisse einer Gestalt zu erkennen. Der Größe nach war der Posten ein Gnom. Menion wartete noch einige Minuten, um ganz sicher zu sein, daß der Gnom ihm den Rücken zukehrte, dann schlich er sich an. Mit einer blitzschnellen Bewegung fuhr er hoch, packte den ahnungslosen Gnom an der Kehle und ließ das Messer niedersausen. Der Gnom sank bewußtlos auf den Boden. Menion zögerte nicht, sondern huschte weiter; er wußte, daß andere Wachen in der Nähe waren. Der Wind blies unablässig, und die Minuten verrannen zäh.

Schließlich und endlich erreichte er den Mermidon vor der Inselstadt Kern, deren Lichter fern im Süden glommen. Er blieb auf einer kleinen Anhöhe stehen, die langsam abfiel und das Nordufer des schnellströmenden Flusses bildete. Er blieb halb geduckt, den Umhang eng um sich gewickelt, um vor der nächtlichen Kälte geschützt zu sein. Er war verwundert und erleichtert darüber, daß er den Fluß erreicht hatte, ohne auf eine weitere Postenkette zu stoßen. Vermutlich hatte er mit seiner ursprünglichen Annahme recht gehabt und war durch eine der Ketten geschlüpft, ohne es zu bemerken.

Der Prinz von Leah sicherte nach allen Seiten, dann richtete er sich auf und streckte sich. Er wußte, daß er den Mermidon weiter unten durchqueren mußte, wenn er nicht eine längere Strecke im eisigen Wasser schwimmen wollte. Sobald er eine Stelle unmittelbar der Insel gegenüber erreichte, war er sicher, ein Boot oder eine Fähre zur Stadt zu finden. Er schob die Waffen auf seinem Rücken höher, lächelte grimmig vor sich hin und begann über den Fluß nach Süden zu gehen.

Er war noch nicht sehr weit gekommen, vielleicht tausend Meter, als der Wind für einen Augenblick erstarb; in der plötzlichen Stille hörte er vor sich ein Murmeln. Augenblicklich warf

er sich auf den Boden. Der Wind fegte wieder an seinen Ohren vorbei, als er in die Dunkelheit hineinlauschte. Das Fauchen erstarb ein zweitesmal, und wieder hörte er das leise Murmeln, aber diesmal war ihm klar, was es bedeutete. Stimmen, die aus der Schwärze am Flußufer zu ihm heraufgetragen wurden. Er kroch hastig zurück über die Böschung, wo er vor den funkelnden Lichtern der fernen Stadt wieder verborgen war. Dann stand er auf und lief geduckt parallel zum Strom weiter. Die Stimmen wurden lauter und deutlicher und schienen endlich unmittelbar über die Böschung heraufzukommen. Er lauschte angestrengt, schien aber nicht verstehen zu können, was gesprochen wurde. Er robbte vorsichtig bis zur Böschungskante, von wo aus er eine Gruppe dunkler Gestalten am Mermidon erkennen konnte.

Als erstes sah er das an einem Strauch festgebundene Boot. Sein Transportmittel, wenn er es erreichen konnte - aber er verwarf den Gedanken fast augenblicklich. In einem Kreis neben dem verankerten Boot standen vier große, bewaffnete Trolle, unverwechselbar sogar in dieser Düsternis. Sie sprachen mit einer fünften Gestalt, die kleiner und schwächer war, der Kleidung nach zweifellos ein Bewohner des Südländes.

Menion betrachtete sie kurze Zeit aufmerksam und versuchte ihre Gesichter zu erkennen, aber in der trüben Beleuchtung war das nahezu unmöglich. Er konnte nur sehen, daß der Fremde einen kleinen, schwarzen Bart trug, den er beim Reden auf merkwürdige Weise mit kurzen, ruckhaften Bewegungen strich. Dann sah der Prinz von Leah plötzlich noch etwas. Neben den Männern lag ein großes, wohlverschnürtes Bündel. Menion starrte es zweifelnd an, im Dunkel ungewiß, was es sein mochte. Zu seiner Verblüffung bewegte sich das Bündel ein wenig - genug, um den Hochländer davon zu überzeugen, daß unter der dicken Hülle etwas Lebendiges steckte. Fieberhaft versuchte er sich eine Möglichkeit auszudenken, wie er an die kleine Gruppe herankommen konnte, aber es war bereits zu spät. Die vier Trolle und der Fremde trennten sich. Einer der Trolle ging zu dem rätselhaften Bündel und warf es mühelos über seine breite Schulter. Der Fremde kehrte zum Boot zurück, löste die Halteleine und stieg hinein, um die Ruder ins Wasser zu tauchen. Man wechselte Abschiedsworte, und Menion fing Satzketten auf, darunter die Bemerkung, man habe alles fest in der Hand. Als das Boot auf den Fluß hinausfuhr, rief der Fremde noch, man möge weitere Nachrichten von ihm über den Prinzen abwarten.

Menion drückte sich tiefer in das feuchte Gras und sah den Mann mit seinem Boot in der nebligen Dunkelheit über dem Mermidon verschwinden. Der neue Tag kam endlich herauf, aber in Form von trübem, dunstig-grauem Licht, bei dem man nicht viel mehr sah als vorher im Dunkeln. Der Himmel war noch immer verhangen von großen, schwarzen Wolken, die jeden Augenblick die Erde zu streifen drohten. Bald würde es heftig regnen, und die Luft war bereits erfüllt von einem feuchten, itis Mark dringenden Nebel, der die Kleidung Menions durch-

leuchtete und sich eiskalt auf seine Haut legte. Die riesige Nordland-Armee würde in kurzer Zeit auf dem Marsch zur Inselstadt Kern sein und sie vermutlich gegen Mittag erreichen. Es blieb ihm wenig Zeit, die Bürger vor dem bevorstehenden Angriff zu warnen - einem Sturm von Soldaten und Waffen, gegen den die Stadt sich nicht lange würde halten können. Die Bevölkerung mußte auf der Stelle evakuiert und zu ihrem Schutz nach Tyrsis oder noch weiter südlich gebracht werden. Balinor mußte erfahren, daß die Zeit abgelaufen war, daß die Grenzlegion antreten und den Feind aufhalten mußte, bis sie von den Zwerg- und Elfen-Armeen verstärkt wurde.

Der Prinz von Leah wußte, daß keine Zeit mehr blieb, weiter über das geheimnisvolle Treffen am Flußufer nachzudenken, aber er zögerte noch einen Augenblick, als die vier Trolle mit dem sich aufbäumenden Bündel das Ufer verließen und zur Anhöhe auf seiner Rechten hinaufstiegen. Für Menion stand fest, daß der Fremde im Boot einen Gefangenen gemacht und ihn den Soldaten der Nordland-Armee übergeben hatte. Die nächtliche Begegnung war von beiden Seiten vorher vereinbart worden, die Übergabe hatte aus Gründen stattgefunden, die Menion nicht zu erraten vermochte. Wenn sie sich diese Mühe gemacht hatten, mußte der Gefangene für sie - und damit für den Dämonen-Lord - sehr wichtig sein.

Menion sah die Trolle in den dichten Morgennebel hineingehen und war immer noch unentschlossen, ob er eingreifen sollte. Allanon hatte ihm eine Aufgabe übertragen - eine lebenswichtige, die Tausende von Menschenleben retten mochte. Es blieb keine Zeit für Husarenritte im feindlichen Gebiet zur Befriedigung persönlicher Neugier, selbst wenn das hieß... Shea! Angenommen, es war Shea, den man eingefangen hatte? Der Gedanke durchzuckte Menion wie ein Blitz, und die Entscheidung war gefallen. Shea war zu allem der Schlüssel - Menion mußte versuchen, ihn zu befreien, wenn er wirklich der Gefangene war.

Er sprang auf und lief schnell nach Norden, dorthin zurück, von wo er gekommen war, bemüht, auf einem Weg parallel zu dem der Trolle zu bleiben. Im dichten Nebel fiel es schwer, die Richtung zu halten, aber Menion dachte nicht lange über dieses Problem nach. Es würde außerordentlich schwer werden, vier bewaffneten Trollen ihren Gefangenen zu entreißen, da schon ein einziger von ihnen dem Hochländer körperlich weit überlegen war. Dazu kam die Gefahr, daß sie wieder durch die Postenkette der Nordland-Armee gelangen würden. Wenn er nicht vorher zupackte, hatte er keine Chance. Eine Rettung hing vor allem davon ab, ob der Fluchtweg zum Mermidon frei war. Menion spürte die ersten klatschenden Regentropfen, als er weiterhastete, und der Donner grollte drohend, während der Wind an Stärke zunahm. Verzweifelt suchte Menion in dem Gemisch von Wolken und Nebel nach einer Spur seiner Gegner, konnte aber nichts erkennen. Überzeugt, daß er zu langsam gewesen war und sie verfehlt hatte, hetzte er über das Grasland, wie ein wilder,

schwarzer Schatten durch den Nebel huschend. Er schlug Haken um kleine Bäume und Büsche. Der Regen peitschte sein Gesicht, das Wasser lief ihm in die Augen, so daß er kurz stehenbleiben und sich das Gesicht abwischen mußte. Er schüttelte erbost den Kopf. Sie mußten irgendwo in der Nähe sein.

Schlagartig tauchten die vier Trolle links hinter ihm aus dem Nebel auf. Menion hatte sich verschätzt und sie überholt. Er sank hinter ein niedriges Gebüsch und starrte hinaus. Wenn sie auf diesem Weg blieben, würden sie an einem größeren Strauchwerk weiter vorne vorbeikommen. Der Prinz von Leah sprang auf und raste davon in den Nebel, bis er die Trolle nicht mehr sehen konnte. Wenn sie ihn wahrgenommen hatten, war es aus mit ihm. Sie würden auf ihn gefaßt sein. Wenn nicht, wollte er seinen Hinterhalt in das Gebüsch verlegen und dann zum Fluß zurücklaufen. Er rannte über die Ebene zu den Sträuchern, wo er sich keuchend auf alle vier niederließ und vorsichtig durch die Zweige schaute.

Einen Augenblick lang gab es nichts zu sehen als Nebel und Regen, dann tauchten vier massige Gestalten auf und näherten sich seinem Versteck. Er warf den schweren, durchnästen Jagdumhang ab. Er mußte schnell sein können, um den Trollen zu entkommen, sobald es ihm gelungen war, den Gefangenen zu befreien. Auch die großen Stiefel zog er aus. Das Schwert von Leah ließ er neben sich auf den Boden, nachdem er es aus der Lederstheide gezogen hatte. Er griff nach dem großen Eschenholzbogen und nahm zwei lange, schwarze Pfeile aus dem Köcher. Die Trolle näherten sich rasch. Sie gingen zu zweit nebeneinander, und einer der vorderen Soldaten trug die schlaffe Gestalt des Gefangenen. Menion erhob sich langsam auf ein Knie, den Pfeil am Bogen, und wartete.

Die ahnungslosen Trolle hatten das Buschwerk fast erreicht, als der erste Pfeil sirrend von der Sehne flog und das Bein des Nordländers traf, der den Gefangenen trug. Mit einem Aufschrei ließ der Troll seine Bürde fallen und stürzte zu Boden. Im nächsten Augenblick schoß Menion den zweiten Pfeil ab und traf die Schulter des zweiten Trolls in der ersten Reihe, der herumgerissen wurde und mit den beiden anderen zusammenprallte.

Ohne Zögern sprang Menion aus dem Gebüsch und stürzte schreiend und das Schwert schwingend auf die fassungslosen Trolle zu. Sie waren von dem vorübergehend vergessenen Gefangenen ein, zwei Schritte zurückgetreten, und der wilde Angreifer wuchtete die schlaffe Gestalt mit einer Hand auf die Schulter, bevor die entgeisterten Nordländer reagieren konnten. Im nächsten Augenblick war er an ihnen vorbeigestürzt und hieb noch mit dem Schwert auf den Unterarm eines Trolls ein, der vergeblich versuchte, ihn aufzuhalten. Der Weg zum Mermidon war frei.

Zwei Trolle, der eine unverletzt, der andere leicht verwundet, nahmen sofort die Verfolgung auf und liefen durch den Regen. Ihre schwere Rüstung und deren großes Gewicht verlangsamten

sie beträchtlich, aber sie waren doch schneller, als Menion erwartet hatte, und dazu frisch und ausgeruht. Selbst ohne Umhang und Stiefel konnte Menion nicht sehr schnell laufen, solange er den gefesselten Gefangenen tragen mußte. Der Regen wurde immer stärker und peitschte ihm entgegen, während er seinen schmerzenden Körper vorwärtstrieb. Mit weiten, raumgreifenden Schritten hetzte er durch das Gras, vorbei an Bäumen, um Büsche und wassergefüllte Löcher herum. Mehrmals stolperte und stürzte er auf die Knie, nur um sofort wieder aufzuspringen und weiterzulaufen.

Im weichen Gras waren scharfe Steine und dornige Pflanzen verborgen, so daß es nicht lange dauerte, bis seine nackten Füße aus Schnitt- und Stichwunden bluteten. Aber er spürte den Schmerz nicht und rannte weiter. Die weite Ebene allein war Zeugin des sonderbaren Rennens zwischen den riesigen, schwerfälligen Jägern und der schattenhaften Beute, als sie südwärts durch den strömenden Regen und eisigen Wind eilten. Sie liefen, ohne zu hören, zu sehen oder zu fühlen, und nichts störte die Stille als das Fauchen des böigen Windes in den Ohren der Laufenden.

Die Zeit hörte für den fliehenden Hochländer auf zu existieren, während er sich zwang, seine Beine anzutreiben, obwohl die Muskeln längst überfordert waren - und noch immer kein Fluß!

Er schaute längst nicht mehr um, ob die Trolle näherkamen. Er konnte sie spüren, in seinem Inneren ihre keuchenden Atemzüge hören; sie holten rasch auf. Er mußte schneller werden! Er mußte den Fluß erreichen und Shea befreien!

In seiner fast völligen Erschöpfung betrachtete er die gefesselte, verummte Gestalt unbewußt als seinen Freund. Er hatte, als er sie gepackt hatte, sofort gemerkt, daß sie schwächig und klein war. Es sprach einiges dafür, daß es sich um den vermißten Talbewohner handelte. Der verschnürte Gefangene war wach und bewegte sich unruhig, während Menion weiterrannte, gab dumpfe Laute von sich, auf die Menion keuchend hervorstieß, sie seien bald in Sicherheit.

Der Regen rauschte plötzlich noch heftiger herab, bis man kaum noch einen Meter weit sehen konnte, und der durchnäßte Hoden verwandelte sich schnell in einen grasbewachsenen Sumpf. Menion stolperte über eine im Wasser liegende Wurzel und stürzte der Länge nach ins schlammige Gras, während seine kostbare Bürde neben ihm auf den Boden plumpste. Zerschlagen und erschöpft schob sich Menion auf Hände und Knie, das große Schwert in Bereitschaft, und schaute sich nach seinen Verfolgern um. Zu seiner Erleichterung waren sie nirgends zu sehen. Im Sturzbach des Regens und durch den Nebel hatten sie ihn vorübergehend aus den Augen verloren. Es konnte aber nicht lange dauern, bis sie ihm wieder auf der Spur waren... Menion schüttelte heftig den Kopf, um klar zu werden und das Wasser aus den Augen zu bekommen, dann kroch er schnell auf das durchnäßte Mündel zu. Wer immer auch darin stecken mochte, würde von

nun an neben Menion herlaufen müssen. Der Prinz von Leah wußte, daß er nicht mehr die Kraft hatte, den anderen zu tragen. Ungeschickt sägte der Hochländer an den Stricken herum, das Schwert mit nasser Hand umklammernd. Es muß Shea sein.'sagte eine¹ Stimme immer wieder in ihm, es muß Shea sein. Die Trolle und der Fremde hatten sich solche Mühe gegeben, unbeobachtet zu bleiben... Die Fesseln schnellten auseinander. Es mußte Shea sein! Er schälte die mit Armen und Beinen strampelnde Person aus den dicken Mänteln. Dann richtete Menion sich plötzlich auf, wischte den Regen aus den Augen und glotzte. Er hatte eine Frau gerettet.

Kapitel 11

Eine Frau! Weshalb sollten die Nordländer eine Frau entführen? Menion starrte in die klaren, blauen Augen, die ihn unsicher anblinzten. Es war keine gewöhnliche Frau. Sie war von außerordentlicher Schönheit - dunkel gebräunte Haut über den edel geschnittenen Zügen des runden Gesichts, eine schlanke, graziöse Gestalt, gekleidet in Seide, und ihre Haare...! So etwas hatte er noch nie gesehen. Auch naß und vom herabstürzenden Regen an ihren Kopf geklatscht, schulterlang und tiefer, in dichten Flechten, leuchtete es tiefrötlich im grauen Morgen. Er starrte sie Augenblicke wie in Trance an, dann holten ihn die Schmerzen in den blutenden, zerstochnen Füßen in die Wirklichkeit zurück, ließen ihn wieder an die Gefahr denken, in der sie schwebten. Er stand schnell auf, und sein Gesicht verzerrte sich, als er seine Füße wieder belastete. Die Müdigkeit durchflutete ihn so stark, daß er sich am liebsten wieder hingelegt hätte. Er schwankte wie ein Betrunkener, auf das große Schwert gestützt. Das angstvolle Gesicht des Mädchens - ja, entschied er, man mußte sie noch ein Mädchen nennen - starrte ihn aus einem grauen Nebel an. Dann war sie plötzlich auf den Beinen, stützte ihn, redete leise auf ihn ein. Er schüttelte den Kopf und nickte dann hilflos.

»Schon gut. Es geht wieder.« Es klang lallend, als er die Worte hervorstieß. »Zum Fluß - wir müssen Kern erreichen.«

Sie machten sich wieder auf den Weg durch Nebel und Regen, mit schnellen Schritten, manchmal auf dem glitschigen Boden nur mühsam das Gleichgewicht bewahrend. Menion spürte, wie sein Kopf klarer wurde, und seine Kraft kehrte langsam zurück, als sie weitergingen, das Mädchen neben ihm an seinen Arm geklammert, halb gestützt, halb stützend. Seine scharfen Augen suchten die Düsternis ringsum nach den Trollen ab, die gewiß in der Nähe sein mußten. Plötzlich vernahm er ein Geräusch, das rauschende Toben und Stampfen des Mermidon, der das tiefliegende Ufer überflutete und Kern entgegenwogte. Das Mädchen hörte es auch und umklammerte aufmunternd seinen Arm fester. Augenblicke später standen sie auf der Böschung über dem

Nordufer. Der Strom schwoll immer mehr an. Menion hatte keine Ahnung, wo Kern genau lag, aber er wußte, daß sie die Insel ganz verfehlen würden, wenn sie an der falschen Stelle übersetzten. Das Mädchen schien das Problem zu begreifen; sie packte seinen Arm und ging mit ihm flußabwärts. Menion ließ sich widerstandslos führen und suchte wie sie die Umgebung ab. Der Regen hatte nachgelassen, der Nebel begann sich zu lichten. Es würde nicht lange dauern, bis das Gewitter aufhörte und man wieder würde sehen können. Sie mußten möglichst schnell über den Strom.

Menion wußte nicht, wie lange ihn die junge Frau am Fluß entlangführte, aber endlich blieb sie stehen und wies mit hastigen Bewegungen auf ein kleines Skiff, das am Ufer lag. Der Hochländer schnallte eilig das Schwert auf den Rücken, dann legten die beiden ab. Der Fluß war eisig kalt, und Menion spürte, wie die Kalte vom Gischt, der über das Boot hinwegspritzte, bis ins Mark drang. Er ruderte wild gegen die starke Strömung an, die sie mit ungeheurer Kraft flußabwärts riß, so daß das Boot sich mehrmals um die eigene Achse drehte. Es war ein unbarmherziger, grausamer Kampf zwischen Strom und Mensch, der endlos zu sein schien, und in Menions Gehirn begann alles zu verschwimmen.

Was am Ende geschah, wurde ihm nie völlig klar. Er nahm dumpf wahr, daß Hände ihn vom Boot auf ein grasbewachsenes Ufer hoben, wo er zusammenbrach. Er hörte die sanfte Stimme dess Mädchens, dann wurde es schwarz um ihn. Er schwamm in Dunkelheit und wieder hinaus, geplagt von einem Gefühl der Gefahr, das ihn bedrängte und hochtreiben wollte, aber sein Körper konnte nicht reagieren, und schließlich verfiel er in einen tiefen Schlaf.

Als er wach wurde, war es draußen noch hell, und der Regen fiel gleichmäßig von einem grauen Himmel. Er lag in der Wärme und Behaglichkeit eines Bettes, trocken und ausgeruht, die zerschundenen Füße gesäubert und verbunden. Der Regen trommelte friedlich an die Fenster. Menion schaute sich in der schön eingerichteten Kammer um und begriff schnell, daß das nicht das Heim eines Durchschnittsbürgers war, sondern eine königliche Behausung. Die Täfelung trug Abzeichen und Wappen, die den Königen von Callahorn gehörten, wie Menion wußte. Er lag ruhig da und ließ den Blick durch das Zimmer gleiten, während er spürte, wie seine Kraft zurückkehrte. Er sah auf einem Stuhl *trockene Kleidung liegen und wollte gerade aufstehen, um sich anzuziehen, als die Tür aufging und eine alte Dienerin mit einem Tablett voll dampfender Speise hereinkam. Sie nickte höflich und lächelte, eilte mit dem Tablett ans Bett, um es dem Hochländer vorzusetzen, stützte seinen Rücken mit Kissen und drängte ihn, zu essen, solange noch alles heiß sei. Sie erinnerte Menion beinahe an seine eigene Mutter, eine gütige, treusorgende Frau, die in seinem zwölften Lebensjahr gestorben war. Die Dienerin wartete, bis er den ersten Bissen zu sich genommen hatte, dann*

verließ sie das Zimmer und schloß leise die Tür hinter sich. Menion aß langsam, genoß die wohlschmeckenden Speisen und fühlte sich wieder kräftiger werden. Erst als er halb fertig war, fiel ihm ein, daß er seit über vierundzwanzig Stunden nichts gegessen hatte - oder vielleicht noch länger. Er starrte wieder durch das Fenster auf den Regen und konnte nicht einmal sagen, ob es noch derselbe Tag war. Es mochte schon der nächste sein... Blitzartig fiel ihm ein, weshalb er nach Kern gekommen war -um die Stadt vor der Invasion durch die Nordland-Armee zu warnen. Es mochte schon zu spät sein. Er war bei dem Gedanken erstarrt, die Gabel vor dem Mund, als die Tür ein zweitesmal aufging. Es war die junge Frau, die er gerettet hatte, erholt und frisch, in einem fließenden, langen Gewand von satten Farben, die langen, roten Flechten gekämmt und schimmernd sogar im grauen Licht des regnerischen Tages. Sie war bei weitem die schönste Frau, der Menion je begegnet war. Er bemerkte die erhobene Gabel, ließ sie sinken und lächelte. Sie schloß die Tür hinter sich und trat an sein Bett. Unfaßbar schön, dachte er wieder. Weshalb war sie entführt worden? Was mochte Balinor über sie wissen - welche Antworten konnte er geben? Sie betrachtete ihn mit ihren klaren, ruhigen Augen.

»Ihr seht sehr gesund aus, Prinz von Leah«, sagte sie lächelnd.

»Der Schlaf und das Essen haben Euch gutgetan.«

»Woher wißt Ihr...?«

»Euer Schwert trägt die Abzeichen des Königs von Leah, so viel weiß ich. Wer anderer als sein Sohn würde eine solche Waffe tragen? Aber Euren Namen weiß ich nicht.«

»Menion«, erwiderte der Prinz, ein wenig verwundert über die Kenntnisse des Mädchens.

Die junge Frau streckte eine schmale, gebräunte Hand aus, um die seine zu drücken.

»Ich bin Shirl Ravenlock, und das ist meine Heimat, Menion - die Inselstadt Kern. Ohne Eure Tapferkeit hätte ich sie nie wiedergesehen. Dafür werde ich Euch ewig dankbar und in Freundschaft verbunden sein. Und nun eßt weiter, während wir uns unterhalten.« Sie setzte sich zu ihm ans Bett. Wieder hob er die Gabel, aber das löste die Erinnerung in ihm aus, und er ließ sie auf den Teller fallen.

»Ihr müßt Tyrsis Nachricht geben, Balinor verständigen - die Invasion aus dem Norden hat begonnen! Eine Armee lagert nicht weit von Kern, um...«

»Ich weiß, keine Sorge«, erwiderte Shirl schnell und hob die Hand. »Selbst im Schlaf habt Ihr von der Gefahr gesprochen - Ihr habe uns noch gewarnt, bevor Ihr ohnmächtig geworden seid. Tyrsis erhält Nachricht. Palance Buckhannah herrscht in Abwesenheit seines Bruders; der König ist noch immer sehr krank. Kern organisiert seine Verteidigung, aber im Augenblick besteht noch keine dringende Gefahr. Durch die Regenfälle ist der Mermidon so angeschwollen, daß eine größere Streitmacht nicht übersetzen kann. Wir sind sicher, bis Verstärkung

kommt.«

»Balinor hätte schon vor Tagen in Tyrsis sein müssen«, sagte Menion erschrocken. »Was ist mit der Grenzlegion? Ist sie kampfbereit?«

Das Mädchen sah ihn verständnislos an. Von diesen Dingen wußte sie offenbar nichts. Menion stellte das Tablett plötzlich Weg und stieg aus dem Bett, während Shirl sich erstaunt erhob. »Shirl, Ihr mögt glauben, daß Ihr auf dieser Insel sicher seid, aber ich kann Euch sagen, daß die Zeit für uns alle abläuft!« sagte Menion scharf, als er nach der Kleidung griff. »Ich habe gesehen, wie groß diese Armee ist, und selbst das Hochwasser wird sie nicht lange aufhalten. Im übrigen müßte ein Wunder geschehen, wenn Hilfe kommen sollte.« Er erstarrte plötzlich, die Hand am Zweiten Knopf seines Nachthemdes, als ihm klar wurde, daß er vor einem Mädchen stand. Er deutete stumm zur Tür, aber sie schüttelte nur den Kopf und drehte sich um, damit er sich ankleiden konnte.

»Und Eure Entführung?« fragte Menion, hastig in die frischen Sachen schlüpfend. »Habt Ihr eine Ahnung, weshalb Ihr für die Nordländer so wichtig seid - abgesehen von der Tatsache, daß ihr eine sehr schöne Frau seid?« Er lächelte, als er sich vorstellte, daß das Mädchen sicherlich errötete, auch wenn er das nicht sehen konnte.

»Ich weiß nicht genau, was geschehen ist«, sagte sie nach einer Pause. »Ich schlief. Ein Geräusch im Zimmer weckte mich, dann wurde ich gepackt und verlor das Bewußtsein - ich glaube, ich wurde niedergeschlagen oder... Nein, jetzt erinnere ich mich. Es war ein Tuch mit einer übelriechenden Flüssigkeit, das man mir auf das Gesicht preßte. Ich wurde ohnmächtig, und als ich wieder zu mir kam, lag ich am Fluß. Wie eingeschnürt ich war, wißt Ihr. Ich konnte nichts sehen und nur wenig hören - und dies Wenige nicht verstehen. Habt Ihr etwas gesehen?«

Menion schüttelte den Kopf und zuckte die Achseln.

»Nein, nicht viel«, sagte er, als ihm einfiel, daß ihn Shirl nicht sehen konnte. »Ein Mann hat Euch im Boot hinübergebracht und vier Trollen übergeben. Ich konnte den Mann nicht genau sehen, würde ihn aber vielleicht wiedererkennen, wenn er mir begegnen sollte. Ich muß Euch noch einmal fragen: Weshalb sollte Euch jemand entführen? Dreht Euch um. Ich bin angekleidet.«

Die junge Frau drehte sich gehorsam um und kam heran, als er die hohen Jagdstiefel anzog.

»Ich bin von königlichem Geblüt, Menion«, sagte sie leise. Menion hob den Kopf. Er hatte schon vermutet, daß sie keine gewöhnliche Bürgerin Kerns war, nachdem sie das Wappen von Leah an seinem Schwert erkannt hatte. »Meine Vorfahren waren Könige von Kern - und für einige Zeit auch von Callahorn, bevor die Buckhannahs vor etwa hundert Jahren an die Macht kamen. Ich bin eine... nun, man könnte vielleicht sagen, eine Prinzessin - in absentia.« Sie lachte plötzlich, und Menion lächelte sie an.

»Mein Vater ist Mitglied des Rates, der die inneren Angelegenheiten von Kern regelt. Der König ist der Herrscher von Callahorn, aber dabei handelt es sich, wie man sagt, um eine aufgeklärte Monarchie, und der König mischt sich selten in die Angelegenheiten der Stadt ein. Sein Sohn Palance fühlte sich schon geraume Zeit zu mir hingezogen, und es ist kein Geheimnis, daß er vorhat, mich zu heiraten. Ich... ich kann mir vorstellen, daß ein Feind mich dazu benutzen könnte, gegen ihn vorzugehen.«

Menion nickte düster, von einer dumpfen Vorahnung geplagt. Palance hatte keinen direkten Anspruch auf den Thron von Callahorn, wenn Balinor nicht etwas zustieß. Weshalb vergeudete jemand Zeit damit, den jüngeren Sohn unter Druck zu setzen,

156
wenn man nicht die Gewißheit hatte, daß Balinor nicht zur Stelle sein würde?

»Shirl, wie lange habe ich geschlafen?« fragte er sorgenvoll.

»Fast einen ganzen Tag«, erwiderte sie. »Ihr seid erschöpft gewesen, als man uns gestern morgen aus dem Mermidon zog, und ich dachte, Ihr solltet schlafen. Ihr hattet uns gewarnt...«

»Vierundzwanzig Stunden verloren!« stieß Menion hervor.

»Ohne den Regen wäre die Stadt schon gefallen! Wir müssen sofort handeln, aber was... Shirl, Euer Vater und der Rat! Ich muß mit ihnen sprechen!« Er griff nach ihren Armen, als sie zögerte.

»Stellt jetzt keine Fragen, tut, was ich Euch sage! Wo ist der Ratssaal? Schnell, führt mich hin!«

Ohne auf Antwort zu warten, nahm Menion das Mädchen bei der Hand und zog es durch die Tür hinaus in den langen Korridor. Sie eilten gemeinsam durch das leere Haus hinaus in einen großen Garten mit Rasenflächen und Bäumen, die Köpfe im Regen gesenkt. Die Gehsteige der Gebäude auf der anderen Straßenseite waren halb überdacht, und es blieb ihnen erspart, erneut völlig durchnäßt zu werden. Unterwegs fragte ihn Shirl, wie er in diesen Teil des Landes gekommen sei, aber Menion antwortete ausweichend. Er glaubte, dem Mädchen vertrauen zu können, aber Allanons Warnung, daß keiner die Geschichte von dem verschwundenen Schwert preisgeben solle, hinderte ihn daran, ihr alles zu erzählen. Statt dessen erwiderte er, er sei gekommen, um Balinor gegen die Invasion aus dem Nordland beizustehen.

Sie erreichten das Ratsgebäude, einen hohen, alten Bau, umgeben von verwitterten Säulen, mit Bogenfenstern und massiven Türen. Die Wachen am Eingang hielten sie nicht auf, und sie hasteten durch die langen, gewundenen Korridore und die steilen Treppen hinauf. Der Raatssaal befand sich im dritten Stock des großen Gebäudes. Als sie endlich vor den Holztüren standen, erklärte Shirl, sie werde ihrem Vater und den anderen Ratsmitgliedern mitteilen, daß er sie zu sprechen wünsche. Zögernd erklärte Menion sich bereit, zu warten. Er blieb ungeduldig im Korridor zurück und lauschte dem gedämpften Stimmengewirr, während die Sekunden verrannen und der Regen an die Fenster-

scheiben trommelte.

Er verlor sich für einen Augenblick in der Ruhe und Einsamkeit des uralten Gebäudes, dachte an seine Freunde und fragte sich, was aus ihnen geworden sein mochte. Vielleicht würden sie nie mehr zusammentreffen wie in den erregenden Tagen auf dem Weg zur Druidenfestung, aber den Mut, die Opferbereitschaft und Treue der anderen würde er nie vergessen.

Vor allem Shea. Er schüttelte den Kopf, als er an seinen ältesten / Freund dachte. Wie seltsam, wie unfäßbar fremdartig alles erschien, dachte Menion. Shea und das Schwert von Shannara - sie ' stammten aus einer Zeit, die langsam zu Ende ging, und waren doch die Hoffnung der Stunde, der Schlüssel zum Leben.

Die schweren Türen zum Ratssaal öffneten sich, und seine Gedanken wurden unterbrochen, als Shirl ihn ansprach. Sie wirkte klein und zerbrechlich unter den massiven Deckenbalken, , und ihre Schönheit blendete ihn beinahe. Kein Wunder, daß Palance Buckhannah diese Frau als Gemahlin begehrte. Menion trat auf sie zu, griff nach ihrer warmen, kleinen Hand, und betrat mit ihr den Saal. Er registrierte die alte Strenge des Saales, als er in das graue Licht schritt, das durch die hohen Fenster drang. Um einen großen Holztisch saßen zwanzig Männer, die einander auf seltsame Weise ähnelten - alle alt, vielleicht weise, und entschlossen. Nur ihre Augen verrieten die Sorge um ihre Stadt und die Bevölkerung. Sie wußten, was die Nordland-Armee tun würde, wenn der Regen aufhörte und das Wasser des Mermidon sank. Er blieb vor ihnen stehen und horchte einen Augenblick in die Stille hinein, dann begann er zu sprechen.

Er wählte seine Worte mit Bedacht und beschrieb die riesige Streitmacht, die sich unter der Führung des Dämonen-Lords gesammelt hatte, schilderte kurz seinen langen Weg nach Callahorn, erwähnte Balinor und die anderen Freunde. Vom Schwert, von Sheas geheimnisvoller Herkunft und auch von Allanon sprach er nicht. Als er zum Schluß die Räte aufforderte, ihre Stadt zu retten, solange noch Zeit war, die Bevölkerung zu evakuieren, bevor der Fluchtweg abgeschnitten wurde, empfand er eine seltsame Befriedigung. Er hatte weit mehr als sein eigenes Leben aufs Spiel gesetzt, um diese Menschen zu warnen. Ohne ihn wären sie vielleicht alle zugrunde gegangen. Es war Menion eine große Erleichterung, daß er seine Aufgabe hatte erfüllen können.

Die Ratsmitglieder bestürmten Menion mit zornigen und angstvollen Fragen. Der Prinz beantwortete sie knapp und klar und versuchte ihnen zu erklären, daß die Nordland-Armee wirklich so übermächtig war, wie er es dargestellt hatte, und an einem Angriff nicht zu zweifeln sei. Der Aufruhr legte sich schließlich, und man sprach besonnener über die noch bestehenden Möglichkeiten. Einige Räte glaubten, die Stadt könne verteidigt werden, bis Palance Buckhannah mit der Grenzlegion von Tyrsis her anrücke, aber die meisten waren der Ansicht, daß die Invasionsarmee die Insel leicht erstürmen könne, sobald der Regen aufhörte, was jeden Tag der Fall sein mochte. Menion hörte

schweigend zu, als der Rat zu einer Entscheidung zu kommen versuchte. Schließlich wandte sich der grauhaarige Mann mit dem geröteten Gesicht, den Shirl als ihren Vater vorgestellt hatte, an ihn und zog ihn beiseite, während die anderen weiterdiskutierten.

»Habt Ihr Balinor gesehen, junger Mann? Wißt Ihr, wo er zu finden ist?«

»Er hätte schon vor Tagen in Tyrsis sein müssen«, erwiderte Menion besorgt. »Er wollte die Grenzlegion mobilisieren. Begleitet wurde er von zwei Vettern Eventine Elesedils.« Der Ältere runzelte die Stirn und schüttelte bedrückt den Kopf.

»Prinz von Leah, ich muß Euch sagen, daß die Lage verzweifelter ist, als es den Anschein hat. Ruhl Buckhannah, der König von Callahorn, ist vor einigen Wochen schwer erkrankt, und sein Zustand scheint sich nicht zu bessern. Balinor war damals nicht in der Stadt, so daß der jüngere Bruder die Pflichten des Vaters übernahm. Er war zwar auch vorher schon ein schwankender Mensch, wirkte in letzter Zeit aber völlig unvernünftig. Zu seinen ersten Amtshandlungen gehörte, die Grenzlegion auf einen Bruchteil ihrer früheren Größe zu verringern.«

»Wahnsinn!« entfuhr es Menion. »Was, im Namen...«

»Er hielt sie für unnötig«, fuhr der andere schnell fort, »und ersetzte sie durch eine kleine Kompanie seiner eigenen Leute. Es ist nun so, daß er sich immer schon im Schatten seines Bruders stehend betrachtete, und die Grenzlegion war auf Anweisung des Königs Balinor unterstellt. Palance ging wohl davon aus, daß sie dem ältesten Sohn des Königs die Treue halten würde, nicht ihm, und er scheint nicht die Absicht zu haben, Balinor den Thron zu überlassen, sollte der König sterben. Das hat er ganz deutlich gezeigt. Die Befehlshaber der Grenzlegion und einige enge Mitarbeiter Balinors wurden ergriffen und eingesperrt - alles ganz heimlich, um das Volk nicht gegen Palance aufzubringen.

Palance hat sich als einzigen Vertrauten und Berater einen Mann namens Stenmin gewählt, einen gefährlichen Mystiker und verschlagenen Gesellen, der seine eigenen Ziele verfolgt und nicht auf das Wohl des Volkes oder auch nur von Palance Buckhannah achtet. Ich sehe nicht, wie wir hoffen könnten, der Invasion zu begegnen, wenn unsere eigene Führung so unterminiert ist. Ich fürchte, daß wir den Prinzen nicht von der Gefahr überzeugen können, bis der Feind vor den offenen Toren steht!«

»Dann ist Balinor in höchster Gefahr«, sagte Menion dumpf.

»Er ist nach Tyrsis gegangen, ohne zu ahnen, daß sein Vater krank ist und sein Bruder die Herrschaft an sich gerissen hat. Wir müssen ihn sofort verständigen!«

Die Ratsmitglieder waren aufgesprungen und schrien hitzig aufeinander ein. Shirls Vater eilte hinzu, aber es dauerte einige Minuten, bis es den bedächtigeren Räten gelang, die anderen zu beschwichtigen, damit die Diskussion in Ruhe fortgesetzt werden konnte. Menion hörte kurze Zeit zu, dann irrte seine Auf-

merksamkeit ab, und er blickte hinüber zu den hohen Bogenfenstern. Es war nicht mehr so dunkel wie zuvor, und auch der Regen hatte weiter nachgelassen. Bis morgen würde er vermutlich ganz aufhören, und die jenseits des angeschwollenen Mermidon lagernde Streitmacht würde versuchen, überzusetzen. Am Ende würde ihnen das auch gelingen, selbst wenn die in Kern stationierten oder lebenden Soldaten, bei weitem in der Minderzahl, die Insel zu verteidigen versuchten. Ohne eine große, wohl organisierte Armee zum Schutz der Stadt würden die Menschen niedergemetzelt werden, und Kern mußte fallen. Er dachte an Allanon und fragte sich, was der einfallsreiche Druiden an seiner Stelle nun tun würde. Die Lage sah nicht gut aus. Tyrsis wurde von einem irrationalen, ehrgeizigen Usurpator beherrscht. Kern war praktisch ohne Führung, die Meinung des Rates geteilt, und man diskutierte immer noch über Maßnahmen, die längst hätten getroffen werden müssen. Menion fühlte, wie seine Beherrschung nachließ. Es war Wahnsinn, weiter über die Alternativen zu streiten.

»Räte! Hört mich an!« schrie er mit solcher Lautstärke, daß seine Stimme von den Mauern widerhallte. Die Männer im Saal verstummten. »Nicht nur Callahorn, sondern das ganze Süderland, meine Heimat und die Eure, fällt der Vernichtung anheim, wenn wir jetzt nicht handeln. Morgen nacht wird Kern in Schutt und Asche liegen, die Bewohner werden Sklaven sein. Unsere einzige Chance, zu überleben, besteht in der Flucht nach Tyrsis; unsere einzige Hoffnung, die mächtige Nordland-Armee zu besiegen, ruht auf der Grenzlegion, neu aufgestellt unter Balinor. Die Elfen-Armeen stehen bereit, mit uns zu kämpfen. Die Zwergenvölker, seit Jahren im Kampf gegen die Gnomen, haben versprochen, uns beizustehen. Aber wir müssen getrennt dem Feind die Stirn bieten, bis wir uns vereinen und der ungeheuren Bedrohung begegnen können.«

»Gut gesprochen, Prinz von Leah«, sagte Shirls Vater, als Menion Atem holte. »Aber nennt uns eine Lösung für unser vor-dringliches Problem, damit unsere Menschen Tyrsis erreichen können. Der Feind lagerte unmittelbar hinter dem Mermidon, und wir sind praktisch wehrlos. Wir müssen fast vierzigtausend Menschen von dieser Insel evakuieren und sie dann sicher nach Tyrsis führen, Meilen im Süden. Zweifellos hat der Feind schon überall am Ufer Wachen aufgestellt, um zu verhindern, daß der Mermidon überschritten wird, bevor er sich auf Kern stürzt. Wie können wir solche Hindernisse überwinden?«

Menion lächelte flüchtig.

»Wir greifen an«, sagte er schlicht.

Einen Augenblick herrschte Totenstille, und man starrte ihn ungläubig an. Bevor jemand etwas erwidern konnte, hob er die Hand.

»Ein Angriff ist genau das, womit sie nicht rechnen werden - vor allem, wenn er nachts erfolgt. Ein schneller Vorstoß gegen eine Flanke wird sie, wenn er gut vorbereitet ist, verwirren und

glauben machen, eine große Streitmacht habe sie angegriffen. Dunkelheit und Verwirrung werden dazu beitragen, daß unsere wahre Stärke verborgen bleibt. Ein solcher Angriff wird ihre vorgeschobenen Posten rund um die Insel zurückholen. Ein kleiner Trupp kann sehr viel Lärm machen, ein paar Brände legen und sie stundenlang festhalten. Inzwischen kann die Stadt evakuiert werden.«

Einer der Räte schüttelte den Kopf.

»Einige Stunden werden nicht genügen, auch wenn Euer Plan tollkühn genug ist, um die Nordländer zu überraschen, junger Mann. Selbst wenn wir alle vierzigtausend von der Insel ans Südufer übersetzen könnten, müssen sie danach noch nach Tyrsis geführt werden - fast fünfzig Meilen Weg. Die Frauen und Kinder brauchen Tage für diese Entfernung, selbst unter normalen Bedingungen, und sobald der Feind entdeckt, daß Kern verlassen worden ist, wird er der Bevölkerung nach Süden folgen. Wir können nicht hoffen, schneller zu sein. Warum sollten wir es auch nur versuchen?«

»Ihr braucht nicht schneller zu sein«, sagte Menion sofort.

»Ihr bringt die Menschen nicht über Land nach Süden, sondern den Mermidon hinunter! Setzt sie in kleine Boote, auf Flöße, auf alles, was ihr habt oder bis heute nacht bauen könnt. Der Mermidon reicht weit nach Callahorn hinein, bis zehn Meilen vor Tyrsis. Dort geht ihr an Land und könnt bis Tagesanbruch die Stadt erreichen, lange bevor die schwerfällige Nordland-Armee Euch folgen kann.«

Der ganze Rat erhob sich wie ein Mann und schrie seine Zustimmung hinaus, erfaßt vom Feuer und der Entschlossenheit des jungen Hochländers. Wenn es irgendeine Möglichkeit gab, die Bewohner von Kern zu retten, sogar wenn die Insel selbst den feindlichen Horden überlassen werden mußte, dann hatte man die Pflicht, es zu versuchen. Der Rat vertagte sich nach kurzer Besprechung, um die arbeitende Bevölkerung zu organisieren. Von jetzt bis zum Einbruch der Dunkelheit sollten alle, die dazu fähig waren, beim Bau großer Holzflöße helfen, auf denen jeweils mehrere hundert Menschen Platz hatten. Es gab bereits Hunderte von kleinen Booten rings um die Insel, mit denen die Leute ans andere Ufer gelangt waren. Dazu kam noch eine Reihe größerer Fähren, die man ebenfalls einsetzen konnte. Menion empfahl, der Rat möge die bewaffneten Soldaten der Stadt als Streifen am Ufer einsetzen, damit niemand die Insel verlasse. Alle Einzelheiten der geplanten Massenflucht mußten so lange wie möglich geheimgehalten werden. Die größte Sorge Menions war es, daß jemand sie dem Feind verriet, bevor sie Gelegenheit hatten, zu handeln. Jemand hatte Shirl in ihrem eigenen Haus überfallen, sie aus der dichtbevölkerten Stadt gebracht und den Trollen übergeben - eine Aufgabe, die von keinem zu bewältigen gewesen wäre, der nicht mit der Umgebung vertraut war. Wer diese Person auch sein mochte, sie war frei und unentdeckt geblieben. Wenn sie die Einzelheiten des Evakurierungsplanes er-

fuhr, mochte sie versuchen, die Nordland-Armee zu warnen. Der Rest des Tages verging für Menion sehr schnell. Für den Augenblick waren Shea und seine Begleiter der letzten Wochen vergessen. Zum erstenmal, seitdem Shea ihn im Hochland aufgesucht hatte, stand der Prinz von Leah vor einem Problem, das er voll und ganz begriff, das Fähigkeiten verlangte, die er einzusetzen mußte. Der Feind war nicht länger der Schädelkönig oder seine Geisterwesen, der Feind war aus Fleisch und Blut - Wesen, die nach denselben Regeln wie andere Menschen lebten und starben und deren Drohung der Hochländer verstand. Vor allem kam es auf die Zeit an, und er stürzte sich entschlossen in die Arbeit, eine ganze Stadt zu retten.

Gemeinsam mit den Räten überwachte er den Bau der riesigen Holzflöße, mit denen die Mehrheit der belagerten Bevölkerung auf dem noch immer angeschwollenen Mermidon nach Tyrsis gebracht werden sollte. Bestiegen werden sollten sie am Südwestufer, unmittelbar unterhalb der Stadt. Es gab eine breite, aber gut geschützte Bucht, von der aus die Flöße und kleineren Boote im Schutz der Dunkelheit ablegen konnten. Dem Einschnitt unmittelbar gegenüber standen am anderen Ufer niedrige Hügel, die bis zum Wasser hinabreichten. Menion glaubte, eine Handvoll Männer könne den Fluß überqueren, wenn der Hauptangriff auf das feindliche Lager in der Nacht begann, und den kleinen Vorposten überwältigen. Danach konnten die Flöße und Boote ablegen und sich von der Strömung flußabwärts tragen lassen, dem Südarms des Mermidon nach Tyrsis folgend. Wenn der Himmel bewölkt blieb, wenn die vorgeschobenen Posten zurückgezogen wurden, sobald die Attacke begann, wenn die Menschen auf ihren Flößen still blieben, mochte die Evakuierung gelingen.

Aber am späten Nachmittag hörte der Regen ganz auf, und die Wolken rißen auf, so daß man schmale, blaue Streifen Himmel erkennen konnte. Der Sturm zog ab, und es hatte den Anschein, als werde der Nachthimmel wolkenlos sein und das Land unter dem entlarvenden Licht des Mondes und Tausender heller Sterne liegen. Menion saß in einem der kleineren Räume des Ratsgebäudes, als er sah, wie es aufklarte, und seine Aufmerksamkeit wurde von der großen Landkarte auf dem Tisch vorübergehend abgelenkt. Neben ihm standen zwei Angehörige der aufgelösten Grenzlegion, Janus Senpre, ein Oberstleutnant, und ein grauhaariger alter Soldat namens Fandrez. Der letztere kannte das Land rund um Kern besser als jeder andere und war hinzugezogen worden, um den Angriffstrupp zu beraten. Senpre, sein Vorgesetzter, war für seinen Rang überraschend jung, aber ein tüchtiger, entschlossener Offizier, der ein Dutzend Dienstjahre hinter sich hatte. Er war ein begeisterter Anhänger Balinors und hatte, wie Menion, erschrocken auf die Tatsache reagiert, daß von Tyrsis keine Nachricht über das Eintreffen des Prinzen gekommen war. Früher am Nachmittag hatte er zweihundert erfahrene Soldaten aus der dezimierten Legion ausgesucht, um mit

ihnen das feindliche Lager anzugreifen.

Menion hatte seine Hilfe angeboten, die man dankbar annahm.

Der Hochländer war noch immer zerschlagen von seinen Strapazen, weigerte sich aber, bei den zu Evakuierenden zu bleiben.

Flick hätte seine Beharrlichkeit als ein unvernünftiges Gemisch von Halsstarrigkeit und Stolz abgetan, aber Menion Leah wollte nicht vergleichsweise ungefährdet auf der Insel bleiben, während am anderen Ufer ein Gefecht stattfand.

»Diese Stelle - hier bei der Spinn-Barre -, da muß die Landung erfolgen«, knurrte Fandrez und unterbrach Menions Gedankengänge. Janus Senpre nickte und sah Menion fragend an. Der Hochländer stimmte zu.

»Man wird hier bei der Sandbank überall Posten aufgestellt haben«, sagte Menion. »Wenn wir sie nicht sofort überwältigen, könnten sie uns den Rückweg abschneiden.«

»Ihr müßt sie von dort fern- und den Weg freihalten«, sagte der Offizier.

Menion wollte etwas einwenden, kam aber nicht zu Wort.

»Ich weiß Euren Wunsch zu schätzen, uns zu begleiten, Menion, aber wir müssen viel schneller sein als der Feind, und Eure Füße sind noch nicht in der Verfassung, längere Anstrengungen zu ertragen. Das wißt Ihr so gut wie ich. Also übernehmt Ihr die Uferpatrouille. Haltet uns den Weg zu den Booten offen, damit leistet Ihr uns einen größeren Dienst, als wenn Ihr mit uns kommen würdet.«

Menion nickte langsam, trotz seiner Enttäuschung. Er hatte den Angriff mit anführen wollen. In einem Winkel seines Gehirns hegte er noch immer die Hoffnung, Shea als Gefangenen im feindlichen Lager zu finden. Er dachte an Allanon und Flick. Vielleicht hatten sie den jungen Talbewohner entdeckt, wie Allanon es versprochen hatte. Er schüttelte traurig den Kopf.

Die Besprechung endete bald danach, und Menion Leah verließ bedrückt und verbittert den Raum. Fast ohne es zu merken, ging er die Steintreppen hinunter und lief durch die Straßen zurück zu Shirls Haus. Wohin sollte das alles führen? dachte er. Die Bedrohung durch den Dämonen-Lord hing über ihnen wie eine schwarze, unheimliche Wolke. Wie konnten sie jemals hoffen, ein Wesen zu besiegen, das keine Seele besaß - ein Wesen, das nach Gesetzen lebte, die der Welt, in der Menion geboren war, zur Gänze fremd waren?

Er stand plötzlich vor dem Ravenlock-Haus. Die schweren Türen waren geschlossen, die Metallbänder wirkten kalt und frostig im grauen Nebel, der sich langsam auszubreiten begann. Er ging auf dem mit Platten ausgelegten Weg in den kleinen Garten. Von Laub und Blumen tropfte noch der Regen, der Boden war weich und naß. Er stand versunken da und gab für Augenblicke der Verzweiflung nach. So allein war er sich noch nie vorgekommen, nicht einmal in der dunklen Leere des Hochlands von Leah, wenn er fern von seinem Heim und allen Freunden auf der Jagd gewesen war. Eine dumpfe Stimme in ihm sagte, er

werde nie mehr dorthin zurückkehren, woher er gekommen war, er werde Freunde, Heimat, Familie nie wiedersehen. Auf irgendeine Weise hatte er in den vergangenen Tagen alles verloren. Er schüttelte den Kopf und drängte die aufsteigenden Tränen zurück.

Auf den Steinplatten näherten sich plötzlich Schritte, und eine kleine, zierliche Gestalt trat zu ihm, mit großen Augen, die ihn anblickten und dann über den Garten hinwegschweiften. Sie standen lange Zeit stumm nebeneinander, und es war, als sei die übrige Welt ausgesperrt. Am Himmel drängten neue, riesige Wolken heran und verhüllten das letzte Blau des Himmels. Es wurde dunkel, und der Regen begann erneut auf das belagerte Land herabzurauschen. Menion registrierte mit zerstreuter Erleichterung, daß die Insel Kern eine schwarze, mondlose Nacht erleben würde.

Es war weit nach Mitternacht, der Regen hatte ein wenig nachgelassen, aber der Nachthimmel war noch immer tiefschwarz und drohend, als Menion Leah erschöpft auf ein kleines, primitiv gebautes Floß stolperte, das am Südufer verankert war. Zwei schlanke Arme griffen nach ihm, als er zusammensank, und er blickte verwundert in die Augen Shirl Ravenlocks. Sie hatte auf ihn gewartet, wie versprochen, obwohl er sie angefleht hatte, mit den anderen zu gehen, sobald die Evakuierung begann. Zerschlagen und blutend, ließ er sich in einen noch halbwegs trockenen Mantel hüllen und an ihre Schulter ziehen, während sie in den nächtlichen Schatten kauerten und warteten.

Andere, die mit Menion zurückgekehrt waren, stiegen auf das Floß, gezeichnet von der Anstrengung, aber stolz auf den Mut und die Opferbereitschaft, die sie in dieser Nacht auf den Ebenen nördlich von Kern bewiesen hatten. Niemals hatte der Prinz von Leah solche Tapferkeit im Angesicht einer Übermacht gesehen. Die wenigen Männer der Legion hatten das feindliche Lager so aufgestört, daß selbst jetzt noch, an die vier Stunden nach dem Beginn des Angriffs, dort völlige Verwirrung herrschte. Die Zahl der Feinde war unfäßbar groß gewesen- Tausende und Abertausende, durcheinanderstürmend, auf alles einhauend, was sich bewegte, Tod und Verwundung sogar für die eigenen Reihen säend. Sie waren getrieben worden von mehr als Angst oder Haß, nämlich von der unmenschlichen Macht des Dämonen-Lords, dessen unermeßliche Wut sie wie irrsinnige Wesen, die kein anderes Ziel kannten als Zerstörung, in den Kampf schleuderte. Und trotzdem hatten die Männer der Legion sie aufgehalten, zurückgeworfen und immer wieder angegriffen. Viele waren gefallen. Menion wußte nicht, was sein eigenes, armseliges Leben geschont hatte, aber es grenzte an ein Wunder, daß er nicht tot war.

Die Ankertaue wurden gelöst, und er spürte, wie das Floß, von der Strömung getrieben, auf den Fluß hinausglitt. Augenblicke später befanden sie sich in der Fahrrinne, lautlos stromabwärts gleitend, der ummauerten Stadt Tyrsis entgegen, wohin die Bewohner von Kern Stunden zuvor geflohen waren. Vierzigtau-

send Menschen, zusammengedrängt auf Riesenflößen, in kleinen Booten, sogar in Zweimannkähnen, waren unentdeckt aus der belagerten Stadt entkommen, als die feindlichen Posten am Westufer des Mermidon sich hastig ins Hauptlager zurückbegeben hatten, wo ein Großangriff durch die vereinigten Armeen Callahorns im Gange zu sein schien. Das Klatschen des Regens, das Rauschen des Flusses und das Geschrei aus dem fernen Lager hatten die gedämpften Laute der Menschen übertönt, die, zusammengepfercht auf ihren schwankenden Untersätzen, entschlossen den Weg in die Freiheit einschlugen. Die Dunkelheit des bewölkten Himmels hatte sie verborgen, ihr Mut sie aufrecht-erhalten. Zumindest vorerst waren sie dem Dämonen-Lord ent-; kommen.

Menion döste eine Weile und spürte nichts als ein leichtes Schwanken des Floßes, das der Strom rasch südwärts trug. Seltsame Träume durchzuckten ihn, dann drangen Stimmen zu ihm durch, zwangen ihn, schnell zu erwachen, und seine Augen wurden versengt von einem ungeheuren roten Schein, der die feuchte Luft ringsum erfüllte. Er kniff die Augen zusammen und stand auf, als der Nordhimmel sich mit rotem Leuchten verfärbte.

»Sie haben die Stadt angezündet, Menion!« sagte Shirls Stimme leise an seinem Ohr. »Sie verbrennen meine Heimat, den Ort, wo ich zu Hause war.«

Menion senkte den Kopf und griff nach Shirls Arm. Die Bewohner hatten flüchten können, aber die alte Stadt Kern erlebte das Ende ihrer Tage und versank mit grandioser Pracht in Asche.

Kapitel 12

Die Stunden verrannen lautlos in der Gruftschwärze der kleinen Zelle. Selbst nachdem die Augen der Gefangenen sich an die undurchdringliche Dunkelheit gewöhnt hatten, blieb eine Isolierung, die auf die Sinne drückte und ihre Fähigkeit zerstörte, den Ablauf der Zeit zu bestimmen. Jenseits der leeren Dunkelheit des Raumes und ihrer eigenen Atemzüge konnten die drei Gefangenen nichts hören als das gelegentliche Scharren eines kleinen Nagetieres und das stetige Tropfen eisig kalten Wassers auf Stein. Schließlich begannen ihre eigenen Ohren ihnen etwas vorzulügen, und sie hörten Geräusche, wo nur Stille war. Ihre Bewegungen selbst waren bedeutungslos, weil sie im leeren Raum stattzufinden schienen. Eine endlose Zeitspanne dehnte sich und verging, und noch immer erschien niemand.

Irgendwo im Licht und in der Luft über ihnen, inmitten der Menschen, entschied Palance Buckhannah über ihr Schicksal und damit indirekt über das Geschick des Südlandes. Die Zeit lief ab für Callahorn; mit jeder Stunde rückte der Dämonen-Lord näher. Aber hier, in der lautlosen Schwärze des kleinen Verlieses, in einer vom Pulsschlag der menschlichen Welt abgeschnittenen Umgebung, bedeutete die Zeit nichts, und der morgige Tag

würde so sein wie der heutige. Irgendwann würde man sie entdecken, aber würden sie ins freundliche Licht der Sonne steigen oder von einer Dunkelheit in die andere treten? Würden sie nur der entsetzlichen Düsternis des Schädelkönigs begegnen, dessen Macht nicht nur nach Callahorn, sondern in die fernsten Winkel aller Provinzen des Südländes reichte?

Balinor und die Elfen-Brüder hatten sich bald nach dem Verschwinden ihrer Wärter befreit. Die Stricke, mit denen sie gefesselt gewesen waren, hatte man nur locker gebunden, weil es keine Flucht aus den Verliesen gab, und sie hatten sich beeilt, die Knoten zu lösen. In der Dunkelheit kauend, Stricke und Augenbinden beiseite werfend, besprachen sie, was mit ihnen geschehen werde. Der feuchte, faulige Gestank des uralten Kellers verursachte Übelkeit, und die Luft war kalt und zermürend, trotz ihrer dicken Kleidung. Der Boden war aus Erde, die Mauern aus Stein und Eisen, der Raum nackt und leer.

Balinor kannte den Keller unter dem Palast, nicht aber den Raum, in den sie eingekerkert worden waren. Die Kellerräume wurden in erster Linie für Lagerzwecke benutzt, und es gab eine Reihe von Kammern, in denen man Weinfässer gestapelt hatte, aber dieser Raum gehörte nicht dazu. Er begriff betroffen, daß man sie in das alte Verlies, das Jahrhunderte zuvor unter dem Keller gebaut worden war, eingeschlossen hatte. Wahrscheinlich waren auch Balinors Freunde hier irgendwo eingesperrt, als sie in den Palast gegangen waren, um sich gegen die Auflösung der Grenzlegion auszusprechen. Das Gefängnis war gut verborgen, und Balinor bezweifelte, daß man sie finden würde.

Die Diskussion wurde schnell abgeschlossen. Es gab wenig zu sagen. Balinor hatte Hauptmann Sheelon seine Anweisungen gegeben. Wenn sie nicht zurückkehrten, sollte er Ginnisson und Fandwick aufsuchen, zwei von Balinors zuverlässigsten Befehlshabern, und sie veranlassen, die Grenzlegion wieder aufzustellen, um mit ihr den Angriff des Dämonen-Lords und seiner Invasionsarmee abzuschlagen. Außerdem sollte Sheelon Botschaften an die Elfen- und Zwerge-Nationen senden, sie warnen und um ihre schnelle Unterstützung bitten. Eventine würde nicht zulassen, daß seine Vettern lange Zeit Gefangene in Callahorn blieben, und auch Allanor würde schnell erscheinen, sobald er von ihrem Mißgeschick erfuhr. Aber die Zeit war kostbar, und da Palance entschlossen war, den Thron von Callahorn zu besteigen, schwebten sie in höchster Lebensgefahr. Balinor bedauerte im stillen, Durins Rat nicht gefolgt zu sein, eine Konfrontation mit seinem Bruder zu meiden, bis er sich des Ausgangs sicher gewesen wäre.

Er hatte nie geglaubt, daß es so schlimm kommen könnte.

Palance war wie ein Besessener gewesen, sein Haß so verzehrend, daß er sich nicht einmal angehört hatte, was Balinor ihm sagen wollte. Aber sein irrationales Verhalten gab wenig Rätsel auf. Es war mehr als eine Meinungsverschiedenheit zwischen den Brüdern, die zu dieser Wahnsinnstat geführt hatte. Es war mehr als

die Krankheit seines Vaters, an der Palance seinem Bruder die Schuld zu geben schien. Es hing zusammen mit Shirl Ravenlock, der verlockenden Schönheit, in die Palance sich vor Monaten verliebt und die zu heiraten er geschworen hatte, obwohl sie eher zu zögern schien. Dem jungen Mädchen aus Kern war etwas zugestoßen, und Balinor war die Schuld zugeschrieben worden. Palance würde alles tun, um sie zurückzugewinnen, wenn sie wirklich vermißt wurde.

Balinor erläuterte den Elfen-Brüdern die Lage. Er war überzeugt davon, daß Palance bald erscheinen und Auskunft über die junge Frau heischen würde. Aber er werde ihnen nicht glauben, wenn sie antworteten, sie wüßten nichts...

Mehr als vierundzwanzig Stunden vergingen, und noch immer tauchte niemand auf. Es gab nichts zu essen. Auch als ihre Augen sich mit der Zeit an das Dunkel gewöhnt hatten, gab es nichts zu sehen als ihre eigenen schauenhaften Gestalten und die Mauern. Sie wechselten sich beim Schlafen ab, um ihre Kräfte für das Bevorstehende zu schonen, aber die unheimliche Stille verhinderte tiefen, festen Schlaf, und sie fanden sich mit unruhigem, leichtem Schlummer ab, der sie körperlich und seelisch wenig erfrischte. Anfangs hatten sie versucht, an den Angeln der massiven Tür eine schwache Stelle zu finden, aber ohne Erfolg. Ohne Werkzeug vermochten sie auch den steinharten Boden nicht aufzugraben. Die Steinmauern waren alt, aber noch immer fest und massiv, ohne bröckelnde Steine. Sie gaben ihre Fluchtversuche schließlich auf und lehnten sich stumm an die Wände.

Schließlich, nach schier endlosen Stunden des Wartens in der kalten Stille, hörten sie in der Ferne klirrendes Metall, als irgendwo über ihnen eine alte Tür geöffnet wurde. Stimmen ertönten dumpf und leise, dann näherten sich Schritte. Sie standen schnell auf und drängten sich an die Zellentür, als Schritte und Stimmen näherrückten. Balinor erkannte die Stimme seines Bruders über den anderen, seltsam zögernd und brüchig. Dann wurden die schweren Riegel zurückgezogen, deren Kreischen den Gefangenen in den Ohren gellte, und sie traten von der dicken Tür zurück, als sie geöffnet wurde. Grelles Licht von Fackeln fiel in den dunklen Raum, und die Gefangenen bedeckten die geschwächten Augen. Während sie sich langsam an die Helligkeit gewöhnten, traten mehrere Gestalten ein und blieben stehen. Der jüngere Sohn des kranken Königs von Callahorn stand vor drei anderen Gestalten, das breite Gesicht ruhig, die Unterlippe vorgeschoben. Allein seine Augen verrieten den Haß, der in ihm loderte, und sie glitten unruhig, beinahe verzweifelt von einem Gefangenen zum anderen, während er hinter dem Rücken die Fäuste ballte und wieder öffnete. Hinter ihm stand ein Mann, den sogar die Elfen-Brüder erkannten, obwohl sie ihn vorher noch nie gesehen hatten. Es war Stenmin, ein hagerer, leicht gebückter Mann mit scharfen Zügen, gekleidet in rötliche Gewänder. Seine Augen wirkten seltsam verschattet und spiegelten etwas unsagbar Böses wider. Seine Hände glitten nervös über seinen Körper

und strichen immer wieder, beinahe mechanisch, über den kleinen, schwarzen Spitzbart. Hinter den beiden standen zwei bewaffnete Wachen, schwarz gekleidet, mit dem Abzeichen des Falken. Vor der Tür hatten zwei weitere Wachen Aufstellung genommen, alle mit spitzen, eisernen Piken. Einen Augenblick lang blieb es still; niemand bewegte sich auch nur, während die Männer einander anstarrten. Dann zeigte Palance mit einer ruckartigen Bewegung zur Tür.

»Ich spreche allein mit meinem Bruder. Führt die beiden anderen hinaus!«

Die Wachen gehorchten und trieben die widerstrebenden Brüder nach draußen. Der hochgewachsene Prinz wartete, bis sie gegangen waren, dann blickte er fragend auf die rotgekleidete Gestalt neben sich.

»Ich dachte, Ihr braucht mich vielleicht...?« Das hagere, berechnende Gesicht blieb Balinor zugewandt.

»Verlaßt uns, Stenmin! Ich spreche allein mit meinem Bruder.« Seine Stimme klang zornig. Der andere nickte sofort und ging hastig hinaus. Die schwere Tür schloß sich krachend, und die Brüder standen einander in der Stille gegenüber, in der nur das Zischen der Fackel zu hören war. Balinor bewegte sich nicht, sondern wartete ruhig, den Blick auf das Gesicht seines Bruders gerichtet, in dem er Spuren der alten Liebe und Freundschaft zu finden versuchte. Aber sie fehlten oder waren zumindest in einem fernen Winkel des Herzens verborgen, und an ihre Stelle war ein seltsamer, ruheloser Zorn getreten, der ebenso sehr einer Unzufriedenheit mit der Situation wie der Abneigung gegen den gefangenen Bruder zu entspringen schien. Dann verschwand der Zorn plötzlich und wurde verdrängt von einer ruhigen Distanz, die Balinor unecht und irrational fand, so, als spiele Palance eine Rolle, ohne sich des wahren Charakters bewußt zu sein.

»Weshalb bist du zurückgekommen, Balinor?« sagte er langsam und traurig. »Weshalb hast du es getan?«

Balinor antwortete nicht. Es gelang ihm nicht, den plötzlichen Stimmungsumschwung zu verstehen. Vorher schien sein Bruder entschlossen gewesen zu sein, ihn in Stücke reißen zu lassen, um den Aufenthalt der schönen Shirl Ravenlock zu erfahren, und nun ging es darauf gar nicht ein.

»Macht nichts, macht nichts...«, sagte Palance, bevor Balinor sich von seiner Verwunderung erholen konnte. »Du hättest fortbleiben sollen, nach... nach all... deinen Verrätereien. Ich hoffte es, weißt du, weil wir uns als Kinder so gut verstanden haben und du schließlich mein einziger Bruder bist. Ich werde König von Callahorn sein... ich hätte eigentlich der Thronfolger sein müssen...« Er verstummte und schien ins Leere zu starren. Er ist wahnsinnig geworden, dachte Balinor verzweifelt. Man kommt nicht mehr an ihn heran.

»Palance, hör mir zu - hör mir einmal genau zu. Ich habe dir oder deiner Shirl nichts getan. Ich bin in Paranor gewesen und bin nur zurückgekommen, um unser Volk zu warnen. Der Schä-

delkönig hat eine so riesige Armee aufgestellt, daß sie unbehindert durch das ganze Südland vorstoßen wird, wenn wir sie nicht hier aufhalten. Um all dieser Menschen willen, bitte, hör mich an...«

»Ich will von diesem albernen Geschwätz über eine Invasion nichts mehr hören!« sagte sein Bruder schrill. »Meine Späher haben die Grenzen des Landes überprüft und nirgends etwas von einer feindlichen Armee gesehen. Außerdem würde niemand es wagen, Callahorn anzugreifen - mich anzugreifen... Unser Volk ist hier in Sicherheit. Was geht mich der Rest des Südlandes an? Was schulde ich ihm? Man hat uns immer alleine kämpfen lassen, alleine das Grenzland verteidigen lassen. Ich schulde den Leuten nichts!« Er trat einen Schritt auf Balinor zu, und- der Haß flammte in seinen Augen wieder auf, als sein junges Gesicht sich verzerrte. »Du hast dich gegen mich gestellt, Bruder, als du wußtest, daß ich König werden sollte. Du hast versucht, mich zu vergiften, wie du meinen Vater vergiftet hast - du wolltest, daß ich so krank und hilflos sei wie er... daß ich alleine und vergessen sterbe wie er. Du hast geglaubt, einen Verbündeten gefunden zu haben, der dir den Thron verschafft, als du mit diesem Verräter Allanon fortgegangen bist. Wie ich diesen Mann hasse - nein, nicht Mann, ein böses Wesen! Er muß vernichtet werden! Aber *du* wirst in dieser Zelle bleiben, allein und vergessen, Balinor, bis du stirbst - das Schicksal, das du mir zgedacht hast, wirst *du* erleiden!«

Er wandte sich plötzlich ab und lachte kurz auf, als er zur geschlossenen Tür ging. Balinor glaubte, er werde sie öffnen, aber Palance blieb stehen und drehte sich um. Seine Augen wirkten wieder traurig.

»Du hättest dich von diesem Land fernhalten und ungefährdet leben können«, murmelte er beinahe verwirrt. »Stenmin sagte aber, du würdest zurückkommen, selbst als ich ihn vom Gegenteil überzeugen wollte. Er hatte wieder einmal recht. Er hat immer recht. Warum bist du gekommen?«

Balinor überlegte schnell. Er mußte seinen Bruder dazu bewegen, preiszugeben, was mit seinem Vater und seinen Freunden geschehen war.

»Ich... ich habe entdeckt, daß ich mich geirrt hatte - daß ich unrecht gehabt habe«, sagte er stockend. »Ich bin heimgekehrt, um mit unserem Vater und mit dir zu sprechen, Palance.«

»Vater«, sagte der Prinz tonlos und trat einen Schritt näher.

»Ihm ist nicht mehr zu helfen, er liegt wie ein Toter im Südflügel. Stenmin kümmert sich um ihn, wie ich auch, aber man kann nichts tun. Er scheint nicht mehr leben zu wollen.«

»Aber was fehlt ihm?« rief Balinor ungeduldig und ging drohend auf Palance zu.

»Bleib mir vom Leib, Balinor!« Palance wich hastig zurück, zog einen Dolch und duckte sich. Balinor zögerte. Es wäre leicht gewesen, Palance den Dolch zu entreißen und den Prinzen zu überwältigen, als Geisel für seine Freilassung. Aber irgend etwas hielt ihn zurück, eine innere Stimme, die ihn vor einem solchen

Schritt warnte. Er blieb stehen, hob die Arme und wich an die Rückwand zurück.

»Du darfst nicht vergessen, daß du mein Gefangener bist«, sagte Palance und nickte zufrieden. »Du hast den König vergiftet und versucht, mich zu vergiften. Ich könnte dich töten lassen. Stenmin hat mir geraten, dich sofort hinrichten zu lassen, aber ich bin nicht so feige wie er. Ich habe die Grenzlegion auch kommandiert, bevor... Aber sie ist jetzt aufgelöst, die Leute sind zu ihren Familien zurückgekehrt. Meine Regierungszeit soll eine des Friedens sein. Das verstehst du nicht, Balinor, nicht wahr?« Sein Bruder schüttelte den Kopf, verzweifelt bemüht, die Aufmerksamkeit des anderen noch einige Minuten festzuhalten. Offenbar hatte Palance den Verstand verloren. Ob das an einem Geburtsfehler lag oder an der Belastung durch die Geschehnisse, seitdem er, Balinor, Tyrsis verlassen hatte, war nicht ersichtlich. Jedenfalls war Palance nicht mehr der Bruder, mit dem Balinor aufgewachsen war und den er geliebt hatte wie keinen anderen. Es war ein Fremder, der in der körperlichen Hülle seines Bruders lebte - ein Fremder, besessen von dem Drang, König von Callahorn zu sein. Dahinter steckte Stenmin, das stand für Balinor fest. Der Mystiker hatte den Geist seines Bruders beeinflusst, ihn seinen eigenen Zwecken gefügig gemacht, ihn mit Versprechungen seiner Bestimmung als König bedrängt. Palance hatte schon immer der Herrscher von Callahorn sein wollen. Schon als Balinor die Stadt verlassen hatte, war ihm klargewesen, daß Palance sich eines Tages als König sah. Stenmin hatte ihn beraten und unterstützt, sein Gemüt gegen Palances Bruder vergiftet. Aber Palance war ein geistig und körperlich gesunder Mann gewesen, mit starkem Willen, unabhängig, nicht leicht zu zerbrechen. Nun hatte er sich völlig verändert. Höndel hatte Palance falsch gesehen, aber Balinor offenkundig auch. Keiner hatte so etwas vorausgesehen, und nun war es zu spät.

»Shirl - was ist mit Shirl?« sagte Balinor.

Wieder verschwand der Zorn aus den Augen seines Bruders, und Palance lächelte schwach.

»Sie ist so schön - so wunderschön.« Er seufzte und ließ den Dolch auf den Boden fallen, um mit Gesten seine Worte zu unterstreichen. »Du hast sie mir weggenommen, Balinor, du hast versucht, sie mir vorzuenthalten. Aber jetzt ist sie in Sicherheit. Sie wurde von einem Südländer gerettet, einem Prinzen, wie ich es bin. Nein, ich bin jetzt König von Tyrsis, und er ist nur ein Prinz. In einem ganz kleinen Reich; ich habe noch nie davon gehört. Er und ich werden gute Freunde sein, Balinor, so, wie wir es einst gewesen sind. Aber Stenmin... sagt, ich darf keinem trauen. Ich mußte sogar Messaline und Acton einsperren. Sie kamen zu mir, als die Grenzlegion heimgeschickt wurde, und wollten mich überreden... nun, ich sollte meine Friedenspläne aufgeben. Sie begriffen nicht... warum...« Er verstummte plötzlich, als sein Blick auf den Dolch fiel. Er hob ihn schnell auf, schob ihn in den Gürtel und lächelte seinen Bruder schief an, ge-

nau wie ein kluges Kind, das sich einer Rüge hat entziehen können. In Balinor gab es keinen Zweifel mehr, daß sein Bruder keine vernünftigen Entscheidungen mehr treffen konnte. Er wußte nun auch, warum ihn eine innere Stimme davor gewarnt hatte, sich auf Palance zu stürzen und ihn als Geisel zu nehmen. Wenn er das versucht und die Flucht ergriffen hätte, mit seinem Bruder als Gefangenem, wäre der bössartige Stenmin in die Lage versetzt worden, auf einen Schlag sein Ziel zu erreichen und beide Brüder zu töten. Er hätte dann behaupten können, Palance sei bei einem Fluchtversuch seines Bruders ums Leben gekommen. Wer wäre dann noch fähig gewesen, den Bösewicht daran zu hindern, daß er sich an die Spitze der Regierung setzte? Er hätte ganz allein über das Schicksal des Südländes bestimmen können.

»Palance, hör mir zu, ich flehe dich an«, sagte Balinor. »Wir haben uns früher so gut verstanden. Wir waren mehr als Brüder, wir waren Freunde und Gesellen. Wir haben einander vertraut, einander geliebt, und wir konnten uns über alles aussprechen. Das kannst du nicht alles vergessen haben. Hör mich an! Selbst ein König muß versuchen, sein Volk zu verstehen, auch wenn die Menschen nicht mit allem einverstanden sind, was er tut. Das gibst du doch zu, nicht wahr?«

Palance nickte, die Augen leer und starr, während er versuchte, den Nebel zu vertreiben, der sein Gemüt einhüllte. Ein Schimmer von Verständnis schien aufzuflackern, und Balinor war entschlossen, dorthin vorzustoßen, wo die Erinnerung an früher verborgen war.

»Stenmin benützt dich als Werkzeug - er ist ein böser Mensch.« Sein Bruder zuckte zusammen und trat einen Schritt zurück. »Du mußt das begreifen, Palance. Ich bin weder dein Feind noch der Feind dieses Ländes. Ich habe unseren Vater nicht vergiftet. Ich habe Shirl nichts getan. Ich möchte nur helfen...« Sein Appell wurde schlagartig unterbrochen, als sich die Zellentür knarrend öffnete und das heimtückische Gesicht Stenmins auftauchte. Er verbeugte sich ironisch und trat ein, den Blick unverwandt auf Balinor gerichtet.

»Ich dachte, ich hätte Euch rufen hören, mein König«, sagte er mit einem Lächeln. »Ihr seid so lange allein mit diesem Mann gewesen, daß ich fürchtete, es könnte etwas geschehen sein...« Palance starrte ihn einen Augenblick verständnislos an, dann schüttelte er den Kopf und wandte sich zum Gehen. Balinor überlegte noch einmal, ob er etwas unternehmen, sich auf den Mystiker stürzen und ihm das Genick brechen sollte, bevor die Wachen einzugreifen vermochten. Er zögerte jedoch, weil er nicht wußte, ob das ihm und seinem Bruder helfen würde, und die Gelegenheit entschwand. Die Wachen kamen wieder herein und brachten die Elfen-Brüder zurück, die sich zweifelnd umsehen, bevor sie zu ihrem Kameraden traten. Balinor fiel plötzlich ein, daß Palance von einem Prinzen aus einem kleinen Südländ-Reich gesprochen hatte - von einem Prinzen, der Shirl gerettet

haben sollte. Menion Leah! Aber wie war er nach Callahorn gekommen ... ?

Die Wachen wandten sich zum Gehen, und mit ihnen der stumme Palance, geleitet von einem rotumkleideten Arm des Mystikers. Plötzlich drehte sich die hagere Gestalt noch einmal um. Stenmin legte den Kopf auf die Seite, betrachtete die Gefangenen und lächelte schwach.

»Falls mein König vergessen haben sollte, es zu erwähnen, Balinor«, sagte er schleppend, »die Wachen ander Außenmauer haben Euch mit einem gewissen Hauptmann Sheelon sprechen sehen, einem ehemaligen Angehörigen der Grenzlegion. Er stand im Begriff, sich wegen Eurer heiklen Lage an andere zu wenden, als er ergriffen und festgesetzt wurde. Ich glaube nicht, daß er noch viel Gelegenheit haben wird, uns Schwierigkeiten zu bereiten. Die Angelegenheit ist abgeschlossen, und mit der Zeit wird man auch Euch vergessen.«

Balinors Mut sank. Wenn Sheelon gefaßt und eingesperrt worden war, bevor er Ginnisson und Fandwick hatte erreichen können, würde es niemanden geben, der die Grenzlegion wieder zusammenrufen konnte, niemanden, der sich zu Balinors Gunsten an das Volk zu wenden vermochte. Balinors Genossen würden beim Eintreffen nicht ahnen können, daß er in den Kerker geworfen worden war, und was würden sie zu tun vermögen, auch wenn sie Verdacht schöpften? Nur ganz wenige Leute wußten von diesen unterirdischen Zellen, und der Zugang war gut verborgen. Die drei niedergeschlagenen Gefangenen beobachteten dumpf, wie die Wachen Brot und Wasser in die Zelle brachten, eine Fackel zurückließen und wieder hinausgingen. Stenmin hielt dieses letzte Licht mit grimmigem Lächeln hoch, während er darauf wartete, daß der gebückt dastehende Palance den Raum verließ. Aber Palance zögerte unentschlossen, offenbar unfähig, den Blick vom stolzen, resignierten Gesicht seines Bruders abzuwenden; der flackernde Lichtschein warf rote Streifen auf die Züge Balinors und auf die tiefe Narbe an seiner Wange. Die Brüder standen einander lange Zeit stumm gegenüber, dann kam Palance mit schleppenden Schritten auf Balinor zu. Er schüttelte Stenmins Hand ab, die ihn zurückhalten wollte. Er blieb nah vor seinem Bruder stehen und starrte in seine Augen, hob unsicher die Hand und legte sie schließlich auf Balinors Schulter.

»Ich will... wissen«, flüsterte er. »Ich will begreifen... Du mußt mir helfen...«

Balinor nickte stumm und legte seine Hand auf die von Palance. Einen Augenblick lang blieben sie verbunden, als seien die Bande von Freundschaft und Liebe zwischen ihnen nicht zerschnitten. Dann wandte Palance sich ab und verließ mit schnellen Schritten die Zelle, gefolgt von dem beunruhigten Stenmin. Die schwere Tür schloß sich, die Riegel wurden vorgeschoben, und die drei Freunde waren wieder in der undurchdringlichen Dunkelheit eingeschlossen. Die Schritte im Korridor verklan-

gen. Wieder begann das Warten, aber diesmal schien jede Hoffnung auf einen guten Ausgang unwiederbringlich dahin zu sein.

Eine Gestalt löste sich aus der Schwärze der nachtumschatteten Bäume im verlassenen Park unter dem hohen Bogen und hetzte lautlos auf den Palast der Buckhannahs zu. Mit schnellen, sicheren Sprüngen erreichte sie den Garten, setzte über niedrige Hecken und Sträucher hinweg, wand sich zwischen den majestätischen Ulmen hindurch und suchte die Mauer nach der nächtlichen Wache ab. In der Nähe des schmiedeeisernen Tores, wo die Brücke endete, schritten einige Wachtposten auf und ab. Ihre Falkenabzeichen waren im Fackellicht erkennbar. Die dunkle Gestalt stieg die Böschung zu den mit Moos und Efeu überzogenen Mauern hinauf und verschwand in den Schatten. Lange Augenblicke blieb sie völlig unsichtbar, als sie vom Haupttor und dem schwachen Fackelschein davonschlich. Dann tauchte der Eindringling wieder auf, ein undeutlicher Fleck vor der vom Mond schwach erhellten Westmauer. Starke Arme klammerten sich an den dicken Ranken fest und zogen die stämmige Gestalt zur Mauerkrone hinauf. Der Kopf wurde vorsichtig gehoben, die scharfen Augen blickten hinab in den leeren Palastgarten, um sich zu vergewissern, daß keine Wachen in der Nähe waren. Der Eindringling sprang hinüber und landete lautlos auf dem Boden.

Halb geduckt hetzte die geheimnisvolle Gestalt zum schützenden Schatten einer großen Weide. Der Eindringling blieb schweratmend stehen, als er Stimmen näherkommen hörte. Er lauschte einige Augenblicke aufmerksam, entschied aber, daß es sich nur um das beiläufige Geplauder einiger Palastwachen handelte, die ihre Runde machten. Er wartete zuversichtlich, so an den Stamm gepreßt, daß er aus mehr als einem Meter Entfernung schon völlig unsichtbar war. Die Wachen tauchten Sekunden später auf und unterhielten sich unbesorgt miteinander, schritten durch den stillen Garten und verschwanden. Der Unbekannte rastete noch einige Minuten und betrachtete den dunklen Umriß des Palastes. Ein paar beleuchtete Fenster unterbrachen die neblige Dunkelheit des massiven Bauwerks und warfen breite Lichtstreifen in das verlassene Gelände. Ganz schwach und undeutlich waren aus dem Inneren Stimmen zu vernehmen.

Der Eindringling lief blitzschnell zu den Schatten des Gebäudes und blieb unter einem kleinen, dunklen Fenster in einer Nische stehen. Seine starken Hände machten sich fieberhaft an dem alten Riegel zu schaffen und lockerten die Befestigung. Der Riegel brach endlich mit einem trockenen Krachen, und das Fenster schwang lautlos auf. Ohne zu warten, ob die Wachen das Geräusch gehört hatten, schlüpfte der Eindringling hinein. Als das Fenster sich hinter ihm schloß, erfaßte das Mondlicht für einen Augenblick das breite, entschlossene Gesicht Höndels.

Stenmin hatte sich in einer Beziehung verrechnet, als er dafür gesorgt hatte, daß Balinor und Eventines Vettern eingesperrt

wurden. Sein ursprünglicher Plan war einfach genug gewesen. Hauptmann Sheelon war festgenommen worden, unmittelbar nachdem er mit Balinor gesprochen hatte, um zu verhindern, daß er die Anweisungen des Prinzen ausführte. Mit Balinor, den Elfen-Brüdern und den engen Freunden des Prinzen, Acton und Messaline, im Gefängnis, schien gesichert zu sein, daß es in der Stadt keine Probleme mehr geben würde. Man hatte bereits ausgestreut, daß Balinor zu einem kurzen Besuch eingetroffen und schon wieder fortgegangen sei, um sich erneut mit Allanon zu treffen, mit jenem Mann, der, wie Stenmin bezeugt hatte, ein Gegner und eine Bedrohung des Landes Callahorn war. Sollten andere Freunde Balinors auftauchen und Zweifel an den Behauptungen äußern, würden sie wohl zuerst in den Palast gehen, um mit Palance zu sprechen, und es würde ein leichtes sein, auch sie unbemerkt verschwinden zu lassen. Zweifellos wäre das bei fast allen möglich gewesen, nur eben nicht bei Höndel. Der schweigsame Zwerg kannte Stenmins tückische Art gut genug und argwöhnte, daß es dem hageren Mystiker gelungen war, den verstörten Palance völlig in die Hand zu bekommen. Höndel dachte nicht daran, sich offen zu zeigen, bevor er herausgefunden hatte, was mit seinen vermißten Begleitern geschehen war. Was ihn nach Tyrsis geführt hatte, war eine sonderbare Entwicklung. Nachdem er sich im Wald nördlich der Festung von Balinor und den Elfen verabschiedet hatte, war er entschlossen gewesen, sofort nach Varfleet zu gehen und von dort aus den Rückweg nach Culhaven anzutreten. In seinem eigenen Land angelangt, wollte er bei der Mobilisierung der Zwergenarmeen helfen, um die südlichen Gebiete des Anar gegen die Invasion des Dämonen-Lords zu verteidigen. Er war die ganze Nacht durch die Wälder nördlich von Varfleet gewandert und hatte am Morgen die Stadt erreicht, um auf der Stelle alte Freunde aufzusuchen und sich nach einem kurzen Gespräch schlafen zu legen. Bis er wach wurde, war es Nachmittag, und nachdem er sich gewaschen und gegessen hatte, wollte er den Weg nach Hause antreten. Er war noch nicht an den Stadttore, als ein erschöpfter Trupp von Zwergen durch die Straßen wankte und verlangte, sofort vor den Rat geführt zu werden. Höndel begleitete sie und fragte einen der Zwerge aus. Zu seinem Schrecken erfuhr er, daß eine mächtige Armee von Trollen und Gnomen vom Gebirge her direkt auf Varfleet zumarschierte und in den nächsten Tagen zuschlagen werde. Die Zwerge gehörten zu einer Patrouille, der es gelungen war, die Armee zu entdecken, und die versucht hatte, die Südländer zu warnen. Bedauerlicherweise waren sie entdeckt worden, und bei einem Gefecht hatten die meisten von ihnen den Tod gefunden. Nur der kleine Trupp hatte die ahnungslose Stadt zu erreichen vermocht.

Höndel wußte, daß eine noch größere Streitmacht gegen Tyrsis unterwegs sein mußte, wenn eine andere Armee sich Varfleet näherte. Er war überzeugt davon, daß der Geister-Lord die Städte Callahorns mit einem Streich niederwerfen wollte, um

sich den Zugang zum ganzen Südland zu öffnen. Höndels erste Pflicht war es, sein eigenes Volk zu warnen, aber der Weg nach Culhaven erforderte zwei Tage, der Rückweg natürlich ebenso viele.

Er kam schnell dahinter, daß Balinor sich in der Meinung getäuscht hatte, sein Vater sei noch der König. Wenn Balinor von seinem eifersüchtigen Bruder getötet oder eingesperrt worden war, den der bössartige Stenmin immer mehr anstachelte, bevor Balinor den Thron übernehmen und die Grenzlegion unter sein Kommando stellen konnte, war Callahorn zum Untergang verurteilt. Jemand mußte zu dem Prinzen gelangen, bevor es zu spät war, und niemand anderer als Höndel stand zur Verfügung. Allanon suchte das Nordland noch immer nach dem vermißten Shea ab, begleitet von Flick und Menion Leah. Er traf seine Entscheidung schnell und befahl einem der erschöpften Zwerge, noch in dieser Nacht nach Culhaven zurückzueilen. Was immer auch sonst geschehen mochte, die Ältesten der Zwergennation würden erfahren, daß die Invasion des Südlandes begonnen hatte und die Zwergenarmeen Varfleet zu Hilfe kommen mußte. Die Städte Callahorns durften nicht fallen, oder Allanons schlimmste Befürchtungen würden sich bewahrheiten. Wenn das Südland erobert wurde, lag ein Keil zwischen den Zwergen- und den Elfenarmeen, und der Dämonen-Lord konnte sich seines Sieges über alle Länder sicher sein. Der Zwerg versprach Höndel hoch und heilig, sich umgehend auf den Weg zu machen und auch seine Kameraden mitzunehmen.

Höndel brauchte viele Stunden, um nach Tyrsis zurückzugelangen. Der Weg war gefährlich, da es in den Wäldern von Gnomenjägern wimmelte, deren Aufgabe es war, jede Verständigung zwischen den Städten Callahorns zu unterbinden. Mehr als einmal hatte Höndel sich verbergen müssen, bis eine große *Patrouille vorbeigezogen war, und immer wieder sah er sich gezwungen, weite Umwege zu machen. Das Netz der Vorposten war viel enger als in den Drachenzähnen, für den erfahrenen Granzlandkämpfer ein Beweis dafür, daß der Angriff kurz bevorstand. Wenn die Nordländer Varfleet in den nächsten Tagen angreifen wollten, würde auch Tyrsis mit einer Attacke zu rechnen haben. Die kleinere Inselstadt Kern mochte bereits gefallen sein. Es wurde Tag, bis es dem Zwerg gelang, die letzte Postenkette zu durchbrechen und die Ebenen oberhalb von Tyrsis zu erreichen.*

Erbetrat die erwachende Stadt Tyrsis, unauffällig in der Mitte einer Schar von Händlern und Reisenden. Stundenlang wanderte er durch die fast verlassenen Kasernen der Grenzlegion, sprach mit Soldaten und suchte Hinweise auf seine Freunde. Endlich konnte er in Erfahrung bringen, daß sie vor zwei Tagen abends erschienen und direkt zum Palast gegangen seien. Man habe sie nicht wieder auftauchen sehen, aber man nehme allgemein an, Balinor habe nur kurz seinen Vater besucht und sei dann wieder fortgegangen. Höndel wußte, was das bedeutete, und postierte

sich für den Rest des Tages in der Nähe des Palastbereiches. Er bemerkte, daß der Palast gut bewacht wurde, von Soldaten mit dem Abzeichen eines Falken, das er nicht kannte. Sie standen an den Haupttoren und in der ganzen Stadt, und andere Einheiten schien es offenbar nicht zu geben. Selbst wenn er Balinor am Leben fand und ihn zu befreien vermochte, würde es nicht einfach sein, die Herrschaft über die Stadt wiederzuerlangen und die Grenzlegion zusammenzurufen. Der Zwerg hörte nichts von einer Invasion aus dem Norden, und es hatte ganz den Anschein, daß die Bevölkerung völlig ahnungslos war. Höndel konnte nicht begreifen, daß Palance Buckhannah sich weigerte, die Stadt gegen eine so ungeheuerliche Bedrohung wie jene durch den Dämonen-Lord zu verteidigen. Wenn Tyrsis fiel, würde der jüngere Sohn Ruhl Buckhannahs keinen Thron mehr besitzen. Höndel betrachtete das Gelände im Volkspark unter der Brücke von Scendicgenau, und als es dunkel wurde, setzte er seinen Plan in die Tat um.

Er blieb nun in dem dunklen Raum kurz stehen, um das Fenster fest zu schließen. Er befand sich in einem kleinen Arbeitszimmer. An den Wänden standen gefüllte Bücherregale. Es war die Privatbibliothek der Buckhannah-Familie, ein Luxus in diesen Zeiten, da kaum noch Bücher geschrieben wurden und nur wenige lesen konnten. Die Großen Kriege hatten jede Art von Literatur nahezu beseitigt. Eine Privatbibliothek zu besitzen, mit Hunderten von Bänden, und sie lesen zu können, war ein Vorzug, den nur wenige genossen.

Aber Höndel befaßte sich nicht mit dem Raum, als er auf katzenleisen Sohlen zur Tür schlich, unter der er einen Lichtschein erkannte. Vorsichtig starrte der Zwerg hinaus. Niemand zeigte sich, aber er sah plötzlich ein, daß er sich über den nächsten Schritt noch keine genauen Gedanken gemacht hatte. Balinor und die Elfen mochten überall im Palast sein. Nachdem er sich schnell die Alternativen überlegt hatte, kam er zu dem Schluß, daß sie, wenn sie noch am Leben waren, in den Kellern unter dem Palast eingeschlossen sein mußten. Dort gedachte er zuerst zu suchen. Er lauschte noch einen Augenblick, atmete tief ein und trat dann in den beleuchteten Korridor hinaus.

Höndel kannte sich im Palast aus, da er Balinor öfter als nur einmal besucht hatte. Er wußte nicht mehr genau die Lage aller Räume, kannte aber die Hallen und Treppen und wußte auch von den Kellern, in denen Wein und Nahrungsmittel gelagert wurden. Am Ende des Korridors wandte er sich nach links, überzeugt davon, daß die Kellertreppe gleich dahinter liegen mußte. Er erreichte die massive Tür, mit der die Kälte der unteren Gänge ferngehalten wurde, als er hinter sich Stimmen hörte. Hastig zerrte er an der Tür, aber zu seinem Schrecken wollte sie nicht aufgehen. Er riß mit aller Macht daran, doch sie gab nicht nach. Die Stimmen wurden lauter und lauter, und er suchte verzweifelt nach einem Versteck. Sein Blick fiel plötzlich auf einen Sicherungshaken in Bodennähe, den er übersehen hatte. Während die

Stimmen und Schritte immer näherkamen, öffnete der Zwerg den Riegel, drückte die schwere Türe auf und sprang hindurch. Die Tür fiel zu, gerade als drei Wachen um die Ecke kamen, unterwegs, um ihre Kameraden am Südtor abzulösen.

Höndel wartete nicht ab, um herauszufinden, ob er bemerkt worden war, sondern stürmte die Steinstufen hinunter in die Dunkelheit des Kellers. Unten blieb er stehen und tastete nach dem eisernen Fackelhaltergestell. Nach einigen Minuten fand er es, riß eine Fackel heraus und zündete sie mit Hilfe von Feuerstein und Eisen an.

Dann suchte er mit großer Sorgfalt den ganzen Keller ab, Raum für Raum, von einer Ecke zur anderen. Die Zeit verrann schnell, und er fand nichts. Endlich hatte er alles erfolglos abgesehen, und es begann so auszusehen, als würden seine Freunde nicht in diesem Teil des Palastes festgehalten. Widerstrebend machte Höndel sich klar, daß sie vielleicht in einem der oberen Räume eingeschlossen sein mochten. Er fand es sonderbar, daß Palance oder sein heimtückischer Berater bereit sein sollte, das Risiko einzugehen, ihre Gefangenen könnten von Besuchern bemerkt werden. Allerdings bestand ja auch wirklich die Möglichkeit, daß Balinor Tyrsis wieder verlassen hatte, um Allanon zu suchen. Den Gedanken verwarf der Zwerg jedoch sofort wieder. Balinor war nicht der Mann, bei einem Problem solcher Art Hilfe bei anderen zu suchen - er würde sich seinem Bruder stellen, statt davonzulaufen. Verzweifelt versuchte Höndel sich die Frage zu beantworten, wo der Prinz und die Elfen-Brüder versteckt sein mochten, wo in diesem uralten Gemäuer Gefangene sicher untergebracht werden konnten. Der logische Ort war unter dem Palast, in den dunklen, fensterlosen Tiefen, wo er gerade...

Plötzlich fiel Höndel ein, daß es jahrhundertealte Verliese gab, die sogar noch unter diesem Keller lagen. Balinor hatte sie einmal beiläufig erwähnt und erklärt, sie seien aufgegeben und abgeschlossen worden. Erregt schaute der Zwerg sich um und versuchte sich zu erinnern, wo der Zugang sein mochte. Er war nun überzeugt davon, daß man seine Freunde dorthin gebracht hatte - es war der einzige Ort, wo man einen Gegner einkerkern konnte, wenn man dafür sorgen wollte, daß er nicht mehr gefunden wurde. Fast niemand wußte von der Existenz dieser Verliese, außer der königlichen Familie und ihren engsten Beratern.

Höndel sah sich die Mauern und den Boden des Kellers genau an. Wenn der Zugang geöffnet worden war, mußte er auch zu finden sein. Trotzdem konnte er ihn nirgends sehen. Die Mauern schienen fest und massiv zu sein. Wieder erwies sich seine Suche als fruchtlos. Bedrückt sank er an eines der Weinfässer, während sein Blick verzweifelt über die Wände und den Boden glitt. Die Zeit für Höndel lief ab. Wenn er nicht zu entkommen vermochte, bevor es hell wurde, würde er vermutlich bei seinen Freunden landen, aber als Gefangener. Er wußte, daß er etwas übersah, etwas so Naheliegendes, daß es sich dem Blick immer wieder entzog. Er fluchte halblaut vor sich hin, stand auf und ging langsam

herum, strengte sein Gedächtnis an, versuchte sich zu erinnern. Es hatte mit den Mauern zu tun... irgend etwas mit den Mauern. Dann fiel es ihm ein. Der Zugang befand sich nicht in den Wänden, sondern im Boden. Der Zwerg atmete auf und stürzte auf das Weinfäß zu, an dem er vorher gelehnt hatte. Er griff mit seinen starken Armen zu, spannte die Muskeln an und vermochte mehrere Fässer wegzuschieben, so daß die Steinplatte, die den Zugang versperrte, sichtbar wurde. Der schwitzende Zwerg packte einen dort eingelassenen Eisenring und zog daran. Langsam bewegte sich der Steinblock nach oben und kippte. Höndel starrte in das schwarze Loch und leuchtete mit der Fackel hinein. Eine uralte Steintreppe führte nach unten, feucht und mit grünlichen Flechten überzogen. Der kleine Mann hielt die Fackel hoch und stieg hinab in den vergessenen Kerker.

Beinahe augenblicklich spürte er die beißende Kälte, die durch seine warme Kleidung drang. Er stieg schneller hinunter. Derartige Gräfte erschreckten ihn mehr als alles andere, und er begann sich zu fragen, ob es klug von ihm gewesen war, sich hinunterzuwagen. Aber wenn Balinor hier wirklich gefangengehalten wurde, lohnte sich das Risiko. Höndel gedachte seine Freunde nicht im Stich zu lassen. Er kam unten an und sah einen Korridor vor sich. Als er langsam weiterging und in die Düsternis starrte, konnte er Eisentüren erkennen, die in regelmäßigen Abständen in die dicken Mauern eingelassen waren, fensterlos, mit massiven Beschlägen. Dies war ein Kerker, der jeden Menschen ängstigen mußte - eine fensterlose, lichtlose Reihe von Verliesen, deren Insassen man dem Vergessen anheimgeben konnte.

Unzählige Jahre hindurch hatten die Zwerge nach den vernichtenden Großen Kriegen so gelebt, um zu überleben; halb blind waren sie in eine fast vergessene Welt des Lichts zurückgekehrt. Diese furchtbare Erinnerung hatte sich Generationen von Zwergen tief eingeprägt und instinktive Angst vor unbeleuchteten, engen Räumen erzeugt. Höndel spürte sie jetzt, bedrückend und verhaßt, wie die klamme Kälte der Tiefen, in die dieses Grab geschaufelt worden war.

Er zwang sich, die Angst zu unterdrücken, und betrachtete die Türen genau. Die Riegel waren teilweise verrostet, das Metall mit Staub und Spinnweben bedeckt. Während er daran vorbeiging, konnte er sehen, daß sie alle seit unzähligen Jahren nicht mehr geöffnet worden waren. Er vermochte die Türen schließlich nicht mehr zu zählen, der dunkle Korridor schien sich endlos vor ihm zu erstrecken. Er hätte am liebsten gerufen, aber der Widerhall hätte nach oben dringen können. Er schaute sich sorgenvoll um und entdeckte, daß die Öffnung und die Treppe nicht mehr zu sehen waren. Die Dunkelheit schien ihn einzuschließen. Höndel biß die Zähne zusammen und ging weiter, jede einzelne Tür genau untersuchend. Dann hörte er plötzlich, zu seiner Verblüffung, menschliches Stimmengemurmel.

Er lauschte aufmerksam, befürchtend, von seinen Sinnen getäuscht worden zu sein. Da waren die Laute aber wieder, ganz

schwach, kaum vernehmbar, jedoch vorhanden. Der Zwerg versuchte ihnen zu folgen, aber sie verstummten plötzlich. Verzweifelt schaute er sich um und starrte die Türen an. Eine davon war zu verrostet, aber eine andere zeigte frische Kratzspuren. Staub und Spinnweben waren weggewischt worden. Die Riegel ließen ölsuren erkennen. Der Zwerg riß sie heraus und öffnete die schwere Tür, dann hob er die Fackel, deren Licht auf drei erstaunte, halb geblendete Gestalten fiel, die sich erhoben hatten, um der neuen Bedrohung zu begegnen.

Sie stürzten aufeinander zu und umarmten sich herzlich. Balinors Gesicht wirkte ruhig und gefaßt, und nur die blauen Augen verrieten die unendliche Erleichterung, die der Prinz empfand. Wieder einmal hatte der kluge Zwerg ihnen das Leben gerettet. Aber sie hatten keine Zeit, sich lange ihren Gefühlen zu überlassen, und Höndel winkte sie hastig durch den dunklen Korridor zurück zur Treppe. Wenn sie bei Tagesanbruch noch unter dem Palast herumliefen, würden sie mit Gewißheit entdeckt und wieder gefangengenommen werden. Sie mußten so rasch wie möglich in die Stadt entkommen. Mit schnellen Schritten huschten sie durch den Korridor.

Dann scharrte plötzlich Stein auf Stein, und es krachte, als sei eine Gruft zugefallen. Entsetzt lief Höndel voraus, erreichte die feuchten Steinstufen und blieb wie angewurzelt stehen. Der schwere Steinblock über ihnen hatte sich geschlossen, der Weg ins Freie war versperrt. Der Zwerg stand hilflos vor seinen drei Freunden und schüttelte ungläubig den Kopf. Sein Versuch, sie zu retten, war gescheitert; er hatte nur erreicht, auch ein Gefangener zu werden. Die Fackel in seiner Hand war fast heruntergebrannt. Bald würden sie in undurchdringlicher Dunkelheit stehen, und das Warten würde von neuem beginnen.

Kapitel 13

»Gerumpel, nichts als Gerumpel!« brüllte Panamon Creel wütend und versetzte dem Haufen von wertlosen Metallklingen und billigen Schmuckstücken einen zweiten Tritt. »Wie kann ich ein solcher Narr gewesen sein? Ich hätte das sofort sehen müssen!«

Shea ging stumm zum nördlichen Rand der Lichtung und starrte auf die undeutliche Spur, die Orl Fane bei seiner Flucht hinterlassen hatte. Er war der Lösung so nahe gekommen. Er hatte das kostbare Schwert schon in den Händen gehabt - nur um es erneut zu verlieren, weil er die Wahrheit nicht hatte erkennen können. Keltset stand neben ihm, herabgebeugt zum feuchten, laubbedeckten Boden, die Fährte prüfend. Shea drehte sich nach dem tobenden Panamon um.

»Es war nicht Eure Schuld - Ihr hattet keinen Grund, das zu befürchten«, murmelte er bedrückt. »Ich hätte seinem Toben mehr Aufmerksamkeit schenken müssen. Ich wußte, worauf zu

achten war, und habe es versäumt, die Augen offenzuhalten, gerade, als es darauf ankam.«

Panamon nickte, dann zuckte er die Achseln und fuhr mit seinem eisernen Handhaken über den Schnurrbart. Er gab dem alten Gerumpel noch einmal einen Tritt, rief Keltset herbei und brach zusammen mit ihm das Lager ab, packte die Ausrüstung und Waffen ein. Shea beobachtete sie, noch immer nicht fähig, ganz zu erfassen, was geschehen war. Panamon rief ihm brummig zu, er möge mithelfen, und er gehorchte stumm. Panamon Creel war offenbar am Ende seiner Geduld angelangt und hatte genug davon, einen dummen, kleinen Talbewohner zu beschützen, auf der Suche nach Leuten, die vielleicht Creels Gegner sein mochten, und nach einem Schwert, von dem nur Shea etwas wußte, aber das er nicht einmal erkannte, wenn er es in den eigenen Händen hielt. Der scharlachrote Straßenräuber und sein riesiger Begleiter hatten um dieses rätselhaften Schwertes willen schon einmal beinahe ihr Leben verloren, und einmal war gewiß mehr als genug. Shea blieb nichts anderes übrig, als zu versuchen, seine Freunde zu finden, aber dann würde er Allanon gegenüber treten und eingestehen müssen, daß er versagt hatte. Es schauderte ihn vor der Aussicht, vor den grimmigen Druiden treten zu müssen.

Er entsann sich plötzlich der sonderbaren Prophezeiung im Shale-Tal, an jenem dunklen, nebligen Morgen vor über einer Woche. Der Schatten Brimens hatte vor der Gefahr in den düsteren Drachenzähnen gewarnt und erklärt, einer aus der Gruppe werde Paranor nicht sehen, einer die andere Seite des Gebirges nicht erreichen, aber als erster die Hand auf das Schwert von Shannara legen. Alles war genau vorhergesagt worden, aber in der Erregung und Belastung der letzten Tage hatte Shea es vergessen gehabt.

Er schloß müde die Augen und fragte sich, aus welchem Grund er Teil dieses unfaßbaren Rätsels war, das sich um einen Krieg mit der Geisterwelt und ein legendäres Schwert drehte. Er kam sich so klein und hilflos vor, daß er sich am liebsten hingelegt hätte, um zu sterben. So viel hing von ihm ab, wenn man Allanon glauben wollte, und er war der Aufgabe von Anfang an nicht gewachsen gewesen. Er hatte von sich aus gar nichts leisten können und war stets auf andere angewiesen gewesen. Wie viel hatten sie alle für ihn geopfert, damit er die Hände auf das Zauberschwert legen könne, und nun...

»Ich habe mich entschieden. Wir verfolgen ihn.« Panamon Creels Stimme durchschnitt scharf die Stille in der kleinen Lichtung. Shea starrte das breite Gesicht entgeistert an.

»Ins Nordland, meint Ihr?«

Der Scharlachrote warf ihm einen zornigen Blick zu.

»Er hat mich zum Narren gehalten. Ich würde mir lieber selbst die Kehle durchschneiden, als die kleine Ratte entkommen lassen. Wenn ich ihn diesmal in die Hände bekomme, wird er Fraß für die Würmer sein.« Das Gesicht blieb unentwegt, aber die

Stimme klang haßerfüllt. Das war die andere Seite Panamons - des kalten Berufsverbrechers, der unbarmherzig ein ganzes Gnomenlager niedergemacht und sich der unvergleichlichen Macht eines Schädelträgers zum Kampf gestellt hatte. Er tat das nicht für Shea oder auch nur, um das Schwert von Shannara an sich zu bringen. Sein Stolz war verletzt, und das forderte Rache. Shea warf einen Seitenblick auf den regungslosen Keltset, aber der riesige Berg-Troll ließ keine Gemütsbewegung erkennen; sein rauhes Gesicht war leer, die tiefliegenden Äugen verrieten keinen Ausdruck. Panamon lachte scharf und trat ein paar Schritte auf den zögernden Talbewohner zu.

»Denk nach, Shea. Unser Gnomenfreund hat alles sehr vereinfacht, als er verriet, wo sich das Schwert befindet, das du schon so lange suchst. Du weißt jetzt, wo es ist.«

Shea nickte.

»Haben wir Aussicht, ihn einzuholen?«

»Das klingt schon besser - das ist die Einstellung, die wir brauchen.« Panamon grinste ihn zuversichtlich an. »Natürlich können wir ihn einholen. Das ist nur eine Frage der Zeit. Das Problem besteht darin, daß ihn vorher jemand anderer einholen könnte. Keltset kennt das Nordland so gut wie nur irgendeiner. Der Gnom wird sich vor uns nicht verbergen können. Er wird fliehen müssen, immer weiterfliehen, weil er niemanden hat, an den er sich wenden kann, nicht einmal seine eigenen Leute. Niemand weiß, wie er auf das Schwert gestoßen ist oder auf welche Weise er seinen Wert erkannte, aber ich bin mir sicher, daß ich mich nicht getäuscht habe, wenn ich ihn für einen Deserteur und Leichenfledderer halte.«

»Er könnte zu den Gnomen gehört haben, die das Schwert dem Dämonen-Lord überbringen sollten - oder vielleicht war er gar ein Gefangener?« meinte Shea.

»Wahrscheinlich letzteres«, sagte Panamon und starrte nachdenklich in den grauen Nebel des Waldmorgens, so, als versuche er, sich an etwas zu erinnern. Die Sonne war über dem östlichen Horizont schon emporgestiegen, hell und warm, und ihr Licht drang in die dunklen Winkel des Waldes. Nur der Morgennebel hatte sich noch nicht gelichtet, so daß die drei Wanderer in einem dunstigen Gemisch aus Sonnenlicht und verbllassender Nacht standen. Der Himmel im Norden erschien unerklärlich dunkel und drohend, selbst für den frühen Morgen, und Panamon starrte die ungewohnte Schwärze lange an. Schließlich drehte er sich wieder um.

»Im Norden geht Seltsames vor«, sagte er. »Keltset, machen wir uns auf den Weg. Wir müssen den Gnomen finden, bevor er einer Patrouille in den Weg läuft. Ich möchte nicht, daß ein anderer ihm den Garaus macht!«

Der riesenhafte Berg-Troll übernahm mit schnellen Schritten die Führung, den Kopf ein wenig gesenkt, während seine Blicke den Boden absuchten und die Spur aufnahmen. Panamon und Shea folgten ihm mit langen Schritten. Die Fährte, die Orl Fane

hinterlassen hatte, war für Keltsets scharfen Blick deutlich erkennbar. Er drehte sich kurz um und machte ein Zeichen, das Panamon für Shea übersetzte. Der Gnom laufe schnell und ohne Rücksicht auf die Spuren, die er hinterlasse. Offenbar habe er ein bestimmtes Ziel im Auge.

Shea begann sich zu fragen, wohin der Gnom wollte. Wenn er das Schwert mitbrachte, konnte er sich vielleicht bei seinen eigenen Leuten wieder Gunst verschaffen. Aber Orl Fane war in seiner ganzen Art höchst wirrköpfig erschienen, und Shea glaubte, daß der Gnom sich nicht verstellt hatte. Er hatte sich aufgeführt wie das Opfer eines Wahnsinns, den er nicht zu steuern vermochte, und in abgerissenen Sätzen gesprochen, die auf ihre wirre Art die Wahrheit verraten hatten, was den Verbleib des Schwertes anging. Hätte Shea gründlicher nachgedacht, wäre ihm das aufgefallen - er hätte erkannt, daß Orl Fane das kostbare Schwert mit sich herumtrug. Nein, der Gnom hatte die Grenze zwischen Vernunft und Wahnsinn überschritten, und seine Handlungen würden nicht berechenbar sein. Er würde vor ihnen fliehen, aber wohin?

»Jetzt fällt es mir ein«, sagte Panamon, während sie über die Ebenen von Streleheim eilten. »Das geflügelte Ungeheuer behautete gestern steif und fest, wir wären im Besitz des Schwertes. Es erklärte uns immer wieder, es spüre die Nähe des Schwertes - und das war wirklich der Fall, denn Orl Fane versteckte sich im Gebüsch und hatte die Waffe in seinem Sack verstaut.« Shea nickte und erinnerte sich verbittert an den Vorfall. Der Schädelträger hatte ihnen ungewollt verraten, daß das Schwert in der Nähe war, aber in der Hitze und Wut des Kampfes hatte man darauf nicht geachtet. Panamon wütete weiter vor sich hin und schilderte, was er mit dem Gnomen anfangen würde, wenn sie ihn faßten. Dann blieb der Waldrand plötzlich zurück, und Streleheims Ebenen dehnten sich vor ihnen.

Erstaunt blieben die drei stehen und starrten ungläubig auf das schreckliche Schauspiel im Norden - eine riesige, ununterbrochene Wand von Schwärze, himmelwärts ragend, bis sie in der Unendlichkeit des Alls verschwand, am ganzen Horizont entlang das Nordland umschließend. Es war, als habe der Schädelkönig das Land mit einem Leichentuch von tiefster Schwärze zugedeckt. Es war mehr als die Dunkelheit einer bewölkten Nacht. Es war ein lastender, schwerer Nebel, der nach Norden bis ins Herz des Schädelreiches führte. Für Shea war es der entsetzlichste Anblick, der sich ihm je geboten hatte. Seine Angst wurde noch gesteigert durch die plötzliche Überzeugung, daß die riesige Wand langsam nach Süden kroch und die ganze Welt zu bedecken schien. Das hieß, daß der Dämonen-Lord sich näherte...

»Was, um Himmels willen, ist das?« flüsterte Panamon entsetzt.

Shea schüttelte geistesabwesend den Kopf. Auf diese Frage gab es keine Antwort. Was sich hier zeigte, überstieg die Fassungskraft sterblicher Menschen. Die drei starrten lange Zeit auf die

massive Wand, als erwarteten sie irgendein Ereignis. Dann bückte Keltset sich und suchte das Gras ab, ging weiter, kam zurück und deutete genau auf den Mittelpunkt der schwarzen Mauer. Panamon zuckte zusammen.

»Der Gnom läuft direkt darauf zu«, murmelte er ergrimmt.

»Wenn wir ihn nicht einholen, bevor er dort ist, wird die Dunkelheit seine Spur völlig verbergen und wir finden ihn nie.«

Mehrere Meilen vor ihnen, am grauen Randbereich der schwarzen Wand aus Nebel und Dunst, zögerte die kleine, gekrümmte Gestalt Orl Fanes zeitweilig, als die grünlichen Augen angstvoll und verständnislos in die wirbelnde Dunkelheit starrten. Der Gnom war seit seiner Befreiung in den frühen Morgenstunden unbeirrt nach Norden gelaufen, zuerst so schnell er konnte, bis seine Kräfte nachließen, dann in einem schlurfenden Trab, immer ein Auge nach hinten gerichtet, um die unvermeidliche Verfolgung zu erkennen. Sein Gehirn funktionierte nicht mehr normal; seit Wochen lebte er von Instinkt und Glück, beraubte die Toten, mied die Lebenden. Er konnte sich nicht dazu bringen, an etwas anderes als das nackte Überleben zu denken. Selbst sein eigenes Volk hatte ihn verstoßen, als ein Wesen, niedriger denn die Insekten, die vor ihren Füßen am Boden herumkrochen. Es war ein wildes, rauhes Land, das ihn umgab - ein Land, in dem man alleine nicht lange bestehen konnte. Aber er war allein, und das einst normale Gemüt hatte sich nach innen gewandt, die Ängste, die dort lauerten, verdrängt und den Wahnsinn entstehen lassen.

Aber der unvermeidliche Tod kam nicht schnell und schmerzlos, das Schicksal ließ in dem Fliehenden immer wieder einen Hoffnungsschimmer aufkeimen und spielte ihm das Mittel in die Hand, die scheinbar unerreichbare Wärme menschlicher Gemeinschaft wiedererlangen zu können. Der verzweifelte Gnom hatte von dem legendären Schwert von Shannara erfahren, dessen schreckliches Gemeinns warnend über die starren Lippen eines Sterbenden auf der Ebene von Streleheim gedrungen war, kurz bevor die Augen brachen. Dann hatte er das Schwert in Händen - den Schlüssel zur Macht über die Sterblichen.

Aber der Wahnsinn blieb, die Ängste und Zweifel zerrten unablässig an seiner versagenden Vernunft, während er überlegte, was zu tun sei. Dieses fatale Zögern führte zur Gefangennahme des Gnoms und zum Verlust des begehrten Schwertes - seines Rettungsankers für eine Wiederaufnahme bei seinem Volk. Die Vernunft wich der Verzweiflung und dem Toben, und das schon stark aus dem Gleichgewicht geratene Gehirn gab den letzten Widerstand auf. Es blieb jetzt nur noch Raum für einen brennenden, fordernden Gedanken - das Schwert mußte ihm gehören, oder sein Leben war verspielt. Er prahlte vor seinen ahnungslosen Gegnern damit, daß das Schwert sein sei, daß nur er wisse, wo man es finden könne, und verriet ungewollt sich selbst damit, vertat seine letzte Chance, es zu besitzen. Aber die Fremden hatten nicht aufgepaßt und ihn als schwachsinnig empfunden. Dann

die Flucht mit dem Schwert, die Jagd nach Norden...

Er blieb stehen und starrte entgeistert auf die geheimnisvolle schwarze Wand, die ihm den Weg versperrte. Ja, nach Norden, nach Norden, dachte er, und seine Augen weiteten sich. Dort lagen Sicherheit und Erlösung für einen Ausgestoßenen. Tief im Innern spürte er einen unheimlichen Wunsch, umzukehren, aber ihn ließ der Gedanke nicht los, daß seine Rettung allein im Nordland liege. Dort würde er ihn finden... den Meister. Den Dämonen-Lord. Sein Blick richtete sich auf das alte Schwert an seinem Gürtel. Es war viel zu groß für ihn, und die Spitze schleifte am Boden. Er strich über den ziselierten Griff mit der Fackel, wo der Tarnanstrich bereits abblätterte. Er umfaßte den Griff krampfhaft, als versuche er, aus ihm Kraft zu ziehen. Narren! Narren sie alle, dachte er, die ihn nicht mit dem Respekt behandelt hatten, der ihm gebührte. Denn er war der Träger des Schwertes, der Hüter der größten Legende, welche die Welt je gekannt, und er würde es sein, der... Er schob den Gedanken hastig beiseite, aus Angst, die Leere ringsum könnte in sein Gehirn blicken und ihm das Geheimnis entreißen.

Vor ihm wartete die grauenhafte Dunkelheit. Orl Fane hatte Angst davor, wie vor allem, aber es gab keinen anderen Weg für ihn. Dumpf erinnerte er sich an seine Verfolger - den riesigen Troll, den einarmigen Mann, dessen Haß er spürte, und den Jüngling, der halb Mensch, halb Elfenwesen war. An jenem war etwas, das sich der Gnom nicht erklären konnte, etwas, das mit störrischer Beharrlichkeit an seinem zermürbten Geist nagte. Er schüttelte verwirrt den Kopf und ging weiter hinein in das Grau vor der schwarzen Wand. Die Luft war tot und still. Er schaute nicht um, bis die Schwärze ihn ganz umgab und die Stille im plötzlichen Fauchen des Windes und tropfender Feuchtigkeit verschwand. Als er kurz umschaute, entdeckte er zu seinem Entsetzen, daß dort nichts war- nichts als dieselbe Schwärze, die ihn in schweren, undurchdringlichen Schichten umgab. Der Wind begann zu heulen, und er spürte in der Dunkelheit andere Wesen. Zuerst waren sie nur eine dunkle Ahnung in ihm, dann leise Schreie, die durch den Dunst zu dringen und sich fragend um ihn zu drängen schienen. Endlich erschienen sie als lebendige Leiber und berührten ihn mit krummen Fingern. Er lachte furienhaft auf und wußte auf irgendeine Weise, daß er sich nicht länger in einer Welt lebender Wesen befand, sondern in einer Welt des Todes, wo seelenlose Wesen in hoffnungsloser Suche nach einem Huchtweg aus ihrem Gefängnis umherwanderten. Er stolperte zwischen sie hinein, lachend, vor sich hinschwätzend, sogar fröhlich singend. Sein Geist war nicht mehr Bestandteil des sterblichen Körpers. Ringsum folgten die Wesen der dunklen Welt in vertraulicher Gesellschaft. Sie wußten, daß der irrsinnige Sterbliche fast schon einer von ihnen war. Es handelte sich nur um eine Frage der Zeit. Wenn das sterbliche Leben erloschen w.ir, würde er sein wie sie - verloren auf ewig. Orl Fane würde endlich heimgefunden haben.

Fast zwei Stunden vergingen, während die Sonne emporstieg, und die drei Verfolger standen vor der Wand aus Nebel, in der ihr Opfer verschwunden war. Sie blieben stehen wie er und starrten stumm auf die unheimliche Schwärze, die Schwelle zum Reich des Dämonen-Lords. Der Dunst schien in Schichten auf der abgestorbenen Erde zu liegen, jede ein wenig dunkler als die lindere, immer düsterer, immer unheimlicher. Panamon Creel ging mit gemessenen Schritten auf und ab, ohne den Blick von der Schwärze abzuwenden, während er seinen Mut zusammenzunehmen versuchte. Keltset hatte den Boden abgesucht und mit einer kurzen Bewegung angezeigt, daß der Gnom wirklich nach Norden weitergegangen war, dann erstarrte er zur Regungslosigkeit, die Arme verschränkt, die Augen schmale Schlitze unter den buschigen Brauen.

Es blieb keine andere Wahl, dachte Shea, bereits entschlossen, in seiner Hoffnung nicht einmal durch die Aussicht beirrt, daß sie in der Dunkelheit die Spur verlieren würden. Aus irgendeinem Grund war sein Selbstvertrauen zurückgekehrt. Auf einmal schien für ihn festzustehen, daß sie Orl Fane einholen und das Schwert an sich bringen würden. Irgend etwas trieb ihn an, beruhigte ihn, vertraute ihm an, daß er nicht scheitern werde - eine innere Stimme, die ihm neuen Mut einflößte. Er wartete ungeduldig auf Panamons Entschluß.

»Was wir tun, ist Wahnsinn«, murmelte der Scharlachrote, als er wieder einmal an Shea vorbeiging. »Ich spüre den Tod in dieser Wand...« Er verstummte und sah Shea an.

»Wir müssen weitergehen«, sagte Shea tonlos.

Panamon warf einen Blick auf seinen riesigen Freund, aber der Berg-Troll rührte sich nicht. Der Dieb wartete noch einen Augenblick, offenbar verstört, weil Keltset seine Meinung nicht kundgeben wollte. Früher, als sie zu zweit gewesen waren, hatte der Riese stets sein Einverständnis bekundet, wenn Panamon sich an ihn gewandt hatte, aber in der letzten Zeit hielt sich der Troll auffällig zurück.

Endlich nickte der Abenteurer, und die drei Männer stürzten sich in den Dunst. Der Boden war flach, und eine Weile kamen sie zügig voran. Als der Nebel dichter wurde, nahm die Sicht immer mehr ab, bis sie einander nur noch als verschwommene Schatten sahen. Panamon ließ haltmachen, zog einen Strick aus seinem Rucksack und schlug vor, sie sollten sich aneinander binden, um sich nicht aus den Augen zu verlieren. Sie taten es und gingen weiter. Man hörte nichts als das Scharren ihrer Stiefel auf der harten Erde. Der Nebel war nicht feucht, schien aber trotzdem auf eine höchst unliebsame Art an ihrer Haut zu haften. Shea erinnerte sich dabei an den düsteren, unheimlichen Nebelsumpf. Die Luft schien sich immer heftiger zu bewegen, je tiefer sie eindringen, dabei schien kein Wind zu wehen. Schließlich waren sie von allen Seiten eingehüllt und standen in undurchdringlicher Dunkelheit.

Sie gingen, wie es schien, stundenlang, aber ihr Zeitgefühl ver-

wirrte sich in dem lautlosen, schwarzen Dunst, der sie umgab. Das Seil bewahrte sie vor der Einsamkeit des Todes, der im Nebel lauerte, und es verband sie nicht nur untereinander, sondern auch mit der Welt von Sonne und Licht, die sie hinter sich gelassen. Es war eine Zwischenwelt, in die sie sich hineingewagt hatten, eine Welt halben Lebens, wo die Sinne erstickten und alle Ängste aufbrandeten. Man konnte spüren, wie der Tod die Dunkelheit zerteilte, eine Berührung hier, eine Berührung dort, das sterbliche Wesen streifend, das er eines Tages ergreifen würde. Das Unwirkliche wurde in dieser fremdartigen Dunkelheit beinahe annehmbar, als alle Beschränkungen der menschlichen Sinne in traumartigen Erinnerungen verschwanden und die Visionen des inneren Geistes, des Unbewußten, sich nach vorn drängten und um Beachtung warben.

Eine Weile war es beinahe angenehm, sich diesen Verlockungen des Unbewußten zu überlassen, und danach war es weder angenehm noch widerlich, sondern einfach abtötend. Lange Zeit setzte sich dieses letztere Gefühl durch, beruhigend, ihrem Geist einlullend, so daß Körper und Geist von der trägen Schläfrigkeit der alten Lotusesser erfüllt wurden. Die Zeit löste sich vollends auf, und die Nebelwelt erstreckte sich ins Unendliche.

Aus den trüben Winkeln der Welt des Lebens kam die kriechende Empfindung von brennendem Schmerz, der Sheas gefühllosen Körper plötzlich durchzuckte. Sein Geist befreite sich schlagartig von der Trägheit, die seine Gedanken umnebelte, und der sengende Schmerz in seiner Brust wurde stärker. Immer noch schläfrig, seltsam gewichtslos, tastete er schlaff nach seinem Rock, bis seine Hand endlich die Quelle der Störung berührte - einen kleinen Lederbeutel. Dann wurde er plötzlich wach, als er die kostbaren Elfensteine umklammerte. Er war wieder bei sich.

In plötzlichem Entsetzen wurde ihm klar, daß er ausgestreckt am Boden lag, nicht mehr aufrecht stand, nicht einmal mehr wußte, wie er hierhergekommen war. Vezweifelt griff er nach dem Seil an seiner Hüfte und zerrte heftig daran. Er wurde belohnt von einem schwachen Stöhnen; seine Begleiter waren noch in der Nähe. Er stemmte sich in die Höhe und begriff, was geschehen war. Die grausige Zwischenwelt ewigen Schlafes hatte sie beinahe überwältigt, hatte sie eingelullt und ihre Sinne eingeschläfert, bis sie hingestürzt und dem Tod immer mehr entgegengerückt waren. Nur die Macht der Steine hatte sie gerettet. Shea fühlte sich unendlich schwach, nahm aber den letzten Rest seiner Kraft zusammen und zerrte wild am Seil, holte Panamon Creel und Keltset zurück vom Abgrund des Todes, zurück in die Welt der Lebenden. Er schrie wild, während er am Seil riß, dann taumelte er zu ihnen und stieß mit den Füßen die am Boden liegenden Männer an, bis der Schmerz sie wieder zum Leben erweckte. Lange Minuten später waren sie wach genug, um zu begreifen, was mit ihnen vorgegangen war; mit dem Erwachen trieb der Lebensgeist auch den Willen wieder an, um das Dasein zu

kämpfen. Sie klammerten sich aneinander, bemüht, wach zu bleiben. Dann gingen sie blindlings durch die Dunkelheit, setzten einen Fuß vor den anderen, und jeder Schritt bedeutete eine ungeheure Anstrengung von Körper und Geist. Shea ging voraus, ungewiß, in welcher Richtung, aber er verließ sich auf seinen von den Elfensteinen geleiteten Instinkt. ,

Lange Zeit stolperten sie durch die endlose Dunkelheit, rangen darum, bei Bewußtsein zu bleiben, während der träge Nebel sie umwallte. Das fremdartige, schlafähnliche Gefühl des Todes versuchte sie niederzuzwingen, ihre erschöpften Körper zu veranlassen, die wohlverdiente Ruhe zu suchen. Aber die Sterblichen wehrten sich mit eiserner Entschlossenheit, ihre Kraft war ein Rest von Mut und Verzweiflung, der, auch wenn alles andere dahin war, nicht aufgab.

Endlich löste sich die schwere Erschlaffung, schien sie sich zurückzuziehen in den schwarzen Nebel. Diesmal war es dem Tod nicht gelungen, den Lebenswillen zu brechen. Es würde andere Gelegenheiten geben für diese drei, aber vorläufig würden sie in der Welt der Menschen noch ein wenig länger existieren. Die Trägheit verschwand, mit ihr die Schläfrigkeit - nicht wie ein gewöhnlicher Schlaf, sondern mit der leisen Warnung einer Wiederkehr. Die drei Wanderer waren plötzlich wieder wie vorher, ihre Muskeln waren frei, der Geist war wach. Es gab nicht das Bedürfnis, zu gähnen oder sich zu strecken, sondern nur eine schwache Erinnerung, daß der Schlaf des Todes ein Schlummer ohne Empfindung, ohne Zeit war.

Lange Zeit sprachen sie nichts, obwohl sie wiederbelebt waren. Sie dachten mit dumpfer Angst an den Vorgeschmack des Todes, den sie erlebt hatten, und wußten, daß eines Tages der Augenblick kommen würde, in dem er sie aus seinem Griff nicht mehr entließ. Sekundenlang hatten sie am Abgrund gestanden und in das düstere Reich geblickt - etwas, das keinem Sterblichen vor Ablauf seiner Zeit beschieden war. So nah dem Tod gewesen zu sein, war betäubend, erschreckend, beinahe unerträglich.

Aber dann verschwanden die Erinnerungen bis auf das verschwommene Wissen, daß sie dem Tod nur knapp entronnen waren. Sie gewannen ihre Fassung wieder und suchten weiter nach einem Ende der sie erstickenden Dunkelheit. Panamon fragte Shea leise, ob er glaube, daß sie noch auf dem richtigen Weg seien, und der kleine Talbewohner nickte kurz. Was für eine Rolle spielte es, daß er es nicht wußte? dachte Shea. Welche Richtung sollten sie sonst nehmen? Wenn seine Instinkte versagten, konnte ihnen ohnehin nichts mehr helfen. Die Elfensteine hatten ihn schon einmal gerettet; er vertraute wieder auf sie. Er fragte sich, wie es Orl Fane bei dem Versuch ergangen sein mochte, die unheimliche Nebelwand zu durchschreiten. Vielleicht hatte der geistesgestörte Gnom seine eigene Methode gefunden, der tödlichen Wirkung zu entgehen, aber es erschien ihm unwahrscheinlich. Wenn der Gnom irgendwo hingestürzt war, konnte das Schwert als verloren gelten in der undurchdringlichen

Dunkelheit; sie würden es nie mehr rechtzeitig finden. Diese schreckliche Aussicht veranlaßte Shea, sich den Kopf zu zerbrechen, zu überlegen, ob das Schwert irgendwo in der Nähe liegen mochte, vielleicht nur Meter entfernt.

Dann wurde aus der Schwärze plötzlich stumpfes Grau, und die Nebelwand lag hinter ihnen. Es geschah so schnell, daß sie völlig überrascht wurden. In der einen Minute waren sie eingehüllt in Schwärze, kaum fähig, einander zu erkennen, in der nächsten standen sie erschrocken unter dem bleiernen Himmel des Nordlandes.

Sie schauten sich um in dem Land, wo sie herausgetreten waren. Es war das Trostloseste an Gegend, das Shea je gesehen hatte - noch düsterer als das Tiefland von Cleve und die unheimlichen Schwarzen Eichen im fernen Südland. Das Gelände war nackt und unfruchtbar, eine graubraune Erde gänzlich ohne Sonne und pflanzliches Leben. Nicht einmal die robustesten Sträucher hatten hier überlebt - eine stumme Warnung, daß dies wahrlich das Reich des Schwarzen Lords war. Die Erde erstreckte sich in niedrigen, unebenen Hügeln aus hartem Lehm nach Norden, nirgends war auch nur ein Grashalm zu sehen. Stumpfe Steinblocke ragten vor dem grauen Horizont empor, und an manchen Stellen gab es staubige, trockene Rinnen, wo Flüsse schon vor langer Zeit versiegt waren. Nirgends ein Lebenslaut - nicht einmal das Summen von Insekten in der lauernden Stille. Nichts war in diesem einst lebensvollen Land geblieben als der Tod. Weit im Norden, steil in den leeren Himmel aufragend, erhob sich eine Kette schroffer Gipfel. Shea wußte, ohne fragen zu müssen, daß dies die Heimat Bronas, des Dämonen-Lords, war.

»Was schlägst du jetzt vor?« fragte Panamon Creel. »Wir haben die Fährte ganz verloren. Wir wissen nicht einmal, ob unser Gnomenfreund lebendig aus der Wand herausgekommen ist. Ich glaube eher, daß er es nicht überlebt hat.«

»Wir müssen weiter nach ihm suchen«, erwiderte Shea ruhig.

»Während diese fliegenden Wesen nach uns suchen«, betonte der andere. »Das Ganze wird gefährlicher, als ich angenommen habe, Shea. Ich muß dir offen sagen, daß ich rasch das Interesse an dieser Jagd verliere - vor allem, wenn ich nicht weiß, gegen wen oder was ich kämpfe. Wir wären vorhin beinahe gestorben, und ich konnte nicht einmal sehen, was uns bedrängt hat.«

Shea nickte verständnisvoll. Er fühlte sich plötzlich als Herr der Lage. Zum erstenmal in seinem Leben machte Panamon Creel sich Gedanken darüber, ob er davonkommen konnte, und sei es mit schwer verwundetem Stolz. Es hing jetzt von Shea ab, dafür zu sorgen, daß die Reise weiterging. Keltset stand abseits, die braunen Augen auf den Talbewohner gerichtet, während die buschigen Brauen sich zusammenzogen. Wieder fiel Shea die Intelligenz in diesem Blick auf. Er wußte noch immer nichts über den Berg-Troll, hätte aber gern viel erfahren. Keltset schien der Schlüssel zu einem seltsamen, wichtigen Geheimnis zu sein, das nicht einmal Panamon Creel kannte, auch wenn er sich einer en-

gen Freundschaft mit dem Riesen rühmte.

»Die Möglichkeiten sind begrenzt«, sagte Shea nach einer langen Pause. »Wir können Orl Fane auf dieser Seite der Nebelwand suchen und das Risiko auf uns nehmen, den Schädelträgern zu begegnen, oder wir können versuchen, umzukehren...« Er verstummte, als er sah, daß Panamon blaß wurde.

»Ich gehe da nicht mehr hindurch - jedenfalls nicht gleich«, erklärte der Scharlachrote nachdrücklich. Er schüttelte heftig den Kopf und hob den Armstumpf mit dem Eisenhaken, begann aber plötzlich verlegen zu grinsen. Er war zu abgehärtet, zu erfahren, um sich längere Zeit niederdrücken zu lassen. Er kämpfte die Erinnerungen an die grausigen Geschehnisse im Nebel nieder und ermannte sich. Wenn er bei diesem Abenteuer das Leben verlieren sollte, dann mit dem Mut und der Entschlossenheit, die ihm in den vielen Jahren bisher gute Dienste geleistet hatten.

»Denken wir einmal gründlich nach«, sagte er und begann wieder auf und ab zu gehen. »Wenn der Gnom nicht durch die Nebelbarriere gekommen ist, wird das Schwert dort noch liegen - wir können es uns jederzeit holen. Aber wenn er entkommen ist wie wir, wo kann er dann...?« Er verstummte plötzlich und schaute sich in der Landschaft um. Keltset trat heran und wies auf die Gipfel an der Grenze des Schädelreiches.

»Ja, natürlich, du hast wieder einmal recht«, sagte Panamon mit schwachem Lächeln. »Er muß von Anfang an dorthin unterwegs gewesen sein. Das ist der einzige Ort für ihn.«

»Zum Dämonen-Lord?« sagte Shea leise. »Bringt er ihm das Schwert?«

Der andere nickte kurz. Shea wurde blaß bei dem Gedanken, den Gnomen bis zur Schwelle des Geisterkönigs zu verfolgen, ohne die Zauberkräfte Allanons zu Hilfe rufen zu können. Würden sie entdeckt, waren sie hilflos, wenn die Elfensteine ihnen nicht beistanden. Die Steine mochten zwar gegen die Schädelträger mächtig genug gewesen sein, aber es erschien doch höchst zweifelhaft, daß sie gegen ein so furchtbares Wesen wie Brona etwas auszurichten vermochten.

Die erste Frage war, ob es Orl Fane gelungen sein konnte, den tödlichen Nebel zu durchdringen. Sie beschlossen, dem Rand der wallenden Wand nach Westen zu folgen, um vielleicht auf die Fährte zu stoßen, die der fliehende Gnom hinterlassen haben würde. Wenn sie in dieser Richtung nichts entdeckten, gedachten sie es gen Osten zu versuchen. Sollte dann von Orl Fane noch immer keine Spur zu finden sein, mußten sie annehmen, daß er im mörderischen Nebel umgekommen war, und sie würden gezwungen sein, ihn dort zu suchen, um das Schwert zurückzuholen. Keiner war für die letzte Möglichkeit, aber Shea versprach, die Macht der Elfensteine einzusetzen, in der Hoffnung, sie würden ihnen den Weg zum Schwert weisen. Ihr Gebrauch würde zweifellos die Geisterwelt auf ihre Anwesenheit aufmerksam machen, aber sie würden dieses Risiko eingehen müssen, wenn sie in der undurchdringlichen Schwärze etwas finden wollten.

Die drei Wanderer machten sich eilig auf den Weg, und Keltset suchte unaufhörlich den Boden nach Fußspuren des Gnomen ab. Schwerlastende Wolkenhaufen verhüllten den ganzen Himmel und breiteten einen düsteren, grauen Dunst über das Nordland. Shea versuchte zu schätzen, wieviel Zeit vergangen war, seitdem sie in die Nebelwand eingedrungen waren, aber er fand keine Anhaltspunkte. Es mochten einige Stunden, konnten aber auch mehrere Tage gewesen sein. Jedenfalls nahm die graue Düsternis immer mehr zu und kündigte den Anbruch der Nacht und ein zeitweiliges Ende ihrer Suche nach Orl Fane an.

Die hochgetürmten grauen Wolken wurden dunkler und zogen schwerfällig am Himmel dahin. Der Wind war stärker geworden und fegte wild über die nackten Hügel und durch die tiefen Rinnen. Es wurde rasch kälter, so kalt, daß die drei Männer sich in ihre Jagdumhänge wickeln mußten, während sie weitergingen. Es zeigte sich bald, daß ein Sturm aufkam, und sie begriffen, daß ein starker Regenguß alle Spuren verwischen würde, die der flüchtende Gnom hinterlassen haben mochte. Und wenn sie dazu gezwungen sein sollten, zu erraten, ob er entkommen war oder nicht...

Aber durch einen glücklichen Zufall entdeckte Keltset Fußspuren auf der nackten Erde - Fußspuren, die aus der Nebelwand kamen und nach Norden führten. Der Berg-Troll zeigte Panamon Creel, daß die Abdrücke von einer kleinen Person, vermutlich einem Gnomen, stammen mußten und daß die Person dahingetorkelt war, entweder vor Erschöpfung oder weil sie verletzt war. Erbaut von dieser Entdeckung, gewiß, Orl Fanes Fährte wiedergefunden zu haben, folgten sie den Spuren in Richtung Norden, und zwar viel schneller als zuvor. Vergessen war die Qual dieses Vormittags. Vergessen war die Bedrohung durch den allgegenwärtigen Dämonen-Lord, dessen Reich unmittelbar vor ihnen lag. Vergessen waren Erschöpfung und Verzweiflung nach dem Verlust des Schwertes von Shannara. Orl Fane sollte ihnen nicht noch einmal entkommen.

Der Himmel wurde zusehends dunkler. Weit im Westen grollte Donner, ein drohendes Rumpeln, das der Wind schnell durch das ganze Nordland trug. Es würde ein schrecklicher Sturm werden, beinahe so, als habe die Natur beschlossen, dem sterbenden Land neues Leben einzuhauchen, indem sie es reinwusch, damit es wieder fruchtbarer Boden für lebende Wesen sein konnte. Die Luft war bitter kalt, und der Wind fegte mit schneidender Heftigkeit durch ihre Kleidung. Sie spürten ihn jedoch kaum, und ihre Augen suchten angestrengt den Horizont nach einer Spur ihres Opfers ab. Die Fährte sah frischer aus; Orl Fane konnte nicht mehr weit vor ihnen sein.

Die Landschaft hatte sich merklich verändert. Der Boden blieb nackt und eisenhart, überstreut mit Felsbrocken, aber er wurde immer hügeliger und rauher, so daß sie nur noch langsam vorankamen. Die rissige, trockene Erde erschwerte das Gehen besonders, weil jede Vegetation fehlte, die ein wenig Halt geboten

hätte. Als die Hügel und Täler immer steiler und schroffer wurden, kamen die drei Wanderer nur noch kletternd und abrut-schend voran.

Der zunehmende Westwind fegte nun mit ohrenbetäubendem Heulen heran und drohte die Männer manchmal umzureißen. Der Staub wirbelte in dichten Wolken auf und wehte an die Ge-sichter der Männer. Es wurde bald so schlimm, daß sie sich in einem Sandsturm wähnten. Die ganze Landschaft war windum-tost und von Sand eingehüllt. Das Atmen fiel schwer, sehen konnten sie fast gar nichts mehr, und schließlich erkannten nicht einmal mehr Keltsets scharfe Augen Spuren des Fliehenden am Boden. Wahrscheinlich gab es überhaupt nichts mehr zu sehen, so wild wirbelte der Wind die Erde auf, aber die drei gingen weiter. Aus dem fernen Donnergrollen war ein nahezu unaufhörliches Krachen geworden, während die Blitze vom Himmel herab-zuckten. Der Himmel war schwarz geworden, obwohl sie das kaum noch wahrnahmen. Vom westlichen Horizont her näherte sich ein dichter Dunst - offenkundig eine Regenwand von größ-ter Heftigkeit, vorangetrieben vom heulenden Wind. Es wurde so schlimm, daß Panamon brüllte, sie müßten stehenbleiben. »Es hat keinen Zweck! Wir müssen einen Unterschlupf finden, bevor uns der Sturm ganz erfaßt!«

»Wir können jetzt nicht aufgeben!« schrie Shea zornig, aber seine Stimme wurde vom Donnerkrachen fast übertönt.

»Sei kein Narr!« Der Räuber kämpfte sich zu ihm vor und sank auf ein Knie, während er die Augen vor dem peitschenden Sand schützte. Auf der rechten Seite sah er einen hohen Hügel mit großen, überhängenden Felsblöcken, die ein wenig Zuflucht vor der Gewalt des Sturmes zu bieten schienen. Er winkte den beiden anderen, gab es auf, weiter nach Norden vorzudringen, und wandte sich den Felsen zu. Schwere Regentropfen begannen herabzufallen und auf der Haut der Männer zu zerplatzen; das Donnerkrachen steigerte sich zu ohrenbetäubender Lautstärke. Shea starrte weiter nach Norden in die Dunkelheit, kaum bereit, Panamons Entscheidung hinzunehmen und die Verfolgung auf-zugeben, wo er doch wußte, daß sie ihrem Ziel so nah waren. Sie hatten die Felsen fast schon erreicht, als er eine Bewegung wahrnahm. Ein gleißender Blitzstrahl beleuchtete eine kleine Gestalt am Kamm eines hohen Hügels weit vor ihnen, die sich mühsam gegen den Sturm vorankämpfte. Shea schrie wild auf und packte Panamons Arm, um auf den inzwischen wieder in der Dunkelheit verschwundenen Hügel zu zeigen. Sekundenlang blieben die drei Männer wie erstarrt stehen und versuchten die Schwärze zu durchdringen, während der Regen wolkenbruchar-tig herunterschlug und sie durchnäßte. Ein zweitesmal zuckten Blitze und zeigten wieder den fernen Hügel mit der winzigen Gestalt, die noch immer versuchte, den Kamm zu erreichen. Dann war die Erscheinung verschwunden, und nur der Regen umgab sie.

»Das ist er! Das ist er!« schrie Shea. »Ich verfolge ihn!« Ohne

auf die beiden anderen zu achten, stürzte er den Hang hinunter, entschlossen, sich das Schwert nicht noch einmal entgehen zu lassen.

»Shea! Nein! Shea!« schrie ihm Panamon vergeblich nach.

»Keltset, hol ihn zurück!«

Der Riesentroll hetzte den Hügel hinunter, überholte den kleinen Talbewohner, ergriff ihn mühelos mit einem Arm und trug ihn hinauf zum wartenden Panamon. Shea wehrte sich verzweifelt und brüllte aus Leibeskräften, aber er hatte keine Chance, sich dem eisernen Griff des Riesen zu entwinden. Der Sturm erreichte seinen Höhepunkt, und der gewaltige Regen narbte die ungeschützte Erde, auf der große Brocken und Felsblöcke in tief eingeschnittene Rinnen hinabrutschten, wo sich schon reißende Bäche bildeten. Panamon führte sie in die Felsen und achtete nicht auf Sheas Drohungen und Flüche, während er nach einem Unterschlupf suchte. Nach kurzer Umschau wählte er eine Stelle oben auf dem Kamm, die auf drei Seiten von hohen Felsblöcken geschützt war. Mühsam hinaufkletternd, erreichten die drei Männer endlich erschöpft die bescheidene Zuflucht, wo sie zusammensanken. Panamon bedeutete Keltset, Shea loszulassen. Zornig wandte sich der Talbewohner dem hochgewachsenen Abenteurer zu, während ihm der Regen in Augen und Mund lief.

»Seid ihr verrückt?« tobte er im Donner und Krachen der Blitze. »Ich hätte ihn eingeholt! Ich hätte ihn...«

»Shea, hör zu!« unterbrach ihn Panamon hastig. Der Sturm schien für einen Augenblick zu erlahmen, als Shea zögerte. »Er war uns zu weit voraus, um bei diesem Wetter eingefangen zu werden. Wir wären alle weggefeigt oder von Geröllawinen mitgerissen worden. Es ist zu gefährlich bei diesem Gewittersturm, unterwegs zu sein - auch nur wenige Meter, geschweige denn Meilen. Beruhige dich. Wir können die Überreste des Gnoms suchen, wenn der Sturm vorbei ist.«

Shea wollte noch etwas einwenden, atmete aber tief ein und beruhigte sich, als seine Vernunft die Oberhand gewann. Er sah ein, daß Panamon recht hatte.

Die volle Wucht des Sturmes tobte über das ungeschützte Land, riß die nackte Oberfläche auf und gestaltete sie neu. Langsam wurden die Hügel hinabgewaschen in die überschwemmten Flußtäler, und die alten Streleheim-Ebenen weiteten sich zum riesigen Nordland. Zusammengekauert im Schutz der mächtigen Felsen, starrte Shea hinaus auf die Regenwände, die in endlosen Güssen kamen und gingen und die Trostlosigkeit des sterbenden Landes verhüllten. Es schien, als lebe nichts mehr außer ihnen. Wenn der Sturm lange genug anhielt, mochten sie alle fortgespült werden, und das Leben konnte einen neuen Anfang machen, dachte er düster.

Obwohl der Regen in ihrem kleinen Unterschlupf nicht direkt auf sie herabprasselte, entkamen sie der eisigen Feuchtigkeit nicht; in ihrer durchnäßten Kleidung fühlten sie sich elend ge-

nug. Zuerst blieben sie in erwartungsvollem Schweigen sitzen, als warteten sie darauf, daß der Sturm nachlasse und die Jagd auf Orl Fane weitergehen könne, aber mit der Zeit wurden sie des Wartens überdrüssig und begannen sich anders zu beschäftigen, überzeugt davon, daß Regen und Wind noch lange anhalten würden. Sie aßen ein paar Bissen, mehr aus Notwendigkeit, denn aus Hunger, und versuchten dann, so gut es ging, ein wenig zu schlafen. Panamon hatte zwei Decken retten können, die waserdicht verpackt gewesen waren, und er gab sie Shea. Der Talbewohner lehnte ab und wollte sie seinen Freunden überlassen, aber Keltset, den kaum etwas aus der Ruhe zu bringen schien, schlief bereits. So wickelten Panamon und Shea sich in die warmen Decken und starrten, nebeneinander sitzend, stumm ins Leere.

Nach einer Weile sprachen sie miteinander über die Vergangenheit, über ruhige Zeiten und ferne Orte, um in dieser Stunde der Einsamkeit und Trostlosigkeit etwas Gemeinsames zu haben. Wie üblich bestritt Panamon den Großteil des Gesprächs, aber die Berichte über seine Abenteuer klangen anders als sonst. Das Element der Unwahrscheinlichkeit und Tollheit fehlte, und zum erstenmal erkannte Shea, daß der scharlachrote Dieb vom wahren Panamon Creel erzählte. Es war eine beiläufige, fast sorglose Unterhaltung - wie eine von alten Freunden, die sich nach Jahren wiedersehen.

Panamon berichtete von seiner Jugend und dem schweren Leben, das den Menschen in seiner Umgebung beschieden gewesen war. Er suchte darin keine Entschuldigung für sich, verlegte sich nicht auf Ausreden, sondern erzählte schlicht von längst vergangenen Jahren, die in der Erinnerung lebendig geblieben waren. Der kleine Talbewohner wiederum sprach von seiner Kindheit mit seinem Bruder Flick und erinnerte sich an die aufregenden Ausflüge in die Wälder von DuIn. Er erzählte lächelnd von dem unberechenbaren Menion Leah, der ihm in mancher Beziehung wie ein junger Panamon Creel vorkam. Die Zeit verrann, während sie sich unterhielten, den Sturm unbeachtet ließen und zum erstenmal ein Zusammengehörigkeitsgefühl empfanden. Während die Stunden vergingen und die Dunkelheit kam, begann Shea den anderen zu verstehen, ihn kennenzulernen, wie er es nie für möglich gehalten hätte. Vielleicht konnte sich auch der Scharlachrote besser in den kleinen Talbewohner einfühlen. Shea hoffte es.

Als die Nacht herabsank und auch der Regen aufhörte, so daß nichts blieb als das Tosen des Windes und das Gluckern und Rauschen des Wassers, drehte sich das Gespräch um den schlafenden Keltset. Leise stellten die beiden Männer Mutmaßungen über die Herkunft des riesigen Berg-Trolls an, versuchten zu entdecken, was ihn hergeführt hatte, wie er dazu gekommen war, die selbstmörderische Wanderung ins Nordland zu wagen. Er war im Charnal-Gebirge zu Hause, das wußte Panamon, und vielleicht wollte er in seine Heimat zurückkehren, aber er war

von dort nicht vertrieben worden - jedenfalls nicht von seinen eigenen Leuten. Vielleicht von einer anderen Macht? Der Schädelträger hatte ihn auf Anhieb erkannt - wieso? Selbst Panamon gab zu, daß Keltset mehr war als ein bloßer Dieb und Abenteurer. Etwas Unbegreifliches mußte mit ihm geschehen sein, ein schreckliches Geheimnis, das er mit keinem teilen wollte. In den Augen des Schädelträgers war Angst zu lesen gewesen. Die beiden Männer wickelten sich schließlich fester in ihre Decken und schliefen ein.

Kapitel 14

»Du da! He! Bleib stehen!«

Der scharfe Befehl tönte aus der Dunkelheit hinter Flick und drang wie ein Messer ins Zentrum seines schon erlahmenden Mutes. Der Talbewohner drehte sich voller Entsetzen um, so verstört, daß er nicht einmal mehr in der Lage war, die Flucht zu versuchen. Nun hatte man ihn endlich doch entdeckt. Es war nutzlos, das Jagdmesser zu ziehen, aber seine Finger blieben doch um den Griff geklammert, während er die herannahende Gestalt anstarrte. Er beherrschte die Gnomensprache kaum, aber der Befehl war unmißverständlich gewesen. Starr sah er zu, wie die stämmige, fluchende Gestalt sich aus der Dunkelheit zwischen den Zelten löste.

»Steh nicht einfach herum!« fauchte die Stimme. »Hilf mit!« Entgeistert schaute Flick sich die gedrungene Gestalt genauer an, die auf ihn zuschlurfte, die Arme beladen mit Tellern und Tabletts, nahe daran, beim nächsten Schritt alles fallenzulassen. Flick sprang hinzu und nahm dem anderen einen Teil der Last ab. Der Geruch frisch gekochten Fleisches und verschiedener Gemüse stieg ihm in die Nase.

»So, das ist schon viel besser.« Der breitgebaute Gnom atmete erleichtert auf. »Noch ein Schritt, und ich hätte alles hingeworfen. Eine ganze Armee im Lager, und keiner hilft mir, das Essen für die Häuptlinge zu tragen. Keiner! Ich muß alles alleine machen. Man möchte toll werden - aber dir bin ich dankbar. Ich Sorge dafür, daß du eine gute Mahlzeit bekommst.«

Flick verstand nur jedes zweite Wort des Geschwätzigen, und es war auch gar nicht wichtig. Worauf es ankam, war, daß man ihn nicht erkannt hatte. Flick atmete auf und balancierte die Teller, während sein neuer Begleiter munter weiterschwätzte. Flick nickte in Abständen, um zu zeigen, daß er der Meinung des anderen sei, auch wenn er fast nichts verstand. Seine Blicke huschten dabei unablässig über die Schatten zwischen den Zelten.

Er mußte in dieses eine Zelt gelangen, dieser Gedanke ließ ihn nicht los; er mußte wissen, was dort vorging. Der Gnom neben ihm setzte sich plötzlich, wie auf ein Stichwort hin, in Bewegung und ging mit vorsichtigen Schritten auf das Zelt zu, das kleine, gelbe Gesicht halb zur Seite gedreht, um weiter auf Flick einreden

zu können. Es gab keinen Zweifel mehr; sie lieferten das Essen in dieses Zelt, das den Häuptlingen der beiden Nationen, aus denen die Riesenarmee sich rekrutierte, gehörte und dem furchtbaren Schädelträger.

Das ist Wahnsinn, dachte Flick plötzlich; man wird mich sofort entdecken. Aber er mußte einen Blick ins Innere werfen! Dann standen sie am Eingang, vor den beiden riesigen Troll-Wachen, die sie überragten wie Bäume zwei Grashalme. Flick brachte es nicht über sich, seinen Blick zu erheben, da er wußte, daß er, hätte er das getan, nur auf eine gepanzerte Brust gestarrt hätte.

Flicks selbsternannter Freund piffte trotz seiner Winzigkeit die Wachen an, gefälligst Platz zu machen und sie hineinzulassen, bevor das Essen kalt zu werden drohe. Einer der Posten trat in das hell beleuchtete Innere des Zeltes und sprach mit jemandem, dann tauchte er wieder auf und winkte die beiden Essenträger hinein. Der kleine Gnom nickte Flick über die Schulter zu, bevor er an den beiden Wachen vorbei ins Zelt trat, und Flick folgte ihm bangen Herzens, kaum fähig zu atmen. Flick schickte ein Stoßgebet zum Himmel und flehte um ein weiteres Wunder.

Das Innere des großen Zeltes war von großen Fackeln auf eisernen Pfosten um einen schweren Holztisch in der Mitte gut beleuchtet. Trolls verschiedener Größe eilten im Zelt hin und her, manche mit zusammengerollten Landkarten unter den Armen. Andere setzten sich zur langerwarteten Mahlzeit nieder. Alle trugen die militärischen Abzeichen der Maturen - Troll-Kommandeure.

Der rückwärtige Teil des Zeltes war abgeteilt von einem schweren Gobelin, den nicht einmal das helle Fackellicht zu durchdringen vermochte. Die Luft im Zelt war rauchig und verbraucht, so daß Flick das Atmen schwerfiel. Überall lagen Waffen und Rüstungsteile, an Pfosten hingen Schilde. Flick spürte die Gegenwart des Schädelträgers ganz deutlich; es konnte keinen Zweifel daran geben, daß dieser sich hinter dem als Trennwand dienenden Gobelin befand. Ein Wesen wie dieses aß nichts - sein sterbliches Ich war längst zu Staub zerfallen, und der Geist in ihm benötigte nur das Feuer des Dämonen-Lords, um seinen Hunger zu stillen.

Plötzlich entdeckte der Talbewohner etwas anderes. In der Nähe des Gobelins, halb verborgen durch die von den Fackeln erzeugten Rauchwolken und die hin- und hereilenden Trolle, saß auf einem hohen Stuhl eine undeutlich wahrnehmbare Gestalt. Flick zuckte unwillkürlich zusammen, für einen Augenblick davon überzeugt, Shea vor sich zu haben. Die hungrigen Trolle kamen auf Flick zu, griffen nach den vollen Tellern und trugen sie zum Tisch, so daß sie für kurze Zeit Flicks Sicht einschränkten. Die Trolle unterhielten sich halblaut miteinander, während sie Flick und dem Gnom das Essen abnahmen, aber ihre Sprache war dem kleinen Talbewohner völlig unverständlich. Er gab sich Mühe, noch mehr in seinen Mantel hineinzukriechen und nur

ganz tief unter der Kapuze hervorzulugen. Eigentlich hätte er auffallen müssen, aber die Troll-Befehlshaber waren müde und hungrig und viel zu sehr mit ihren Invasionsplänen beschäftigt, um auf den ungewöhnlich großen Gnomen zu achten, der ihnen das Essen gebracht hatte.

Die letzten Tablettts wurden Flick und dem kleinen Gnomen abgenommen und auf den Tisch gestellt, während die Maturen sich dort versammelten. Der kleine Gnom, der Flick mit ins Zelt gebracht hatte, wandte sich zum Ausgang, aber Flick zögerte noch einen Augenblick, um die Gestalt an der Rückseite des Zeltes genauer zu betrachten.

Es war nicht Shea. Der Mann war ein Elf, etwa Mitte Dreißig, mit kräftigen, intelligenten Zügen. Auf diese Entfernung war mehr nicht auszumachen, aber Flick glaubte, Eventine vor sich zu haben, den jungen Elfenkönig, der nach Allanons Überzeugung entscheidend für Sieg oder Niederlage des Südlandes sein mochte. Im Westland, dem großen, fernen Reich der Elfen, gab es die mächtigste Armee der freien Welt. Wenn das Schwert von Shannara unwiederbringlich verloren war, besaß allein dieser Mann die Macht, den Dämonen-Lord aufzuhalten - dieser Mann, ein Gefangener, dessen Leben jeden Augenblick ausgelöscht werden konnte.

Flick spürte eine Hand auf seiner Schulter und zuckte heftig zusammen.

»Los, los, wir müssen gehen«, flüsterte ihm der kleine Gnom zu. »Du kannst ihn ein andermal anstarren. Er wird hier sein.«

Flick zögerte erneut, als ein tollkühner Plan in ihm reifte.

Hätte er sich Zeit genommen darüber nachzudenken, wäre er gewiß davor zurückgeschreckt, aber diese Zeit hatte er nicht, und über vernünftige Überlegungen war er längst hinaus. Es war bereits zu spät, aus dem Lager zu entfliehen und zu Allanon zurückzukehren, bevor es hell wurde, und er hatte sich hierher gewagt, um eine wichtige Aufgabe zu erfüllen. Er gedachte noch nicht zu gehen.

»Los, sage ich, wir müssen... He, was soll das?« Der kleine Gnom schrie unwillkürlich auf, da Flick ihn grob am Arm gepackt hatte und auf die Troll-Kommandeure zustieß, die im Essen innehielten, als der Aufschrei durch das Zelt gellte. Sie starrten die beiden kleinen Gestalten verwundert an. Flick hob eine Hand und deutete fragend auf den gefesselten Gefangenen. Die Trolle folgten mechanisch seinem Blick. Flick wartete atemlos, bis einer der Trolle einen kurzen Befehl bellte, während die anderen nickten und die Achseln zuckten.

»Du bist verrückt, du hast den Verstand verloren!« keuchte der kleine Gnom entsetzt. »Was kümmert es dich, ob der Elf zu essen bekommt oder nicht? Was geht es dich an, ob er verhungert?«

Ein Troll rief sie zu sich, eine verkrümmte Hand reichte ihnen einen vollen Teller. Flick zögerte kurz und warf einen Blick auf seinen fassungslosen Begleiter, der den Kopf schüttelte und vor

sich hinmurrte.

»Schau nicht mich an!« knurrte er. »Das war deine Idee! Du kannst ihn füttern!«

Flick verstand nicht alles, was der Gnom sagte, begriff aber den Sinn und beeilte sich, den Teller an sich zu nehmen. Zu keinem Zeitpunkt blickte er länger als für einen Moment in andere Gesichter, und selbst dann verbarg die tief herabgezogene Kapuze seine Züge. Er hielt den Mantel eng um sich gewickelt, als er auf den Gefangenen zuing, frohlockte aber innerlich über das Gelingen seines Plans. Wenn er nah genug an Eventine herankam, konnte er ihm klarmachen, daß Allanon in der Nähe war und man einen Befreiungsversuch unternehmen werde. Sorgenvoll warf er einen Blick über die Schulter. Die Trolle hatten sich wieder über ihre Teller gebeugt, und nur der kleine Koch sah ihm nach. Wenn Flick diesen Streich an irgendeinem anderen Ort als inmitten des feindlichen Lagers versucht hätte, wäre er wohl auf der Stelle entdeckt worden. Aber hier, im Hauptquartier der Befehlshaber, wo der schwarze Schädelträger nur Meter entfernt war, das Zelt umgeben von Tausenden von Soldaten, kam niemand auf den Gedanken, jemand könnte sich ins Lager oder gar in dieses bewachte Zelt eingeschlichen haben.

Flick ging ruhig auf den Gefangenen zu, das Gesicht unter der Kapuze verborgen, den Teller ausgestreckt. Eventine war von normaler Größe und Statur eines Mannes, wenn auch groß für einen Elf. Er trug Waldbewohnerkleidung, darüber die Reste eines Kettenpanzers, auf dem noch das Abzeichen des Hauses Elesedil undeutlich erkennbar war. Sein kräftig geschnittenes Gesicht zeigte Spuren von Schlägen und Wunden, Zeichen der Schlacht, die mit seiner Gefangennahme geendet hatte. Auf den ersten Blick schien nichts Besonderes an ihm zu sein; er stach nicht auf Anhieb hervor. Seine Miene blieb ausdruckslos, als Flick vor ihm stehenblieb. Offenbar gingen seine Gedanken in eine andere Richtung. Dann bewegte er ein wenig den Kopf, und die dunkelgrünen Augen richteten sich auf die kleine Gestalt. Als Flick die Augen sah, erstarrte er. Sie spiegelten eine wilde Entschlossenheit, eine unbeugsame Charakterstärke und innere Überzeugung wider, die Flick auf irgendeine Weise an Allanon erinnerten. Sie griffen in ihn hinein, packten, bildlich gesprochen, seinen Geist und verlangten seine Aufmerksamkeit, seinen Gehorsam. Er hatte diesen Blick noch bei keinem gesehen, nicht einmal bei Balinor, den sie alle als natürliche Führerpersönlichkeit anerkannten. Wie die des schwarzen Druiden erschreckten ihn die Augen des Elfenkönigs. Flick senkte den Blick auf den Teller und überlegte. Mechanisch spießte er einen Fleischbissen mit der Gabel auf. Dieser Winkel des Zeltes war nur schwach beleuchtet, und der Rauch trug dazu bei, seine Bewegungen vor dem Feind zu verbergen. Nur der kleine Gnom beobachtete ihn, aber ein einziger Fehler würde genügen, um alle auf ihn zustürzen zu lassen.

Er hob langsam den Kopf, bis der Fackelschein sein Gesicht

für den aufmerksamen Gefangenen erhellte. Als ihre Blicke einander begegneten, huschte ein Zucken der Überraschung über das sonst ausdruckslose Elfengesicht, und eine Braue hob sich. Flick schob schnell die Lippen vor, um Schweigen zu gebieten, und blickte wieder auf den Teller. Eventine konnte sich nicht selbst bedienen, so daß Flick begann, ihn zu füttern. Der Elfenkönig wußte nun, daß er kein Gnom war, aber Flick fürchtete, belauscht zu werden, wenn er mit dem König sprach, selbst im Flüsterton. Er dachte plötzlich daran, daß hinter dem dicken Gobelin der Schädelträger lauerte, und wenn er ein scharfes Hörvermögen besaß... Aber es gab für Flick keine Wahl; er mußte, bevor er ging, mit dem Gefangenen sprechen. Eine zweite Gelegenheit mochte sich nicht ergeben. Er nahm seinen ganzen Mut zusammen, als er die Gabel an Eventines Mund führte.

»Allanon.«

Das Wort war nur gewispert, kaum vernehmbar. Eventine öffnete den Mund und nickte schwach, das Gesicht versteinert. Flick hatte genug. Es war Zeit, von hier zu verschwinden, bevor ihn das Glück im Stich ließ. Er drehte sich langsam um und ging zurück zu dem wartenden Gnomenkoch, der halb nervös, halb angewidert wirkte. Die Troll-Befehlshaber speisten noch immer, als er an ihnen vorbeiging, und unterhielten sich leise. Sie hoben nicht einmal die Köpfe. Flick gab dem kleinen Gnom den Teller, murmelte etwas Unverständliches und hastete dann hinaus, vorbei an den Wachen, bevor sein verblüffter Begleiter reagieren konnte. Während er scheinbar unbekümmert davonschlenderte, trat der Gnom aus dem Zelt und schrie ihm etwas nach, das Flick nicht verstand. Der kleine Talbewohner drehte sich um und winkte dem Koch zu, bevor er in der Dunkelheit verschwand. Im Morgengrauen begann die Nordland-Armee nach Süden, Richtung Callahorn, zu marschieren. Flick hatte vorher nicht aus dem Lager entweichen können; während also Allanon verbittert, und sorgenvoll von seinem Versteck zwischen den Felsen aus hinabblickte, war das Objekt seiner Befürchtungen gezwungen, seine Verkleidung einen Tag länger zu tragen. Die schweren Regenfälle am Morgen hatten Flick beinahe dazu veranlaßt, einen Fluchtversuch zu wagen, weil er überzeugt davon war, die Regengüsse würden Allanons Farbe von seiner Haut waschen und ihn entlarven. Aber eine Flucht bei Tag erwies sich als undurchführbar; er wickelte sich fest in seinen Umhang und versuchte möglichst wenig aufzufallen. Zu seiner Freude schien die gelbliche Tönung seiner Haut nicht zu verschwinden. Sie verblaßte zwar ein wenig, aber im allgemeinen Durcheinander des Aufbruchs schien das niemand zu bemerken. Tatsächlich war es das schreckliche Wetter, das Flick vor einer Entdeckung bewahrte. Wäre es ein warmer, trockener Sommertag voll Sonnenschein gewesen, hätten die Soldaten viel eher Gelegenheit zu Scherzen und Albernheiten gehabt, und außerdem wäre kein schwerer Jagdumhang nötig gewesen, in dem man nur geschwitzt hätte. Flick hätte ihn ablegen müssen, wie die anderen, und sich damit

sofort verraten. Im hellen Licht wäre er auf der Stelle entdeckt worden. Der heftige Regen, der Flick davor rettete, erlaubte ihm, sich abseits zu halten, während die riesige Invasionsarmee durch das Grasland in das Königreich Callahorn einmarschierte. Das schlechte Wetter hielt den ganzen Tag an und, wie sich herausstellen sollte, noch Tage darauf. Die dunklen Wolken verbarrikadierten sich zwischen Sonne und Erde in riesigen, hochgetürmten Massen. Der Regen prasselte unbittlich herunter, gepeitscht vom Wind, oder nieselte melancholisch, um den falschen Glauben zu wecken, früher oder später müsse es damit doch ein Ende haben. Die Luft war kühl, manchmal sogar schneidend kalt, und die durchnästen Soldaten froren erbärmlich blieb beim Marsch den ganzen Tag auf den Beinen, völlig durchnäßt, aber erleichtert darüber, daß er sich bewegen konnte, ohne aufzufallen. Er vermied es, länger bei irgendeiner Gruppe zu bleiben und wich allen Situationen aus, die dazuhattenführen können, daß sich ein Gespräch entwickelte. Die Nordland-Armee war so riesig, daß es leichtfiel, sich immer wieder anderen Trupps anzuschließen, und überdies kam ihm noch zu Hilfe, daß es keine Bemühungen zu geben schien, irgendeine Marschdisziplin aufrechtzuerhalten. Entweder nahm man es mit der Disziplin im allgemeinen nicht so genau, oder die einzelnen Soldaten waren so gedrillt, daß man keine Offiziere als Aufsicht brauchte. Flick konnte sich letzteres eigentlich nicht vorstellen und vermutete, daß die Angst vor den allgegenwärtigen Schadelträgern und ihrem unheimlichen Meister die Trolle und Gnome daran hinderte, sich irgendwelche Frechheiten zu erlauben. Jedenfalls blieb der kleine Talbewohner ein unauffälliger Angehöriger der Nordland-Streitmacht. Er gedachte den Einbruch der Nacht abzuwarten, bevor er die Flucht ergriff, um Allanon wiederzufinden.

Am späten Nachmittag hatte die Armee den über die Ufer getretenen oberen Mermidon unmittelbar gegenüber der Inselstadt Kern erreicht. Wieder schlug die Armee ein Lager auf. Die Befehlshaber begriffen, daß der Mermidon infolge der schweren Regenfälle nicht ohne große Risiken überwunden werden konnte; man würde auch unter normalen Bedingungen viele riesengroße Flöße brauchen, um die Soldaten überzusetzen und das andere Ufer zu erobern. Es gab keine Flöße, also mußten sie gebaut werden. Das erforderte mehrere Tage, und man rechnete damit, daß bis dahin der Regen nachlassen, das Hochwasser zurückgehen und eine unbehinderte Überquerung des Stroms möglich sein würde. Auf der anderen Seite, in Kern, war die Streitmacht entdeckt worden, während Menion Leah noch im Hause Shirl Ravenlocks schlief, und die Menschen gerieten in Panik, als sie das Ausmaß der Gefahr, in der sie schwebten, erkannten. Die feindliche Invasionstruppe konnte es sich nicht leisten, Kern zu umgehen und direkt nach Tyrsis vorzustoßen. Kern mußte genommen werden; infolge der verringerten Garnison würde das nicht schwer sein. Nur der anschwellende Fluß

und der Sturm verhinderten zunächst den Angriff. Flick wußte von diesen Dingen nichts und dachte nur an die Flucht. Der Sturm mochte in wenigen Stunden aufhören, so daß Flick mitten im feindlichen Lager der Entdeckung ausgesetzt war. Schlimmer noch, die Invasion ins Südland hatte begonnen, und jeden Tag konnte es zu einer Schlacht mit der Grenzlegion kommen. Er konnte in die Gefahr geraten, als vermeintlicher Gnom gegen seine eigenen Freunde kämpfen zu müssen. Flick hatte sich seit seiner ersten Begegnung mit Allanon vor Wochen in Shady Vale sehr verändert. Er hatte eine innere Kraft und Reife erlangt, ein Selbstvertrauen, dessen er sich nie für fähig gehalten hätte. Aber die vergangenen vierundzwanzig Stunden hatten ihn auf eine überaus harte Probe gestellt, eine so harte, daß selbst der erfahrene Höndel daran zu beißen gehabt hätte. Der kleine Talbewohner, unerfahren und verwundbar, spürte, daß er nahe daran war, die Nerven zu verlieren, sich ganz dem schrecklichen Gefühl von Angst und Zweifel zu überlassen, das ihn bei jedem Schritt begleitete.

Shea war der Anlaß für seine Entscheidung gewesen, die gefährvolle Reise nach Paranor zu wagen, und mehr noch, er war derjenige gewesen, der einen beruhigenden Einfluß auf den pessimistischen, mißtrauischen Flick ausgeübt hatte. Nun war Shea schon seit vielen Tagen spurlos verschwunden, niemand wußte, ob er überhaupt noch lebte, und sein Bruder gab zwar nicht die Hoffnung auf, ihn früher oder später wiederzufinden, aber er hatte sich auch in seinem ganzen Leben noch nie so einsam gefühlt. Nicht nur befand er sich in einem fremden Land, hineingezogen in ein wahnsinniges Unternehmen gegen ein geheimnisvolles Wesen, das nicht einmal von dieser Welt war, sondern er stand auch noch ganz allein inmitten Tausender von Nordländern, die ihn ohne Bedenken töten würden, sobald sie entdeckten, wer er in Wirklichkeit war. Die ganze Situation war unerträglich, und er fing an zu bezweifeln, daß irgend etwas von seinen Handlungen sinnvoll gewesen sei.

Während die riesige Armee am Ufer des Mermidon im Schatten der Abenddämmerung kampierte, irrte ein bedrückter, angstvoller Flick unsicher durch das Lager und versuchte verzweifelt, an seiner Entschlossenheit festzuhalten. Es regnete immer noch unablässig, und aus den Soldaten wurden verschwommene Schatten, die durcheinanderwimmelten, während das Wasser alles durchtränkte. Bei solchem Wetter konnte man nicht einmal Lagerfeuer entzünden, so daß der Abend dunkel und undurchdringlich blieb. Flick schlich lautlos herum und registrierte den Ort des Hauptquartiers, die Anordnung der Gnomen- und Troll-Streitkräfte und die Aufstellung der Postenlinien, da er glaubte, sein Wissen könne für Allanon von Nutzen sein, wenn es darum ging, die Flucht des Elfenkönigs in die Wege zu leiten.

Ohne Schwierigkeiten fand er das große Zelt wieder, in dem die Maturen der Trolle und ihr wertvoller Gefangener unterge-

bracht waren, aber es war, wie das ganze Lager, dunkel und kalt, eingehüllt in Nebel und Regen. Er hatte nicht einmal die Gewißheit, daß Eventine sich dort noch aufhielt; er mochte in ein anderes Zelt gebracht oder auf dem Marsch nach Süden fortgeschafft worden sein. Die beiden riesigen Troll-Wachen standen nach wie vor am Zelteingang, aber im Inneren schien sich nichts zu regen. Flick starrte das Zelt lange an und schlich wieder davon.

Als die Nacht herabsank und die Soldaten sich zum Schlafen niederlegten, beschloß Flick, die Flucht zu wagen. Er hatte keine Ahnung, wo er Allanon finden konnte; er vermutete nur, daß der Druide der Invasionsarmee nach Süden gefolgt war. In der Dunkelheit und im Regen würde es nahezu unmöglich sein, ihn aufzustöbern, und er konnte bestenfalls hoffen, sich irgendwo verbergen zu können, bis es hell wurde, um dann auf die Suche zu gehen. Er huschte zum Ostrand des Lagers, stieg vorsichtig über schlafende Gestalten, wand sich zwischen Bagage und Rüstungen hindurch, noch immer in seinen durchnässten Jagdumhang gehüllt.

Er hätte in dieser Nacht wohl sogar ohne jede Verkleidung durch das Heerlager gehen können. Zur Dunkelheit und dem inzwischen nachlassenden Regen kam noch ein tief hängender, wallender Nebel, der über das Grasland herangekrochen war und alles so dicht einhüllte, daß man kaum zwei Meter weit sehen konnte. Ohne es zu wollen, dachte Flick wieder an Shea. Die Suche nach seinem Bruder war der eigentliche Anlaß für ihn gewesen, sich ins Lager zu schleichen. Er hatte über Shea nichts erfahren, allerdings damit auch kaum gerechnet. Er war durchaus darauf vorbereitet gewesen, entdeckt und gefangengenommen zu werden, kaum, daß er sich ins Lager geschlichen hatte, aber noch immer war er frei. Wenn er jetzt zu entkommen und Allanon zu finden vermochte, wenn es ihnen gelingen sollte, den Elfenkönig zu befreien und...

Flick blieb plötzlich stehen und duckte sich neben einem mit Segeltuch abgedeckten Bagagestapel. Selbst wenn er auf irgendeine Weise den Druiden ausfindig machte, was konnten sie für Eventine tun? Es erforderte Zeit, Balinor in der ummauerten Stadt Tyrsis zu erreichen, und viel Zeit blieb ihnen nicht mehr. Was würde aus Shea werden, während sie sich bemühten, Eventine zu befreien - wer war für das Südland wichtiger als Flicks Bruder, seitdem das Schwert von Shannara verlorengegangen war? Aber vielleicht wußte Eventine etwas über Shea? Vielleicht wußte er, wo Shea sich befand - vielleicht sogar, wohin man das mächtige Schwert gebracht hatte?

Flicks erschöpftes Gehirn begann die Möglichkeiten zu überdenken. Er mußte Shea finden; nichts war im Grunde wichtiger für ihn. Es gab niemanden mehr, der ihm helfen konnte, seitdem Menion sich auf den Weg gemacht hatte, die Städte von Callahorn zu warnen. Selbst Allanon schien seine gewaltigen Reserven ohne Erfolg ausgeschöpft zu haben. Aber Eventine mochte wissen, wo Shea war, und Flick allein war in der Lage,

in diesem Punkt etwas zu unternehmen.

Fröstelnd wischte er sich den Regen vom Gesicht und starrte in den Nebel. Wie konnte er auch nur daran denken, dort noch einmal hinzugehen? Er stand am Rande der Panik und Erschöpfung, selbst wenn er kein weiteres Risiko mehr auf sich nahm. Aber die Nacht war ideal geeignet - dunkel, neblig, undurchdringlich. Eine solche Gelegenheit mochte sich in der kurzen, noch verfügbaren Zeit nicht mehr einstellen, und niemand konnte sie nutzen außer ihm. Wahnsinn - Wahnsinn! dachte er verzweifelt. Wenn er noch einmal hinging, wenn er versuchte, Eventine auf eigene Faust zu befreien... würde man ihn töten.

Aber plötzlich entschied er, daß dies genau das war, was er tun würde. Shea war der einzige, der ihm wirklich am Herzen lag, und der Elfenkönig schien allein Kenntnis davon zu haben, was mit seinem vermißten Bruder geschehen war. Flick war alleine so weit gekommen, hatte vierundzwanzig qualvolle Stunden lang versucht, sich zu verbergen, am Leben zu bleiben in einem Lager voller Feinde, die ihn nicht zu bemerken schienen. Es war ihm sogar gelungen, in das Zelt der Troll-Kommandeure vorzudringen, nah genug an den großen König des Elfenvolks heranzukommen, um ihm eine kurze Nachricht zu übermitteln. Vielleicht war dies alles das Ergebnis blinden Zufalls gewesen, ein flüchtiges Wunder, aber konnte er jetzt die Flucht ergreifen, obwohl er so wenig vorzuweisen hatte? Er lächelte schwach über sein eigenes dumpfes Gefühl für das Heroische. Eine unwiderstehliche Herausforderung gewann Macht über ihn, nachdem er sich bislang immer erfolgreich dagegen gewehrt hatte. Wahrscheinlich würde sie seinen Untergang herbeiführen. Frierend, erschöpft, dem seelischen und körperlichen Zusammenbruch nahe, gedachte er trotzdem diesen letzten Einsatz zu wagen, einfach, weil die Umstände ihn zu dieser Zeit an diesen Ort geführt hatten. Ihn allein. Menion Leah würde grinsen, wenn er das sehen könnte, dachte Flick grimmig und wünschte sich gleichzeitig, der wilde Hochländer möge hier sein, um ihm etwas von seinem unbekümmerten Mut abzugeben. Aber Menion war nicht hier, und die Zeit verrann schnell.

Dann war er, fast ohne es selbst zu merken, durch das Lager zurückgegangen und kauerte atemlos vor dem großen Maturen-Zelt. Regen und Schweiß rannen in kleinen Bächen über sein erhitztes Gesicht in die tropf nasse Kleidung, während er regungslos auf das Zelt starrte. Von neuem überfielen ihn die Zweifel. Das grauenhafte Wesen, das dem Dämonen-Lord diente, war beim erstenmal dortgewesen, ein schwarzes, seelenloses Instrument des Todes, das Flick vernichten würde, ohne nachzudenken. Es mochte auch jetzt im Zelt sein, schlaflos wachend, wartend, vorbereitet auf eben einen solchen Versuch, wie Flick ihn unternehmen wollte. Schlimmer noch, der Elfenkönig konnte fortgebracht worden sein...

Flick schob die Zweifel beiseite und atmete tief ein. Langsam

nahm er seinen ganzen Mut zusammen, den Blick auf das Zelt gerichtet, das in der Dunkelheit als nebliger Schatten aufragte. Er konnte nicht einmal die Umrisse der riesigen Troll-Wachen erkennen. Er griff unter den Umhang und zog das kurze Jagdmesser hervor, seine einzige Waffe. Er prägte sich innerlich noch einmal die Stelle ein, wo Eventine bei der ersten Begegnung gesessen hatte, dann kroch er langsam vorwärts.

Er kauerte an der nassen Leinwand des Riesenzelts, den kalten Stoff am Gesicht, während er auf die Geräusche im Inneren lauschte. Eine Viertelstunde verging, während er regungslos im Dunkeln verharrte und die Atemzüge und Schnarchlaute im Zelt an sein Ohr dringen ließ. Er erwog kurz, durch den Eingang ins Zelt zu schleichen, verwarf diesen Gedanken aber wieder, weil er wußte, daß er im Dunkeln über eine Anzahl schlafender Trolle würde hinwegsteigen müssen, um dorthin zu gelangen, wo er Eventine vermutete. Statt dessen suchte er sich die Stelle aus, wo nach seiner Erinnerung der schwere Gobelin als Trennwand hing - die Ecke, wo der Elfenkönig an einen Stuhl gefesselt gewesen war. Er stach das Messer in die Leinwand und begann senkrecht zu schneiden, Zentimeter für Zentimeter.

Er konnte sich später nicht mehr erinnern, wie lange er gebraucht hatte, um die Zeltwand aufzuschlitzen. Es schien eine Ewigkeit zu dauern, und er wagte dabei kaum zu atmen. Mit der Zeit kam er sich vor, als sei er mutterseelenallein in dem riesigen Lager, verlassen von allem menschlichen Leben im schwarzen Leichentuch des Nebels. Niemand kam in seine Nähe, jedenfalls sah er keinen vorbeigehen, und kein Laut drang an sein Ohr. Er mochte in diesen verzweifelten Minuten wahrlich allein auf der Welt sein...

Dann klaffte ein langer, vertikaler Schlitz in der Zeltwand und lud ihn ein, hineinzusteigen. Vorsichtig schob er die Hände hinein und tastete herum, fand nichts als den trockenen, aber kalten Zeltboden. Er zwängte den Kopf durch den Schlitz und starrte angstvoll in die tiefe Schwärze des Zeltinneren, wo die Trolle schliefen. Er wartete, bis seine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, und wünschte sich verzweifelt, seine Atemzüge möchten in seinen Ohren nicht so laut klingen. Er kam sich nackt und schutzlos vor.

Seine Augen brauchten viel zu lange, um sich anzupassen, und er durfte nicht riskieren, in diesen Sekunden von einem zufällig vorbeikommenden Soldaten entdeckt zu werden. Er schob seinen Körper in das Innere des Zelt. Die Atemzüge und Schnarchlaute stockten, und ab und zu drehte sich jemand auf die Seite, aber niemand wurde gänzlich wach. Flick kauerte endlose Minuten an seinem Platz und blickte in höchster Spannung um sich, bemüht, die Umrisse von Männern, Tischen und Gepäck in der Schwärze des Inneren zu erkennen.

Es schien eine Ewigkeit zu dauern, aber endlich vermochte er die am Boden liegenden Gestalten auszumachen, die fest in ihre Decken gewickelt waren. Zu seinem Erstaunen entdeckte er, daß

eine einzelne Gestalt nur Zentimeter von ihm entfernt am Boden lag. Hätte er versucht, seinen Weg gleich fortzusetzen, wäre er über den Schläfer gestolpert und hätte ihn gewiß geweckt. Die Angst flutete wieder in ihn hoch, und einen Augenblick lang mußte er die Panik niederkämpfen, die ihm die Luft abzuschnüren drohte. Er spürte, wie der Schweiß an seinem zusammengekauerten Körper herunterlief, wie seine Atemzüge immer kürzer und verkrampfter wurden. In diesen Sekunden war er sich der winzigsten Einzelheiten bewußt, sein Verstand lief Gefahr, einen Zusammenbruch zu erleiden - aber später konnte er sich an alle diese Dinge nicht mehr erinnern. Sein Gehirn löschte sie barmherzigerweise aus, und alles, was blieb, war ein scharfes Bild, eingeätzt in sein Gedächtnis, die schlafenden Maturen, und das Ziel seiner Suche - Eventine. Flick entdeckte schnell, daß die schmale Gestalt nicht mehr auf dem Stuhl in der Ecke saß, sondern nur wenige Meter von ihm entfernt auf dem Zeltboden lag. Die dunklen Augen waren offen und wachsam. Flick hatte die richtige Stelle für sein Eindringen gefunden, und nun schlich er katzengleich zum König und durchtrennte mit dem Messer die Fesseln an Hand- und Fußgelenken.

Der Elf war im Nu frei, und die beiden schattenhaften Gestalten huschten zu dem Schlitz in der Zeltwand. Eventine blieb kurz stehen, bückte sich und hob neben einem der schlafenden Trolle etwas auf. Flick wartete nicht, um zu sehen, was Eventine an sich genommen hatte, sondern schlüpfte durch den Schlitz hinaus in die neblige Dunkelheit. Dort kauerte er neben dem Zelt und schaute sich nervös um. Nur der Regen störte die Stille der Nacht. Sekunden später klaffte der Schlitz erneut, und der Elfenkönig schob sich heraus, um neben seinem Retter niederzukauern. Er hatte einen Allwetterponcho und ein Breitschwert mitgebracht. Während er in das Kleidungsstück schlüpfte, grinste er Flick an und drückte ihm herzlich die Hand. Flick lächelte und nickte.

Eventine Elessedil war also gerettet, befreit aus den Händen des Feindes. Für Flick Ohmsford war das einer der schönsten Augenblicke seines Lebens. Er hatte das Gefühl, daß das Schlimmste überstanden sei, daß die Flucht aus dem Lager gelingen mußte, sobald sie das Maturen-Zelt hinter sich hatten. Er hatte vorher nicht einmal einen Gedanken daran verschwendet, wie es weitergehen sollte, wenn er Eventine befreit haben würde, aber nun galt es vor auszuschauen. Während aber die beiden noch am Zelt kauerten, ging der Augenblick dafür verloren.

Aus dem Nichts kamen drei schwerbewaffnete Troll-Wachen heran und entdeckten die beiden Gestalten am Maturen-Zelt. Für den Bruchteil einer Sekunde erstarrten alle, dann stand Eventine langsam auf und verdeckte den Schlitz in der Zeltwand. Zu Flicks Verwunderung winkte der Elfenkönig die drei Soldaten heran und sprach fließend in ihrer Sprache auf sie ein. Die Wachen näherten sich zögernd, die langen Piken sorglos gesenkt, als sie die ihnen vertrauten Laute hörten. Eventine trat zur Seite,

um den Blick auf den Schlitz freizugeben, und nickte Flick warrend zu, als die Trolle nun vorwärtsstürzten. Flick trat rasch zurück, die Hand am Jagdmesser. Als die Trolle heranstürmten, den Blick auf die zerschnittene Zeltwand gerichtet, schlug der Elfenkönig mit dem Breitschwert zu.

Zwei von den Trollen waren zum Schweigen gebracht, bevor sie Gelegenheit fanden, sich zu verteidigen. Der dritte Troll stieß einen Schrei aus und hieb auf Eventine ein, traf ihn auch an der Schulter, stürzte aber dann leblos zu Boden. Einen Augenblick lang herrschte Stille. Flick stand leichenblaß an der Zeltwand und starrte die toten Trolle an, während der verwundete Elfenkönig vergeblich versuchte, der Blutung aus der Schulter Herr zu werden. Schon hörten sie in der Nähe scharfe Stimmen.

»Wohin?« zischte Eventine, das blutige Schwert mit der Rechten umklammernd.

Der kleine Talbewohner lief stumm auf Eventine zu und deutete in die Dunkelheit hinein. Die Stimmen wurden lauter, kamen aus allen Richtungen, und die Fliehenden huschten lautlos davon. Sie stolperten zwischen den nebelumhüllten Zelten über kleine und große Gegenstände, fanden kaum Halt auf dem nasen, glitschigen Boden, waren behindert von der Dunkelheit und dem wallenden Nebel. Die Stimmen blieben auf beiden Seiten hinter ihnen zurück, wurden aber plötzlich wieder laut, als die Leichen der Posten entdeckt wurden. Eventine und Flick hetzten weiter, während die schmetternden Laute eines Troll-Kampfhorns die nächtliche Stille zerrissen, und alle im Lager erwachten. Flick lief voraus, verzweifelt bemüht, den kürzesten Weg zum Ende des Lagers zu finden. Er rannte blindlings dahin, außer sich vor Entsetzen, nur von dem Gedanken beseelt, die Sicherheit der stillen Dunkelheit außerhalb des Lagers zu gewinnen. Eventine gab sich Mühe, mit ihm Schritt zu halten, während seine Wunde an der Schulter heftig blutete. Er rief Flick zu, vorsichtig zu sein.

Zu spät. Sein Ruf war kaum verklungen, als sie mit einer Gruppe noch schläfriger Nordländer zusammenprallten, die vom grellen Ton des Kampfhorns geweckt worden war. Alle stürzten in einem Gewirr von Armen und Beinen zu Boden.

Flick spürte, wie ihm der Umhang heruntergerissen wurde, als er sich wehrte und wild mit dem Jagdmesser auf alles einstach, was ihm in Reichweite kam. Getroffene heulten vor Schmerzen und Wut auf, die Arme und Beine zogen sich zurück, und Flick war wieder frei, sprang auf, wurde im nächsten Augenblick jedoch von einem neuen Angriff überrascht. Er sah eine herabsausende Schwertklinge schimmern, riß das Messer hoch, um den Hieb abzuwehren. Für Minuten brach das Chaos aus, als der Talbewohner sich durch das Gewühl kämpfte. Während er versuchte, sich aus dem Getümmel zu lösen, stürzte er wiederholt zu Boden, sprang aber immer wieder auf und kämpfte weiter, nach Eventine schreiend.

Was er nicht wußte, war, daß er in eine Gruppe unbewaffneter

Nordländer geraten war, die völlig überrumpelt wurden, als er sich wie ein wildes Tier mit dem Messer in ihre Mitte stürzte. Minutenlang versuchten sie, ihn festzuhalten und zu entwaffnen, aber Flick wehrte sich mit solcher Verzweiflung, daß sie ihn nicht zu überwältigen vermochten. Eventine kam ihm zu Hilfe, kämpfte sich im Gewühl zu dem jungen Mann durch und jagte die Gegner endlich in die Flucht. Sie verschwanden in der Dunkelheit, und den letzten Feind, einen großen Gnom, der sich an Flick festgeklammert hatte, hieb Eventine nieder. Er packte Flick am Kragen und zog ihn hoch. Flick wehrte sich noch für einen Augenblick, erschlaffte aber, als er sah, wer ihn festhielt. Ringsum tönten die Hörner durch das Lager, vermischt mit den Schreien der aufschreckenden Soldaten. Flick konnte nicht hören, was Eventine sagte. Sein ganzer Schädel dröhnte von den Hieben, die er abbekommen hatte.

»... schnellsten Weg hinaus finden. Nicht laufen - schnell gehen, ganz ruhig. Wenn wir laufen, fallen wir nur auf. Los jetzt!« Eventines Stimme verstummte. Seine starke Hand packte Flicks Schulter und drehte ihn herum. Sie starrten einander an, aber Flick konnte den durchdringenden Blick des Elfenkönigs nur wenige Sekunden aushaken. Er schien ihm bis in sein verkrampftes Herz zu dringen. Dann gingen sie Seite an Seite auf das Ende des Lagers zu, die Waffen in Bereitschaft. Flick dachte fieberhaft, aber mit klaren Sinnen nach, entsann sich bestimmter Merkmale im Lager, die ihm anzeigten, daß sie auf dem richtigen Weg waren. Die Angst wurde zeitweilig verdrängt von einer kalten Entschlossenheit, die er nicht zuletzt der auf ihn ausstrahlenden starken Persönlichkeit an seiner Seite zu verdanken hatte. Es mochte Allanon selbst sein, so unerschütterlich war die Selbstsicherheit, die der Elfenkönig verströmte.

Dutzende von Soldaten stürmten vorbei, manche in unmittelbarer Nähe, aber niemand hielt sie auf oder stellte sie zur Rede. Unbeachtet schritten die beiden Männer durch das Chaos, das die Armee bei dem unerwarteten Alarm erfaßt hatte. Die Schreie gellten weiterhin wild durcheinander, schienen aber schon hinter den Fliehenden zurückzubleiben. Der Regen hatte vorübergehend ganz aufgehört, aber der dichte Nebel lagerte immer noch über dem Boden und hüllte das ganze Grasland von Streleheim bis zum Mermidon ein. Flick warf einen Seitenblick auf seinen stummen Begleiter und sah mit Besorgnis, daß dieser vor Schmerzen gekrümmt ging. Der linke Arm hing schlaff herab, die Schulterwunde blutete noch immer stark. Der tapfere Elf ermüdete rasch und wurde durch den Blutverlust immer schwächer. Sein Gesicht war aschfahl und wirkte eingefallen. Unbewußt ging Flick langsam und trat näher an seinen Begleiter heran, um ihn zu stützen, sollte er schwanken.

Sie erreichten das Ende des Lagers schnell - so schnell, daß die Nachricht von den Geschehnissen am Maturen-Zelt noch nicht bis hierher gedrungen war. Die Posten wußten nicht, was vorgefallen sein mochte, aber sie waren durch die Hornrufe aufge-

scheucht worden und standen in kleinen Gruppen vor den Zelten, die Waffen in Bereitschaft. Offenbar glaubten sie, die Gefahr drohe von außerhalb des Lagers, denn ihre Blicke richteten sich hinaus in die Dunkelheit, so daß Eventine und Flick unbemerkt bis zu ihnen gelangen konnten. Der Elfenkönig zögerte nicht, sondern schritt mit gemessenen Bewegungen zwischen den Posten hindurch, auf Dunkelheit, Nebel und Verwirrung vertrauend, die ihre Entdeckung verhindern sollten.

Die Zeit lief ab. Binnen Minuten würde die ganze Armee auf den Beinen und kampfbereit sein, und sobald man entdeckt hatte, daß er entkommen war, würde man ihm Fährtsensucher nachschicken. Er konnte Sicherheit finden, wenn es ihm gelang, die Grenzen von Kern zu erreichen, genau südlich, oder wenn er sich zu den Drachenzähnen und den Wäldern im Osten durchzuschlagen vermochte. Beides würde Stunden erfordern, und seine Kraft ließ nach. Er durfte jetzt nicht *zögern*, selbst wenn es nahezu sichere Entdeckung bedeutete, ungeschützt hinauszutreten.

Kühn gingen die beiden zwischen zwei Postentrupps hindurch und sahen weder nach links noch nach rechts, als sie das freie offene Grasland erreichten. Es gelang ihnen, nicht aufzufallen, bis sie die Postenkette fast schon hinter sich hatten. Plötzlich wurden sie von mehreren Wachen gleichzeitig entdeckt, die sie anriefen. Eventine drehte sich kurz zur Seite und winkte mit dem gesunden Arm. Er erwiderte den Anruf in der Trollsprache, ohne den Schritt auch nur zu verlangsamen. Flick folgte ihm, während die Wachen ihnen unsicher nachblickten. Dann stieß einer von den Posten einen Schrei aus und lief ihnen nach. Mit erregten Bewegungen und Rufen forderte er sie auf, umzukehren. Eventine schrie Flick zu, die Beine in die Hand zu nehmen, und die Jagd begann. Die beiden Männer versuchten zu entkommen, als an die zwanzig Wachen die Verfolgung aufnahmen, ihre Piken schwenkten und wild durcheinanderbrüllten.

Es war von Anfang an ein ungleiches Rennen. Eventine und Flick waren leichtfüßiger und schlanker, und unter gewöhnlichen Umständen wären sie ihren Verfolgern rasch enteilt. Der Elfen-König war jedoch schwer verwundet, und Flick konnte sich vor Erschöpfung kaum mehr richtig auf den Beinen halten. Die Verfolger waren frisch und kräftig, ausgeruht und gut ernährt. Flick wußte, daß ihre einzige Hoffnung darin liegen konnte, sich im Nebel und der Dunkelheit zu verlieren, in der Erwartung, ihre Feinde würden sie dann nicht mehr finden.

Keuchend, mit mühsamen Schritten, trieben sie ihre Körper bis an die Grenze der Leistungsfähigkeit. Alles verschwamm vor ihren Augen, als sie auf dem glatten Gras in den wabernden Nebel hineinwankten. Sie liefen, bis sie glaubten, nicht mehr laufen zu können, und noch immer war nichts von Bergen, von Wald, von einem Versteck zu sehen.

Plötzlich tauchte aus der Dunkelheit vor ihnen eine Eisenpike auf, die Eventines Umgang durchbohrte und ihn am Boden fest-

nagelte. Die äußere Postenkette, dachte Flick entsetzt - daran hatte er nicht mehr gedacht! Eine undeutliche Gestalt tauchte aus dem Nebel auf und stürzte sich auf den am Boden liegenden Elfenkönig. Mit letzter Kraft warf sich Eventine zur Seite, um dem Schwerthieb zu entgehen. Die Klinge bohrte sich neben seinem Kopf in die Erde. Er riß seine eigene Waffe herum und in die Höhe. Die anstürmende Gestalt brach zusammen, durchbohrt von der Schwertklinge.

Flick stand wie angewurzelt und schaute sich wild nach anderen Angreifern um. Sie blieben aus. Der Posten war allein gewesen. Flick lief auf seinen Begleiter zu, riß die Pike heraus und zog den erschöpften Elfenkönig mit seiner letzten Kraft in die Höhe. Eventine machte ein paar Schritte und sank wieder zu Boden. Flick ließ sich erschrocken auf die Knie nieder und versuchte ihn auf die Beine zu bringen.

»Nein - nein, es ist aus«, stieß Eventine heiser hervor. »Ich kann nicht weiter...«

Hinter ihnen tönten die Schreie der Nordländer aus der Dunkelheit. Die Verfolger rückten näher. Wieder versuchte Flick vergeblich, die schlaffe Gestalt hochzuziehen. Diesmal reagierte Eventine gar nicht mehr. Hilflos starrte Flick in die Finsternis, das Jagdmesser umklammernd. Das war das Ende. In letzter Verzweiflung schrie er gellend in die Dunkelheit und den Nebel hinein.

»Allanon! Allanon!«

Der Ruf verhallte in der Nacht. Der Regen prasselte nun wieder auf eine schon durchtränkte Erde, und im Gras bildeten sich immer größere Lachen und kleine Seen. Bis zu Mordendämmerung war es nur noch eine Stunde. Man konnte das bei solchem Wetter schwer schätzen. Flick kauerte stumm neben dem bewußtlosen Elfenkönig und hörte, wie die Soldaten der Nordland-Armee näher und näher kamen. An ihren Stimmen war zu erkennen, daß sie gar nicht mehr weit entfernt waren, auch wenn sie ihn noch nicht gesehen hatten. Und der größte Hohn für Flick schien zu sein, daß er noch immer nicht wußte, was mit Shea geschehen war, obwohl er Eventine befreit hatte. Schreie auf seiner linken Seite ließen ihn herumfahren. Verschwommene Gestalten tauchten aus dem Nebel auf. Man hatte ihn gefunden. Grimmig stand er auf, um sie zu erwarten und zu sterben.

Einen Augenblick später explodierte die dunstige Dunkelheit zwischen ihnen in einem blendenden Feuerblitz, der aus der Erde zu brechen schien. Der ungeheure Druck schleuderte Flick zu Boden, wo er betäubt und geblendet liegenblieb. Ein Regen von Funken und brennendem Gras fiel auf ihn herab, und der Donner einer langen Reihe von Explosionen ließ den Boden erzittern. Einen Augenblick lang waren die Nordland-Soldaten schattenhafte Gestalten, erfaßt vom gleißenden Licht, im nächsten waren sie zur Gänze verschwunden. Säulen knisternder Flammen fauchten wie Riesenzungen in die Nacht empor, durch Dunkelheit und Nebel hinauf zum Himmel. Flick starrte mit zusam-

mengekniffenen Augen in den Mahlstrom der Vernichtung und glaubte, das Ende der Welt sei gekommen. Endlose Minuten lang loderte der Feuerwall himmelwärts und versengte die Nachtluft, bis die Hitze Flicks Haut zu verbrennen drohte. Dann zuckte die Wand mit einem letzten Auffauchen von Energie grell auf und verschwand in einem Wirbel von Rauch und Dampf, verschmolz mit Nebel und Regen, bis nur noch die starke Hitze der Nachtluft blieb, die sich aber rasch verflüchtigte.

Flick erhob sich vorsichtig auf ein Knie und starrte in die Leere, dann fuhr er herum, als er hinter sich jemanden eher herankommen fühlte als hörte. Aus dem wallenden Nebel und Dampf tauchte eine riesenhafte schwarze Gestalt auf, gekleidet in fließende Roben, die Arme ausgestreckt, als wolle der Todesengel sich seine Beute holen. Flick riß in dumpfem Entsetzen die Augen auf, dann erkannte er schlagartig die Gestalt, die sich ihm näherte. Es war der schwarze Wanderer. Es war Allanon.